This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Gh 63.329

Harvard College Library

FROM THE

LUCY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received 9 May 1902.

Polyphem ein Gorilla.

Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee Buch IX V. 105 ffge.

von

Dr. Th. Zell, Berlin.

Leopold Bauer.

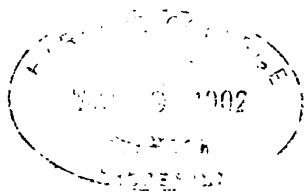
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Berlin 1901.

Verlag von W. Junk,

NW., Rathenowerstr. 22.

Gift 63,329



Lucy Osgood fund.

Vorwort.

Da die meisten Leser meines Manuskriptes mir die Versicherung gegeben haben, daß sie anfänglich die Abhandlung nicht ernsthaft aufgefaßt und sich erst später von der Richtigkeit der hier vorgetragenen Ansicht überzeugt haben, so bitte ich ähnliche Zweifler, zunächst Kapitel XIII und XIV, insbesondere Seite 171, lesen zu wollen.

Zuschriften, welche die hier aufgestellte Theorie bestätigen, wolle man gütigst an die Verlagsbuchhandlung senden. Das Gleiche wolle man mit gegnerischen Ansichten thun.

Den betreffenden Herren von den verschiedenen Fakultäten, die mir bei der Durchsicht der Arbeit behülflich waren, spreche ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank aus.

Berlin, den 30. März 1901.

Der Verfasser.

Inhaltsangabe.

			Seite
Einleitung			1
Kapitel	I.	Die Existenz von Zwergvölkern macht die Existenz von Menschen über Normalgröße wahrscheinlich	3
„	II.	Die gelehrten Kreise und die Tierwelt	11
„	III.	Abweichende Erklärung einiger Mythen	25
„	IV.	Fortsetzung	36
„	V.	Die Erklärungsversuche des Abenteuers mit dem Riesen Polyphem	50
„	VI.	Fortsetzung	58
„	VII.	Der anthropocentrische Standpunkt	68
„	VIII.	Darwinismus und Rechtswissenschaft	92
„	IX.	Gründe gegen die Darwinsche Theorie	98
„	X.	Gorilla und Orang-Utan	110
„	XI.	Wie muß Polyphem ausgesehen und gelebt haben? Gründe für die Entstehung von Staat und Recht insbesondere für die des Strafrechts	125
„	XII.	Die Schilderung Homers nach J. H. Voß	140
„	XIII.	Das eine Auge	150
„	XIV.	Zusammenstellung der Gründe, die für die hier vertretene Ansicht und gegen einen Sonnenmythus sprechen	159
„	XV.	Schlußbetrachtung	171

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 35. Nachträglich finde ich eine Bestätigung der Hypothese bei Plinius (hist. nat. 25,14 ffge.), wonach die Centauren zahlreiche Heilkräuter entdeckt haben.

Zu S. 41 Z. 17 v. u. lies τώ τε θρήκηθεν statt τώτε θρήκηθεν.

Zu S. 44 Z. 15 v. o. lies XIII statt XII und εἰσὶν statt εἰσιν.

Zu S. 45 Z. 12 v. u. lies nicht gewundene statt gerade.

Zu S. 47 Z. 7 v. o. lies barg statt verbarg.

Zu S. 65 und 66 lies Sonnengott Helios statt Apollo.

Zu S. 67 Z. 18 v. u. lies 25 statt 22.

Einleitung.

Die alten Griechen und Römer haben uns eine Reihe von merkwürdigen Nachrichten hinterlassen, die man fast allgemein als Phantasiegebilde betrachtet hat. Wider Erwarten hat sich eine ganze Anzahl von ihnen als durchaus zutreffend erwiesen. Homer weiß schon von der Existenz von Pygmäen und Herodot verlegt ihren Wohnsitz nach dem Innern Afrikas. Dort hat sie Stanley wirklich gefunden. Die Darstellung der Karte des Ptolemäus, wonach der Nil aus zwei Seen entspringt, ist durch Forschungsreisen unserer letzten Zeit bestätigt worden. Daß aufgeregte Wellen durch Öl beruhigt werden können, was z. B. Aristoteles, Plutarch und Plinius behaupteten, hat zunächst niemand glauben wollen, bis das Experiment die Wahrheit der Angabe bestätigte. Der Mythus von dem Wiederwachsen der Leber des Prometheus hat sich insofern als zutreffende Beobachtung erwiesen, als die Leber eine große Neigung zur Reproduktion zeigt, wie die Untersuchungen von Professor Ponfick ergeben haben.

Niemand hat sich wohl früher etwas dabei gedacht, wenn der Pestgott zugleich als Mäusegott bezeichnet wurde. Heute, wo wir den engen Zusammenhang zwischen der Pest und den Ratten erkannt haben, scheint in dem Attribute eine uralte Erkenntnis durchzuschimmern.

Noch im Jahre 1853 konnte ein deutscher Gelehrter den Bericht der Karthager von ihrer Fahrt nach der Westküste Afrikas und ihre Erzählung von dem Kampfe mit den Gorillas, den behaarten Menschen, als eitel Mythe erklären, heute wissen wir, daß sie gerade durch diese Erzählung wahrscheinlich gemacht ist, denn an der Westküste Afrikas leben Schimpansen, auf welche die Beschreibung durchaus zutrifft.

So scheint denn heute die Ansicht durchaus berechtigt zu sein, daß in den Angaben der Alten weit mehr Wahres enthalten ist, als wir in unserer Blödigkeit und Unkenntnis vermuteten.

Ganz besonders trifft diese Annahme auf Homer zu, wobei die Streitfrage, ob darunter einer oder mehrere Dichter zu verstehen sind, aus dem Spiele gelassen werden soll. Zwar

hat man bisher gern zugegeben, daß Homer deshalb einen so unbeschreiblichen Reiz auf alle denkenden Menschen ausübe, weil er uralte Wahrheiten in meisterhafter Form verkünde. Die Entstehung des trojanischen Krieges wegen: où est la femme, der Streit zwischen Agamemnon und Kalchas, also die uralte Differenz zwischen König und Priester, zeige das zur Genüge. Diesem Urteil muß man völlig beistimmen.

Ferner lobt man wohl die ungemein fein beobachteten Erscheinungen in der Natur, doch hält man umgekehrt die zahlreichen Mythen für Phantasieauswüchse, die bestenfalls eine Symbolisierung eines Naturvorganges enthalten.

Darin scheint eine große Ungerechtigkeit gegen Homer zu liegen. Im nachstehenden ist der Versuch gemacht worden, eine Reihe von Mythen, wie den Kampf der Kraniche mit den Pygmäen, die Centauren als Lehrmeister der Heilkunde, die Seehundsjagd des Menelaus, die Symplegaden u. s. w. in der einfachsten und natürlichsten Weise zu erklären.

Diese Erklärungen sollten jedoch nur den Boden vorbereiten für die dieser Abhandlung gestellte Hauptaufgabe, daß nämlich die Begegnung des Odysseus mit dem Cyklopen Polyphem kein Phantasiegemälde ist, sondern eine uralte Erinnerung an wirklich geschehene Ereignisse.

I.

Die Existenz von Zwergvölkern macht die Existenz von Menschen über Normalgröße wahrscheinlich.

Da im nachstehenden vielfach auf die Darwinsche Lehre Bezug genommen wird, so scheint es angebracht zu sein, sogleich im Eingange mit klaren Worten zu ihr Stellung zu nehmen. Mein Standpunkt ist folgender. Einmal stehen uns viele Tiere, namentlich die Affen, weit näher, als selbst Darwin angenommen hat (vgl. die Kapitel VII und XI über Grundsinne und Staatenform). Mit derselben Entschiedenheit muß aber auch betont werden, daß der Darwinismus in keiner Weise geeignet ist, rein mechanisch die uns umgebende Natur zu erklären (vgl. Kapitel IX). Ein gläubiges Gemüt kann also sehr wohl zugeben, daß in manchen Fällen keine Zweckmäßigkeit vorliegt, wo man sie früher angenommen hat, sondern das Resultat einer natürlichen Entwickelung. Sonst aber wird die Descendenztheorie seiner Gläubigkeit keinen Abbruch thun. Denn es bleibt trotz Darwin soviel des Wunderbaren und Unerklärlichen übrig, daß die erklärten Erscheinungen kaum in Betracht kommen.

So entschieden man es also ablehnen muß, daß die moderne Naturwissenschaft dem religiösen Glauben den Todesstoß versetzt hat, so muß man das, was unbedingt wahr ist, auch vorbehaltlos zugeben. Daß die Affen, namentlich die anthropomorphen, den Menschen körperlich und geistig — und namentlich den unzivilisierten Völkern — sehr nahe stehen, kann nur der leugnen, der aus Unkenntnis oder Böswilligkeit sich der Wahrheit verschließen will. Es brauchen hier nicht die zahllosen Ähnlichkeiten aufgezählt zu werden, welche die großen Affen mit den Menschen, namentlich mit den Negern, teilen, das kann ein jeder bei Darwin u. a. nachlesen. Überall treten die Übergänge klar zu Tage; man denke an das furchtbare Gebiß des Gorilla oder Schimpansen, an die tadellosen Zähne des Negers und die ziemlich defekten des Kulturmenschen, soweit er überhaupt noch welche besitzt. Ebenso fehlen dem Affen regelmäßig die Ohrläppchen, dem Neger manchmal, noch seltener dem Kulturmenschen.

Diese Einsicht, daß die Natur überall Übergänge liebt — natura non facit saltus, — daß es nirgendwo nur Kontraste, also etwa nur ganz kleine Berge und Flüsse und nur ganz große, oder daß es nur ganz entgegengesetzte Farben giebt, hatte schon vor Darwin bedeutende Geister zu der Überzeugung gelangen lassen, daß der Mensch keine Sonderstellung einnehmen könne. Schopenhauer grübelte bereits darüber nach, wie der Mensch ausgefallen wäre, wenn die Natur den Weg nicht über den Affen, sondern über den Hund oder Elefanten gewählt hätte.

Die ungeheure Schwierigkeit, eine wirklich richtige Definition zu geben, liegt ja eben darin, daß jede Definition eine starre Absonderung gegenüber den verwandten Erscheinungen enthält, solche starre Absonderungen aber in Wirklichkeit garnicht vorkommen. Omnis definitio periculosa est sagten schon sehr richtig die römischen Juristen. Die Definition kann mit Recht das Prokrustesbett genannt werden, das für den Begriff niemals paßt; entweder muß ihm ein Teil abgehauen oder er muß so lange gereckt werden, bis er zur Unkenntlichkeit verzerrt ist. „Die Grenzen sind nicht genau festzustellen, sondern fließend," ist eine Redensart, die man in zahllosen wissenschaftlichen Werken antrifft.

Früher hielt man die Unterscheidung von Säugetieren und Vögeln für unverrückbar gegeben, da entdeckte man das Schnabeltier, das Eier legt und eine abweichende Milchabsonderung aufwies; früher hielt man Tiere und Pflanzen für Gegensätze, die unüberbrückbar seien, heute weiß man, wie schwierig die Grenzen zu ziehen sind. Umgekehrt umfaßt dieselbe Definition Dinge, die sehr wenig mit einander zu thun haben. Der Schnupfen ist eine Krankheit, die Cholera ebenfalls, — aber welche Unterschiede bestehen zwischen beiden. So ist auch juristisch das Spielen in einer außerpreußischen Lotterie für Preußen ein Verbrechen im technischen Sinne ebenso wie der Vatermord. Auch hier zeigt sich ein gewaltiger Unterschied.

Wenn so die Natur überall Übergänge liebt, wäre es direkt wunderbar, wenn es keine dem Menschen analoge Geschöpfe gäbe. Selbst wenn die großen Affen ausgestorben wären, müßten wir sie auf Grund der gedachten Erkenntnis konstruieren.

Nun zeigen die Affen hinsichtlich ihrer Größe auffallende Unterschiede; von dem etwa 2 m großen Gorilla (vgl. S. 112) finden sich alle Größenverhältnisse bis zur Größe einer Ratte. Da liegt denn die Frage sehr nahe, ob denn nicht beim Menschen ähnliche Größenunterschiede anzutreffen sind oder gewesen sind.

Selbst wenn wir von der Existenz von Zwergvölkern nichts wüßten, müßten wir diese Frage unbedenklich bejahen. Es wäre doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Natur die Affen in den verschiedensten Größen entstehen läßt, den Menschen dagegen nur in einer gewissen Größe. Auch bei anderen Tieren finden sich analoge Größendifferenzen, so beim Hund, Hirsch (Riesenhirsch früherer Zeit und Zwerghirsch auf den Sundainseln), Antilope, Pferd, Rind, Kaninchen u. s. w.

Ohne Mühe ist einzusehen, daß zwar kleine Affen leicht ihre Existenzbedingungen finden konnten, da sie als Baumtiere und ausgezeichnete Kletterer vor einer Menge von Feinden geschützt sind, denen der aufrecht gehende kleine Mensch zum Opfer fallen müßte. Man bedenke nur, daß z. B. in Deutschland ein Mensch von noch nicht einem Meter Höhe nicht bloß die den heutigen Menschen bedrohenden wilden Tiere zum Feinde gehabt haben würde — und zwar als viel gefährlichere als sie uns sind, — sondern eine Menge anderer, die für uns unschädlich sind wie Adler, Uhu, wilde Katze, Luchs, Fuchs, großen Hecht u. s. w. Hierzu kam, daß er sich weder Pferd noch Hund zur Unterstützung ziehen konnte. Auch vermochte er sicherlich als aufrecht gehendes Geschöpf nicht so bequem in Höhlen zu flüchten wie ein vierbeiniges Tier. — So scheinen denn auch die Zwergvölker, die doch immerhin von unserer Größe nicht weit entfernt sind, ihre Existenz nur besonders günstigen Verhältnissen zu verdanken, wie z. B. in Zentralafrika dem Urwald.

Eine Bestätigung der hier geäußerten Ansicht kann man in nachstehender Mitteilung aus jüngster Zeit finden:[1])

Neuer Fund von Pygmäen aus der neolithischen Zeit von Dr. Jakob Nüesch. Bei den Ausgrabungen der prähistorischen Niederlassung am Schweizersbild wurde ein Begräbnisplatz mit vielen Gräbern aus der neolithischen Zeit entdeckt. Es befanden sich darin Skelettreste von 27 Menschen der neolithischen Steinzeit, die zu einer älteren Rasse als die bisher bekannten Pfahlbauer gehörten. Die Skelettreste gehören vierzehn erwachsenen Menschen und dreizehn Kindern unter zehn Jahren an. Unter den Erwachsenen waren fünf Skelette von außerordentlicher Kleinheit. Der Anthropologe Professor Dr. Kollmann in Basel stellte nun fest, daß diese kleinen Skelettreste nicht von Kindern, wie man ursprünglich annahm, herrühren konnten, sondern von erwachsenen, vollständig ausgebildeten, kleinen Menschen, von Pygmäen. Zum ersten Male waren hier also Pygmäen aus der neolithischen

[1]) Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. Neue Folge Bd. II Nr. 1.

Epoche der Steinzeit aufgefunden worden. Der Fund erregte Aufsehen, aber da er vereinzelt dastand, konnten immer noch Zweifel an der Existenz einer besonderen kleinen Rasse in dieser grauen Vorzeit aufkommen. Dr. Nüesch hat nun neuerdings eine Entdeckung gemacht, die diese Annahme bestätigt. Er fand im Museum von Schaffhausen in einer Schublade Skelettreste, die vor 26 Jahren von Dr. von Mandach sen. in der Grabhöhle zum Dachsenbüel, die sich zwischen den beiden prähistorischen Stationen der Schweiz, dem Keßlerloch bei Thayngen und dem Schweizersbild befindet, ausgegraben worden, aber bisher unbeachtet geblieben waren. Die beiden menschlichen Skelette wurden in beinahe völlig ausgestreckter Lage in einer gemauerten Steinkiste gefunden, deren inneres Maß 1,5 Meter Länge auf 0,4 Meter Breite betrug. Die vorhandenen Knochen, besonders die Röhrenknochen sind ziemlich gut erhalten und zeigten nach der Untersuchung des Dr. Nüesch auffallende Übereinstimmung im Bau und in der Länge mit denen des Schweizersbildes. Eins der Pygmäenskelette vom Schweizersbild gehörte einem Menschen von 1500 Millimeter Höhe an, der Oberschenkelknochen hat eine Länge von 393 Millimeter. Ihm entspricht das eine Skelett der Steinkiste vom Dachsenbüel, dessen Oberschenkelknochen eine Länge von 385 Millimeter hat, was auch auf eine geringe Körperhöhe hinweist. Auch hier handelte es sich nicht um verkümmerte Individuen der großen Menschenrassen, sondern um ausgewachsene Menschen einer kleinen Rasse. Aus diesen Funden erhält die Entwickelungsgeschichte der Menschheit einen neuen Hintergrund. Die fast in allen Ländern verbreitete Sage, daß in frühen Zeiten ganz kleine Menschen, Zwerge, Bergmännchen in den Höhlen und im Berginnern hausten, scheint dadurch zur historischen Thatsache zu werden, und die Pygmäen der neolithischen Zeit scheinen eine der Erstlingsformen des Menschentypus darzustellen. Wahrscheinlich werden auch noch an anderen Orten Überreste von dieser kleinen Menschenrasse in Europa zur jüngeren Steinzeit aufgefunden werden. —

Ob dem nun so sei oder nicht, kann dahin gestellt bleiben; jedenfalls giebt es Zwergvölker, und als unabweisbare Konsequenz ergiebt sich die Annahme, daß es auch Menschen weit über unsere Durchschnittsgröße gegeben haben muß. So klar die Sache liegt, so pflegen solche naturgemäßen Konsequenzen, die vielen unerwartet kommen, zunächst den größten Widerspruch zu erregen. Es ist deshalb sehr lehrreich, an Goethes Hypothese von dem Zwischenkieferknochen und ihre Bekämpfung durch den ersten Anatomen der

damaligen Zeit zu erinnern. Wir folgen der Darstellung, die Häckel davon giebt.[1])

„Gewiß die meisten unter Ihnen verehren Goethe nur als Dichter und Menschen; nur wenige werden eine Vorstellung von dem hohen Wert haben, den seine naturwissenschaftlichen Arbeiten besitzen, von dem Riesenschritt, mit dem er seiner Zeit vorauseilte, — so vorauseilte, daß eben die meisten Naturforscher der damaligen Zeit ihm nicht nachkommen konnten. Das Mißgeschick, daß seine naturphilosophischen Verdienste von seinen Zeitgenossen verkannt wurden, hat Goethe oft schmerzlich empfunden. An verschiedenen Stellen seiner naturwissenschaftlichen Schriften beklagt er sich bitter über die beschränkten Fachleute, welche seine Arbeiten nicht zu würdigen verstehen, welche den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, und welche sich nicht dazu erheben können, aus dem Wust des Einzelnen allgemeine Naturgesetze herauszufinden. Nur zu gerecht ist sein Vorwurf: ‚Der Philosoph wird gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpunkt erheben, von welchem sie so viele bedeutend bezügliche Gegenstände übersehen können.‘ Wesentlich allerdings wurde diese Verkennung verschuldet durch den falschen Weg, auf welchen Goethe in seiner Farbenlehre geriet. Die Farbenlehre, die er selbst als das Lieblingskind seiner Muße bezeichnet, ist in ihren Grundlagen durchaus verfehlt, so viel Schönes sie auch im einzelnen enthalten mag. Die exakte mathematische Methode, mittelst welcher man allein zunächst in den anorganischen Naturwissenschaften, in der Physik vor allem, Schritt für Schritt auf unumstößlich fester Basis weiter bauen kann, war Goethe durchaus zuwider. Er ließ sich in der Verwerfung derselben nicht allein zu großen Ungerechtigkeiten gegen die hervorragendsten Physiker hinreißen, sondern auch auf Irrwege verleiten, die seinen übrigen wertvollen Arbeiten sehr geschadet haben. Ganz anderes in den organischen Naturwissenschaften, in welchen wir nur selten imstande sind, von Anfang an gleich auf der unumstößlich festen mathematischen Basis vorzugehen; hier sind wir meistens gezwungen, wegen der unendlich schwierigen und verwickelten Natur der Aufgabe, uns zunächst Induktionsschlüsse zu bilden; d. h. wir müssen aus zahlreichen einzelnen Beobachtungen, die doch nicht ganz vollständig sind, ein allgemeines Gesetz zu begründen suchen. Die denkende Vergleichung der verwandten Erscheinungsreihen, die Kombination ist hier das wichtigste

[1]) Natürliche Schöpfungsgeschichte, 9. Aufl. 1898, I S. 73 ffge.

Forschungs-Instrument, und diese wurde von Goethe mit ebensoviel Glück als bewußter Werterkenntnis bei seinen naturphilosophischen Arbeiten angewandt."

Nachdem Häckel sodann auf die beiden Theorieen Goethes über die Metamorphose der Pflanzen und die später erwähnte Wirbelbildung des Schädels eingegangen ist, fährt er fort:

„Aber nicht bloß um die Erkenntnis solcher weitgreifenden Gesetze war Goethe eifrig bemüht, sondern auch mit zahlreichen einzelnen, namentlich vergleichend-anatomischen Untersuchungen oft lange Zeit hindurch lebhaft beschäftigt. Unter diesen ist vielleicht keine interessanter, als die Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen. Da diese in mehrfacher Beziehung von Bedeutung für die Entwickelungs-Theorie ist, so erlaube ich mir, Ihnen dieselbe kurz hier darzulegen. Bei sämtlichen Säugetieren finden sich in der oberen Kinnlade zwei Knochenstückchen, welche in der Mittellinie des Gesichts, unterhalb der Nase, sich berühren, und in der Mitte zwischen den beiden Hälften des eigentlichen Oberkieferknochens gelegen sind. Dieses Knochenpaar, welches die vier oberen Schneidezähne trägt, ist bei den meisten Säugetieren ohne weiteres leicht zu erkennen; beim Menschen dagegen war es zu jener Zeit nicht bekannt, und berühmte vergleichende Anatomen legten sogar auf diesen Mangel des Zwischenkiefers einen sehr großen Wert, indem sie denselben als einen Hauptunterschied zwischen Menschen und Affen ansahen; der Mangel des Zwischenkiefers wurde seltsamer Weise als der menschlichste aller menschlichen Charaktere hervorgehoben. Nun wollte es Goethe durchaus nicht in den Kopf, daß der Mensch, der in allen übrigen körperlichen Beziehungen offenbar nur ein hoch entwickeltes Säugetier sei, diesen Knochen entbehren solle. Er zog aus der allgemeinen Verbreitung des Zwischenkiefers bei sämtlichen Säugetieren den besonderen Schluß, daß derselbe auch beim Menschen vorkommen müsse, und er hatte keine Ruhe, bis er bei Vergleichung einer großen Anzahl von Schädeln wirklich den Zwischenkiefer auffand. Bei einzelnen Individuen ist derselbe die ganze Lebenszeit hindurch erhalten, während er gewöhnlich frühzeitig mit dem benachbarten Oberkiefer verwächst und nur bei sehr jugendlichen Menschenschädeln als selbständiger Knochen nachzuweisen ist. Auch bei einigen Affen findet frühzeitig Verwachsung statt. Bei menschlichen Embryonen kann man ihn jetzt leicht nachweisen."

„Der Zwischenkiefer ist also beim Menschen in der That vorhanden, und Goethe gebührt der Ruhm, diese in vielfacher

Beziehung wichtige Thatsache zuerst entdeckt zu haben, und zwar gegen den Widerspruch der wichtigsten Fach-Autoritäten, z. B. des berühmten Anatomen Peter Camper. Besonders interessant ist dabei der Weg, auf dem er zu dieser Feststellung gelangte; es ist der Doppelweg, auf dem wir beständig in den organischen Naturwissenschaften fortschreiten, der Weg der Induktion und Deduktion. Die Induktion ist ein Schluß aus zahlreichen einzelnen beobachteten Fällen auf ein allgemeines Gesetz; die Deduktion dagegen ist ein Rückschluß aus diesem allgemeinen Gesetz auf einen einzelnen, noch nicht wirklich beobachteten Fall. Aus den damals gesammelten empirischen Kenntnissen ging der Induktionsschluß hervor, daß sämtliche Säugetiere den Zwischenkiefer besitzen. Goethe zog daraus den Deduktionsschluß, daß der Mensch, in allen übrigen Beziehungen seiner Organisation nicht wesentlich von den Säugetieren verschieden, auch diesen Zwischenkiefer besitzen müsse; und letzterer fand sich in der That bei eingehender Untersuchung. Es wurde der Deduktionsschluß durch die nachfolgende Erfahrung bestätigt oder verifiziert."

„Schon diese wenigen Züge mögen Ihnen den hohen Wert vor Augen führen, den wir Goethes biologischen Forschungen zuschreiben müssen." — So das Urteil Häckels über Goethe als Naturwissenschaftler. —

Von demselben Gedanken hat sich auch der große englische Naturforscher Richard Owen leiten lassen, als er die Entdeckung eines vorweltlichen Raubtieres vorhersagte. Es wurden die Reste eines vorweltlichen pflanzenfressenden Beuteltieres von enormer Größe gefunden. Owen folgerte nun so: Wo ein pflanzenfressendes Tier ist, fehlt niemals ein Raubtier, dem es zur Beute dient. Denn überall in der umgebenden Natur erkennen wir, daß jedes Geschöpf Feinde hat, die es zu verschlingen trachten. Diese Prophezeiung Owens erwies sich als vollständig richtig, denn kurz darauf wurde das betreffende Raubtier auch wirklich gefunden.

Die Möglichkeit, passende Vergleiche anzuführen, in denen namentlich Homer Meister ist, beruht doch nur darauf, daß die Natur überall mit den einfachsten und analogen Mitteln arbeitet. Diese Einheitlichkeit überall nachzuweisen, hat ja von jeher dem denkenden Geiste das größte Vergnügen bereitet.

So stehe ich nicht an, die Behauptung aufzustellen, daß sich durch nachstehende, an sich grundverschiedene Begebenheiten derselbe Faden zieht. Ein Zeitungsreporter schließt sich, um das Leben von Strolchen und Pennebrüdern kennen zu lernen, nachdem er sich unkenntlich gemacht, solchen an

und nächtigt schließlich mit ihnen auf einem Boden. Am andern Morgen wird Kriegsrat gehalten und zwei Genossen werden beauftragt, den Inhalt von Frühstücksbeuteln zu stehlen. Das geschieht, die Männer gehen in benachbarte Häuser und kehren mit reicher Beute zurück. Der Reporter kann sein Erstaunen nicht unterdrücken, daß sich die Diebe deshalb erst in andere Häuser begeben haben, da es doch viel einfacher gewesen wäre, beim Hinabsteigen der Treppen die Beutel an den Thüren des Hauses, in dem sie nächtigten, zu leeren, und er giebt seinen Gefühlen über diese Vergeudung von Kraft unverholen Ausdruck. „Schafskopf," erwidert ihm da sofort mit dem Brustton der geistigen Überlegenheit die ganze Gesellschaft — „wir werden doch nicht unsere Heimstätte gefährden, in diesem Hause wird auch nicht ein Pfifferling gestohlen."

Man vergleiche hiermit, was Brehm über das Lager des Wolfs schreibt:[1])

„In der Nähe seiner Traben, schreibt mir Kade, raubt der Wolf nie, weshalb Rehe und junge Wölfe harmlos in einem und demselben Treiben erwachsen. Bei den meisten Wolfsjagden habe ich in demselben Treiben junge Wölfe und junge Rehe erlegt und erlegen sehen. Diesen niedlichen Tieren kann aber die Nähe der Wölfe unmöglich unbekannt bleiben, da letztere schon Ende Juli zu heulen beginnen."

Wenn ich in jüngster Zeit grundgelehrte Aufsätze darüber lese, warum in England, wo so viele Anarchisten leben, fast niemals ein anarchistisches Verbrechen sich ereignet, und die Schreiber am Schlusse erklären: Wir wissen nicht, durch welche Mittel die englische Polizei es möglich macht, anarchistische Verbrechen zu verhüten — jedenfalls müssen die englischen Polizisten die tüchtigsten Menschen sein — so denke ich nicht daran, diese Schlußfolgerung zu ziehen, sondern halte hier, wie so häufig, ein analoges Verhalten für vorliegend: Der Strolch, der Wolf — wie auch andere Raubtiere — und der Anarchist sind an dem Orte ihres Lagers die friedfertigsten Geschöpfe.

Daß, wenn Zwergvölker heute noch existieren, auch Riesen gelebt haben, ist für mich eine so ausgemachte Sache, daß ich kein Wort darüber verliere. Wie die Märchen von Zwergen sich nicht lediglich als Phantasiegemälde erwiesen haben, so wird das gleiche bei den Erzählungen von Riesen der Fall sein. Haben sich doch die Mythen von dem menschenfressenden Oger insofern schon als Erinnerungen an uralte

[1]) Tierleben 3. Aufl. Bd. II S. 27.

Ereigniſſe erwieſen, als ſie den Nachklang an die früher allgemein geübte Sitte des Menſchenfreſſens bilden.

Da nun der rieſigſte Affe, der Gorilla, der — wie hier vorweg genommen ſein ſoll — vermöge ſeiner ungeheuren Kraft imſtande iſt, ſich gegen jeden Feind zu wehren, und deshalb allein lebt, noch heute exiſtiert, wenngleich ſein Ausſterben zu befürchten iſt, ſo liegt die Frage nahe, ob nicht ein ähnlich organiſierter rieſiger Menſchenſchlag exiſtiert hat, der vermöge ſeiner großen Kraft nicht herdenweiſe, ſondern einzeln lebte. Nach dem vorſtehenden muß dieſe Frage unbedenklich bejaht werden.[1])

Die Schilderungen, die Homer von dem Kyklopen Polyphem giebt, paſſen nun, wortgetreu genommen, geradezu überraſchend auf die Geſtalt und das Treiben eines ſolchen Gorillamenſchen — die Bezeichnung Polyphem und namentlich Kyklop haben ſogar bei wörtlicher Überſetzung nur Sinn bei einem ſolchen Geſchöpf. Wer die Richtigkeit der hier aufgeſtellten Behauptung nicht anerkennen will, wird wenigſtens nach Durchleſung des Buches zugeben, daß eine Reihe von Übereinſtimmungen durch Zufall herbeigeführt ſind und zwar durch einen ſo merkwürdigen Zufall, daß er deſſen Exiſtenz im gewöhnlichen Leben nicht annehmen würde.

II.

Die gelehrten Kreiſe und die Tierwelt.

Wenn man alſo, erfüllt vom redlichſten Streben, auf Grund jahrzehntelanger Beobachtungen und eben ſo langen Nachdenkens mit einer Theorie in die Öffentlichkeit tritt, ſo müßte man meinen, daß man in Deutſchland ganz unbeſorgt über die Aufnahme ſein kann, da ja die deutſchen Gelehrten wegen ihrer Gründlichkeit und Gelehrſamkeit überall bekannt ſind.

Nun wäre ich der letzte, der dieſe Eigenſchaften beſtritte; im Gegenteil, ich habe unzählige Bücher in der Hand gehabt, bei deren Lektüre ich mir ſagte, daß im allgemeinen nur ein deutſcher Profeſſor ſich der Arbeit, die ihre Abfaſſung erforderte, unterziehen würde. Wohl kaum ein anderer würde

---

[1]) Über die Gründe, die gegen dieſe Theorie und für die Annahme eines Gorillas ſprechen, vgl. S. 164 ffge.

z. B. die Werke Byrons herausgeben mit der sorgfältigsten Zusammenstellung aller Abweichungen und Druckfehler und zwar auch derjenigen, die erst nach dem Tode des Dichters entstanden sind.

So ausgezeichnet beschlagen der deutsche Gelehrte in Dingen ist, die auf reiner Büchergelehrsamkeit beruhen, so fremd steht er in der Regel den Dingen gegenüber, deren Kenntnisse man sich nicht durch Bücher, sondern durch eigene Beobachtungen anzueignen pflegt.

Aber diese Unbekanntschaft mit der Tierwelt wäre noch immer nicht das Schlimmste. Es giebt heutzutage so viel des Wissenswerten, daß kein Mensch imstande ist, auch nur ein Zehntel davon zu beherrschen. Zu keiner Zeit hat wohl das Spezialitätentum so geherrscht wie heute, und die Aussichten, wie es später bei der immer größer werdenden Zersplitterung aussehen wird, sind geradezu grauenvoll. — Also die Unkenntnis solcher Verhältnisse zu beklagen, wäre an sich ungerecht; nein, das Wunderbare beruht darin, daß derselbe deutsche Gelehrte, der in allen andern Fächern mit der peinlichsten Sorgfalt verfährt und sicherlich keine Behauptung aufstellt, ohne sie von allen Seiten aufs gründlichste beleuchtet zu haben — daß derselbe Gelehrte auf diesem Gebiete Urteile abgiebt, bei denen man im Zweifel ist, was man mehr bewundern soll: die völlige Unkenntnis oder die Sicherheit, mit der total unrichtige Dinge behauptet werden.

Zur Begründung dieser Behauptung sei folgendes angeführt:

Als Student wollte ich mir ein Urteil über die Zulässigkeit der Todesstrafe bilden.[1]) Das erste Buch, das ich über diesen Gegenstand in die Hand bekam, war Hetzel: „Die Todesstrafe", und der erste Satz, den ich zufällig beim Aufschlagen in diesem Buche las, war folgender (S. 379): „Schrauth, Arzt und Kammermitglied in München, versucht den Nachweis der Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe durch das Gesetz zu führen: Kein Tier tötet ein anderes seiner Gattung außer in der Leidenschaft oder in der Not der Selbsterhaltung. Um so weniger dürfte es also der Mensch." Ich war starr.

---

[1]) Man muß darüber lächeln, wie man ein dickes Buch gegen eine Institution schreiben kann, ohne zugleich eine andere vorzuschlagen, die weniger Schattenseiten hat. Verwirft man die Todesstrafe und spricht sich für lebenslängliches Zuchthaus aus, so hat man Nachteile vermieden, aber neue Nachteile hinzubekommen: z. B. der rechtskräftig Verurteilte bricht aus und begeht neue Mordthaten oder erschlägt seinen Wärter oder einen Mitgefangenen.

Denn bei Fischen z. B. ist eher das Gegenteil der Fall, insofern die heranwachsenden von den älteren Artgenossen sehr häufig ohne weiteres aufgefressen werden. Jeder Schüler lernt im Zoologie-Unterricht, daß bei den Bienen alljährlich ein Massenmord, die sogenannte Drohnenschlacht, stattfindet, und zwar gerade zu einer Zeit, wo die Stöcke mit Nahrung gefüllt sind. So ließen sich noch unzählige andere Beispiele anführen. Aber selbst wenn man die Behauptung von Schrauth auf Säugetiere und Vögel beschränken wollte, ist sie grundfalsch. Ich nahm daher mit Sicherheit an, daß Hetzel als Landgeistlicher so viel Kenntnis von der Tierwelt besäße, daß er das Bestehen eines solchen Gesetzes mit Entschiedenheit bekämpfte. Nichts von alledem ist jedoch der Fall. Obwohl er durchaus nicht mit dem Ergebnisse von Schrauth einverstanden ist, da es den Staat im Notfalle zur Todesstrafe berechtigt, übergeht er diesen Punkt ganz mit Stillschweigen. Ein anderer Kritiker, Professor Kuntze, macht dagegen folgendes geltend: Mit Ekel wendet man sich hinweg von einem Standpunkt, von welchem aus nicht erkannt wird, wie himmelweit verschieden die Gesetze der unfreien und vernunftlosen Natur von dem Sittengesetze freier Vernunftwesen sind. Man vergleiche hiermit das auf S. 17 Gesagte.

Es ist unfaßbar, wie Schrauth zur Aufstellung eines solchen Gesetzes kommt, denn es hat nie und nirgends existiert. Jeder Landbewohner, sollte er auch nicht einmal die Volksschule besucht haben, würde beim Anhören dieses angeblichen Gesetzes mit dem Kopf schütteln. Ist es nicht eine fortwährende Quelle des Ärgers für den Landwirt, daß die Sau häufig ihre eigenen Ferkel frißt, ohne daß Liebe oder Hunger hierbei die geringste Rolle spielen? — Von den Männchen unzähliger Arten ist es allgemein bekannt, daß sie ohne weiteres ihre eigenen Jungen auffressen, und daß deshalb das Weibchen sie verteidigen oder sich mit ihnen verstecken muß, z. B. vom Wolf. Mit Recht ist es daher als ein ganz außergewöhnliches Ereignis bezeichnet worden, daß der prächtige männliche Tiger im Berliner Zoologischen Garten sich als ein so zärtlicher Familienvater gezeigt hat. —

Man kann beinahe sagen, daß wenigstens unter den Fleischfressern das Umgekehrte eher zutrifft, insofern diejenigen, die in Herden leben, über ein krankes Mitglied sofort herfallen, um es zu verzehren. Aber auch von den einzeln lebenden Fleischfressern ist ähnliches genugsam bekannt. Von bekannten heimischen Tieren seien hier nur der Maulwurf, der Fuchs und der Habicht angeführt. Bei der Schilderung des Maulwurfs

wird fast niemals zu bemerken unterlassen, daß er einsiedlerisch lebt und daß, wenn zwei Maulwürfe sich in ihren Gängen begegnen, ein Kampf auf Leben und Tod erfolgt, wobei der Besiegte vom Sieger aufgefressen wird. — Von dem Fuchs sagt Brehm folgendes:[1]) „Ein Bekannter Winkells traf einen Fuchs darüber an, einen andern, welcher sich über Nacht im Schwanenhalse gefangen hatte, zu verzehren, und zwar that er das mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des Gefangenen bezahlt machen konnte. Förster Müller sah mit an, wie sechs junge Füchse mit einander spielten, dann zankten und dabei den einen blutig bissen. Der Verwundete suchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderisch angefallen, umgebracht und aufgefressen. Ähnlich erging es einem jungen Fuchse, welcher angeschossen worden war, sich aber noch bis zu seinem Baue fortschleppte: als man letzteren kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn seine Brüder bereits verzehrt. Wildmeister Euler schoß eine säugende Füchsin und legte sie neben dem Baue in ein Loch, fand aber am anderen Morgen nur noch den Balg und die Knochen; das übrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. Gefangene Füchsinnen haben sogar ihre halberwachsenen Kinder aufgefressen." — Umgekehrt fressen oft die herangewachsenen Habichte die eigenen Eltern.

Bedenkt man, daß ein so friedliches Tier wie unser Haushuhn öfters die Unart hat, die eigenen Eier zu zerstören, und daß selbst ein so zierliches Vögelchen wie der Stieglitz, wenn man ihn mit dem Kanarienweibchen paart, vom Nest ferngehalten werden muß, weil er die gleiche Eigenschaft zeigt, so ist es klar, daß ein solches Gesetz in der Tierwelt niemals existiert hat und daß es nicht zutrifft, wenn Schrauth an einer anderen Stelle später sagt, daß durch einige Ausnahmen das Gesetz nicht umgestoßen wird.

Es ist auffallend, daß ein Mediziner, der sich doch ex officio mit Zoologie befassen muß, soviel Unkenntnis verrät. Da überdies seine ganze Kritik auf diesem einzigen Satze beruht, so war es doppelt und dreifach seine Pflicht, sich zunächst von der Wahrheit dieses angeblichen Gesetzes zu überzeugen.

Die Juristen haben nicht übermäßig viel mit der Tierwelt zu thun, aber wo es geschieht, kann man darauf gefaßt sein, daß ein Überfluß von Weisheit nicht in Erscheinung

[1]) Bd. II S. 178.

tritt. Schon der Standpunkt, daß die Tierquälerei nur von dem Gesichtspunkte aus bestraft wird, weil das menschliche Gefühl erregt wird, nicht deshalb, weil auch das höher organisierte Tier einen Schutz gegen die brutalste Willkür verlangen darf, zeigt die fabelhafte Überhebung, die sich im Menschen breit macht. Von Gerichtsurteilen aus letzter Zeit sind mir zwei im Gedächtnis geblieben, die unwidersprochen durch die Zeitungen gingen. Der erste Fall betraf eine Anklage wegen ruhestörenden Lärms, die sich jemand in der Großstadt deswegen zugezogen hatte, weil sein Hahn mehrmals in der Nacht gekräht hatte. Es erfolgte Freisprechung, weil der Hahn für die Hühner eine Notwendigkeit sei. Merkwürdig war nun, daß die gebildeten Männer, mit denen ich über dieses Urteil sprach, es für zutreffend erachteten, während die einfachen Leute aus dem Volke darauf mit Recht hinwiesen, daß die Hühner auch ohne Hahn Eier legen. Allerdings sind diese nicht als Bruteier verwendbar, darauf kommt es aber in einer Großstadt garnicht an.

Noch schlimmer war der zweite Fall. Ein Straßenbahnwagenführer hatte einen wertvollen Hund überfahren. Der Besitzer des letzteren klagte wegen Entschädigung, da der Führer nicht geklingelt hätte. Andernfalls hätte sich der Hund gewiß von den Schienen entfernt. Das Gericht wies die Klage mit folgender Begründung ab. Die Polizei habe dem Wagenführer nur dann das Klingeln geboten, wenn Menschen sich auf den Schienen befänden, bei Hunden hätte es auch keinen Zweck. — Sollte das Urteil in der That so gelautet haben, so wäre es zunächst juristisch völlig verfehlt. Der Wagenführer hat nicht ohne weiteres ein Recht, wertvolle Sachen, die sich auf den Schienen befinden, zu vernichten. Wenn z. B. ein Aktenwagen umkippen und die Gerichts-Akten auf die Schienen fliegen würden, dann würde schwerlich ein deutsches Gericht annehmen, daß die Wagenführer durch die Akten zu fahren berechtigt wären. — Die Vorschriften der Polizei sind für die Rechtsfrage an sich gleichgiltig; sie haben nur insofern einen Wert, als sich daraus ein Urteil über das Verschulden des Führers bilden läßt. Daß nun das Klingeln bei Hunden keinen Wert hätte, ist eine Behauptung, von deren Unrichtigkeit man sich täglich überzeugen kann. Jeder Radfahrer wird das hier Gesagte bestätigen.[1])

[1]) Wenn Hunde ausnahmsweise das Klingeln nicht beachten, so kann man annehmen, daß es sich um verzogene Tiere handelt, die ein Gehorchen bisher nicht gelernt haben.

Professor Dernburg ist ein ausgezeichneter Pandektist, aber als Autorität auf dem Gebiete der Tierkunde kann man ihn nicht anerkennen. In seinen Pandekten Bd. I § 20, Anm. 9, heißt es hinsichtlich des jus naturale, also derjenigen Lebensordnungen, die Menschen und Tieren gemeinsam sind, wie z. B. Geschlechtsverbindung, Aufziehung der Kinder: „Phantastische naturwissenschaftliche Vorstellungen der Alten mischten sich ein. So berichtet Plinius von einem Pferd, das sich um eines Inceſtes willen freiwillig den Tod gegeben habe; wie auch ob und welche Tiere das adulterium kennen und bestrafen." Hierin hat Dernburg völlig Recht, daß das Unsinn ist, soweit es den ersten Satz betrifft. Denn wir wissen überhaupt nicht, ob ein Tier Selbstmord begeht — bisher spricht alles dagegen — sicherlich aber wird es nicht aus diesem Grunde geschehen. Denn bei den Menschen hat es ja sehr lange gedauert, bis sich der Begriff der Blutschande entwickelt hat, wie ja selbst noch die alten Griechen über Geschwisterehen anders als wir dachten. Bei den Haustieren kommt Inceſt so häufig vor, daß die Selbstmorde kein Ende nehmen würden.

Was hingegen den Ehbruch unter Tieren betrifft, so darf man doch darüber nicht so geringschätzig lächelnd aburteilen. Glaubhafte Beobachter haben z. B. von den Störchen berichtet, daß bei ihnen — wenn auch sehr selten — Ehebruch vorkäme und daß, wenn dieser entdeckt würde, die übrigen Störche über die Sünderin herfielen.

Wenn Dernburg schließlich fortfährt: „Man unterstellte also, daß das Leben der Tiere nicht blos durch Naturgesetz, sondern durch eine Art von Rechtsordnung regiert werde" — so ist das durchaus nicht phantastisch, sondern in gewissem Grade durchaus zutreffend. Der Begriff des Eigentums ist wenigstens unzähligen Tieren durchaus bekannt. Sehr richtig sagt Darwin[1]): „Im zoologischen Garten benutzte ein Affe, der schlechte Zähne hatte, einen Stein zum Öffnen der Nüsse, und die Wärter versicherten mir, daß er den Stein nach dem Gebrauch im Stroh verberge und nicht zugäbe, daß ein anderer Affe ihn berühre. Hier haben wir also den Begriff des Eigentums, aber diesen Begriff hat jeder Hund hinsichtlich eines Knochens und die meisten oder gar alle Vögel hinsichtlich ihrer Nester." Und bei Espinas heißt es[2]): „Im allgemeinen

---

[1]) Die Abstammung des Menschen, übersetzt von Haek, Band I Seite 122.

[2]) Die tierischen Gesellschaften, übersetzt von W. Schlösser 1879, Seite 540.

achten selbst die meist solitär lebenden Raubtiere ihr Bild in den Individuen ihrer Art, mit Ausnahme der Paarungszeit, unter der Bedingung jedoch, daß sie ihr Jagdgebiet nicht betreten." — Also nicht bloß Selbsterhaltung und Liebe veranlaßt ein Tier über ein anderes gleicher Art herzufallen, sondern schon das Betreten seines Bezirkes genügt dazu. — Dadurch wird der erste Satz von der gegenseitigen Achtung, die auch nur im allgemeinen behauptet wird, sehr eingeschränkt, denn Tiere, die in ihrem Jagdgebiete bleiben, können schwer aneinander geraten. — Weiter sagt er: „Sehr viele Tiere kennen in der That das Eigentum und wissen, welche Verpflichtung seine Erwerbung und Verteidigung auferlegt. Gewöhnlich werden die Grenzen eines Gebietes und die aufgehäuften Vorräte von den benachbarten Individuen derselben Art geachtet, ebenso auch das Nest. Sie rauben sich gelegentlich einmal Material, versuchen einen Einfall in das besetzte Gebiet; ist aber der Bau vollendet, das Gebiet abgegrenzt, halten Kräfte und Begehrlichkeit einander das Gleichgewicht, so bleibt jedes friedlich in seinem Gebiete und achtet so gleichsam das Recht des Nächsten."

Daß Tiere verschiedener Art sich um Nester streiten, kann vorkommen und wird von Sperlingen einerseits und Schwalben und Staaren andrerseits behauptet. Ebenso soll der Fuchs den Dachs durch seine Losung aus der Höhle vertreiben, was jedoch von anderen bestritten wird. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls ist es im höchsten Grade wunderbar, daß bei Tieren gleicher Art niemals Streit um Nester oder Höhlen stattfindet. Die verschiedenen Nester der Sperlinge sind doch unzweifelhaft in Hinblick auf Lage — Gefahr von Menschen und Tieren, Sonnenlicht, Schutz gegen Regen und dgl. — Bequemlichkeit (Nähe von Futterstellen, von Bäumen u. dgl.) u. s. w. höchst verschieden, und man müßte daher annehmen, daß sich wie unter den Menschen ein fortwährender Streit um das am günstigsten liegende Nest erheben würde. Nichts von alledem findet statt. Das Gebot, daß man des Artgenossen Haus nicht begehren soll, scheint für die Tierwelt überflüssig zu sein. Der Mensch kann also in diesem Falle von den Tieren viel lernen, obwohl Professor Kuntze sich mit Ekel von dem Vergleiche abwendet.

Es wäre sehr interessant, eine solche allgemeine Zusammenstellung aller Tiere zu haben, die ihr eigenes Gebiet streng bewachen und keinen Eindringling dulden. Ausdrücklich wird es u. a. erwähnt vom Kranich[1]),

[1]) Bd. V S. 679.

Kuckuck[1]), Fink[2]), vom Dingo[3]) (australischer Hund) u. s. w. Wahrscheinlich wird das bei den meisten Tieren der Fall sein, nur schenken die Naturforscher diesem Punkte leider keine genügende Beachtung.

Bei Störchen erinnere ich mich folgenden Vorfalls. Auf einem Dache befand sich ein Storchnest, auf dem ein Paar einträchtiglich hauste. Eines Tages kam ein fremder Storch und setzte sich auf das andere Ende des Dachfirstes. Sofort zeigte das Ehepaar ein äußerst aufgeregtes Gebahren und klapperte unausgesetzt minutenlang. Als das nichts fruchtete, ging ein Storch, wahrscheinlich das Männchen, kampfbereit auf den Eindringling zu. Der aber ließ es nicht zum Kampfe kommen sondern flog davon. Stolz kehrte das Männchen zu dem Neste zurück.

Über das ausgeprägte Eigentumsgefühl der wilden Hunde im Orient berichtet Brehm folgendes:[4]) „Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, welche sie nicht verlassen, wie in unseren großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen".

Über den Kampf der Hulmanns (indischer Affen) um einen Mangohain vergleiche man das auf S. 96 Gesagte.

Kant war sicherlich ein sehr großer Philosoph, aber seine Vorstellung, daß man Wanzen durch Verdunkelung vernichten könne, ist doch mehr als merkwürdig.[5]) Geradezu unverständlich ist es jedoch, wenn Hegel behauptet, ein Tier habe keinen Willen.[6]) Jeder Hundebesitzer wird dagegen protestieren und selbst aus den Reihen der Gelehrten sind energische Widersprüche ertönt, z. B. von Ihering, Zweck im Recht, Bd. I S. 9, Lotze, Mikrokosmus Bd. II S. 141, Träger, Wille, Determinismus, Strafe S. 46 u. a.

Ebenso wird jeder ehrfurchtsvoll und staunend sich vor der Gelehrsamkeit eines von Wilamowitz-Moellendorff verneigen. Aber mit seinen Kenntnissen in der Zoologie scheint es nur schwach bestellt zu sein. Wie wäre es sonst möglich, die Verse 351 ffge. in der Odyssee Buch IV, wo in der anschaulichsten Weise das Thun und Treiben der Seehunde

---

[1]) Bd. V S. 81.
[2]) Bd. IV S. 279.
[3]) Bd. II S. 83.
[4]) Bd. II S. 88.
[5]) Borowski u. a. über Kant Bd. III S. 33.
[6]) Rechtsphilosophie S. 33.

und ein Robbenschlag geschildert wird, (vgl. darüber S. 37) in folgender Weise zu kommentieren (Philologische Untersuchungen 1884, Heft 7 S. 27.): Die Figur des Proteus stammt aus den Gewässern der Chalkidike.

Hierzu lautet die Anmerkung: „Proteus samt seiner hilfreichen Tochter ist nach Ägypten von dem Dichter verpflanzt u. s. w. Zu Hause ist er nur an der Chalkidike, und Lykophron (118) sucht seine Wanderung nach Pharus zu motivieren .... Jonische Ansiedelungen an jener Küste sind genug bekannt. Anderswo giebt es Proteus nicht. Wir können aber auch noch nachweisen, wieso gerade dieser Meergott, der einen so abstrakten Namen führt, die Herden der Robben zu hüten bekommen hat: θηριωδεστάτης ἐούσης τῆς θαλάσσης τῆς περὶ τὸν Ἄθων. (Herodot VI, 44.) Also die Siedler, die in den Urbewohnern die Giganten, die ἄθεοι θῶες vom Athos wiederfanden, meinten, der Vater der bösen Könige wäre „Aborigines", eine Art Autochthone, oder besser Autothalasse, und in den vielen Haifischen, die ihnen gefährlich wurden, sahen sie seine Herden."

Hierzu ist folgendes zu bemerken. Wie Wilamowitz selbst an einer anderen Stelle sagt, brachte die griechische Sage auf der Stufe, welche schon Hesiodos einnimmt, Scheusale mit anderen Meerdämonen in Verbindung. Daß wenn man sich einen Hüter der herdenweise lagernden Seehunde dachte, dies nur ein Meeresgott sein konnte, liegt auf der Hand; die Bezeichnung des Proteus als Hirten ist also dem Ideenkreise ganz angemessen. Diese ganz natürliche Erklärung ist aber wohl zu einfach gewesen, die Sache wird also umgedreht. Weil Proteus in Chalkidike zu Hause ist, müssen es „Herden von Haifischen" gewesen sein. Gegen diese Auffassung sprechen folgende Gründe:

Im Mittelmeer hat es überhaupt niemals „Herden von Haifischen" gegeben. Abgesehen von den kleineren, uns hier nicht interessierenden Arten sind menschenfressende Haifische immer nur vereinzelt im Mittelmeer vorgekommen. Erst durch die Eröffnung des Suezkanals und die dadurch erfolgte Verbindung mit dem roten Meere ist er häufiger geworden. Umgekehrt muß nach den Berichten der Alten der gefürchtete Schwertfisch, die orca, früher sehr häufig gewesen sein, während man heute wenig davon hört (vgl. S. 22.)

Bei einem so gründlichen Kenner des Altertums und des Homers muß es ferner doppelt auffallen, daß ihn von der Aufstellung seiner Hypothese nicht der Umstand abgehalten hat, daß keiner der homerischen Helden, überhaupt kein Mensch in der Ilias oder Odyssee, wo doch unzählige Todesarten

geschildert werden, durch einen Haifisch ums Leben kommt. Bei „herdenweisem" Vorkommen wäre das doch das Natürliche gewesen. Als Odysseus in V 473 schwimmend das Land der Phäaken erreicht hat, fürchtet er, daß er im Schlafe von wilden Tieren zerrissen wird, aber während der zwei Tage und zwei Nächte, wo er nackt auf dem Mastbaum herumirrt, und wo ihn Poseidon kurz vor Thoresschluß noch das gesamte ihm zur Verfügung stehende Ungemach kosten läßt, ist nirgends von einer Gefahr speziell durch Haifische die Rede. In Vers 421 kann κῆτος aus dem Grunde unmöglich Haifisch bedeuten, weil, wenn ein solcher in der Nähe war[1]) — und Haifische halten sich mit Vorliebe an den Küsten auf — Odysseus als ermatteter Schwimmer, der vergeblich das Land zu erreichen suchte, nach menschlicher Berechnung verloren war. — Ausdrücklich heißt es auch bei Leonidas von Tarent im 95. Epigramm, daß es nur zuweilen vorkomme, daß ein Mensch vom Haifisch erfaßt werde. Zuerst scheinen sie bei Polycharm ap. Athen. 8. p. 333 ffge. erwähnt zu werden. Aber selbst wenn wir keinen einzigen Bericht über die Häufigkeit des Haifisches im Altertum hätten, so würden wir allein aus dem Umstand, daß κῆτος auch Haifisch heißt, ohne weiteres den Schluß ziehen können, daß er unmöglich sehr häufig vorgekommen sein kann. Man mag über die Gefährlichkeit dieses Tieres denken, wie man will, jedenfalls steht das unbestritten fest, daß alle Schiffsleute ihn als ihren gefährlichsten Feind betrachten und aus tiefster Seele hassen. Von allen Meerungetümen ist er das einzige — abgesehen von der in der Nähe der Antillen lebenden Barrakuda (sphyraena picuda), die uns hier nichts weiter angeht — das auf den Menschen Jagd macht. Wenn nun κῆτος auch Walfisch, Thunfisch u. s. w. bedeutet, so geht daraus hervor, daß der Haifisch eine nicht gewöhnliche Erscheinung war. Hätte er sich häufiger gezeigt, so mußte man doch ein eigenes Wort für ihn haben, um den im Wasser befindlichen Gefährten, der z. B. badete, zu warnen. Man stelle sich ein Land vor, in dem Wolf, Luchs und Fuchs nur mit einem gemeinsamen Wort bezeichnet würden. Dann wäre klar ersichtlich, daß Wölfe dort nicht häufig sind.

Überhaupt ist es auffallend, daß von den zahllosen Kritikern des Homer Dinge als unwahrscheinlich hingestellt werden, bei denen ein vernünftiger Mensch schwerlich Anstoß nimmt — z. B. Odysseus landet in der Nacht und schildert eine Insel oder die Teichoskopie u. s. w. Hiergegen

[1]) Im Gegensatz zum Seehund, der kurzsichtig ist, scheint der Haifisch ausgezeichnet sehen zu können.

macht man geltend, daß Odysseus in der Dunkelheit doch unmöglich die Insel sehen konnte und ist ferner erstaunt, daß Priamos sich erst von Helena nach zehnjährigem Kampfe die Namen der Gegner nennen läßt — vgl. darüber S. 177 — Umgekehrt stößt sich niemand an Sachen, die anscheinend total unwahr sind. Aus der Schülerzeit entsinne ich mich sehr genau noch folgenden Falles. Unser Gymnasialdirektor war ein ausgezeichneter Kenner Homers, und wir staunten oft über sein enormes Wissen. Als wir gelegentlich an die Stelle kamen, wo der treue Hund Argos seinen Herrn wiedererkennt, war ich sehr gespannt auf die Erklärung. Denn Hunde pflegen 12—15 Jahre alt zu werden. Da Argos noch dem Odysseus Dienste geleistet hatte, so mußte er mindestens 21 Jahre alt sein. Nun kommt hinzu, daß alte Hunde fast ausnahmslos erblinden oder wenigstens trübe Augen bekommen. Wie sollte nun ein solcher Methusalem von Hund seinen Herrn, der obendrein in einen Bettler verwandelt war, wiedererkennen? — Zu meinem Erstaunen fand mein Direktor an dieser Erzählung überhaupt nichts zu erklären, und soviel ich gesehen habe, sind die gelehrtesten Häupter derselben Ansicht.

Erst später habe ich eingesehen, daß Homer Recht hat und daß die Erzählung sehr wohl wahr sein kann (vgl. S. 180).

So kann man denn auch in unserer Presse neben den gelehrtesten Artikeln Angaben aus der Tierwelt finden, die Staunen erregen müssen. Als eines Tages ein Pferdebahnpferd sich hinwarf und ein Fohlen zur Welt brachte, schrieen fast alle Blätter über diese Tierquälerei Zeter, obwohl gerade bei Pferden die Trächtigkeit sehr schwer festzustellen ist. Aus der jüngsten Zeit fallen mir folgende Fälle ein: Ein sehr gelesenes Berliner Blatt teilte anläßlich der Schaustellung eines angeblichen Gorillaweibchens seinen Lesern als besondere Merkwürdigkeit mit, daß dieser Affe Fleisch fresse. Nun würde es doch mit der Darwinschen Theorie sehr schwach bestellt sein, wenn die Affen lediglich Vegetarier wären. Gerade diese Übereinstimmung ist ja so auffallend, daß sie wie die Tropenbewohner neben der Pflanzenkost sehr gern animalische Nahrung wie Eier, Kerfe, Insekten u. s. w. zu sich nehmen. Für den Schimpansen z. B. ist eine Ratte ein Leckerbissen.

Ein anderes sehr gelehrtes Blatt verglich kürzlich einen Prinzen mit einem Tiger, der in den Dschungeln „wittert". Nun gehört der Tiger zu den Katzen, und alle Katzen mit gewissen Ausnahmen, die hier nicht interessieren, wie Zibethkatze u. s. w. jagen mit den Augen. Eine Katze kann nicht besser riechen als ein Mensch, z. B. eine verdeckte Maus, die

man ihr hinhält, durch den Geruch nicht erkennen. Daß der Tiger also „wittert", ist total irrig. — Kein Mensch wird dem Schreiber aus dieser Unkenntnis einen Vorwurf machen, aber man stellt doch keine Vergleiche aus Gebieten an, die man nicht kennt.

Selbst der Kladderadatsch, der sonst jedweden Verstoß in dieser Zeitung moniert, namentlich jedes auch nur in einer Silbe abweichende Citat rügt, hat an dem witternden Tiger nichts auszusetzen gehabt. Er selbst brachte vor drei Jahren ein Bild (Nr. 12, Jahrgang 1898), das eine horrende Unkenntnis in der Zoologie bewies. Es war dort China mit einem Walfisch verglichen, dem Schwertfische (die europäischen Großmächte) Stücke Speck abreißen. Nun giebt es zwei Arten Schwertfische, die garnicht mit einander zu verwechseln sind, nämlich das Säugetier Schwertwal, eine Delphinart (orca gladiator), und den Fisch Schwertfisch (xiphias). Ersterer hat seinen Namen von einer schwertförmigen Rückenflosse, die bis anderthalb Meter lang wird. Letzterer hat eine schwertförmige Oberkinnlade — selbstverständlich nicht zu verwechseln mit dem Sägefisch — die er zu seinen Angriffen benutzt. Der Walfischmörder ist nun die orca, denn wenn auch der xiphias in seiner Wut Schiffe und demzufolge wohl auch Walfische mit seinem Schwerte anrennt, so geht er niemals in Rudeln auf die Walfischjagd aus. Nun haben die Alten soviel von der Gefährlichkeit und Bösartigkeit der orca erzählt, daß man die Kenntnis dieses Tieres bei einem klassisch Gebildeten wohl voraussetzen kann. Unter Justinian soll eine orca den Hafen von Konstantinopel 50 Jahre lang beunruhigt haben, ebenso soll, als eine orca bei Ostia strandete, der römische Kaiser Claudius persönlich gekommen sein, um das Ungeheuer erlegen zu lassen.

Die Schilderungen der Alten über die Furchtbarkeit dieses Raubtiers, dessen Name mit dem Orkus zusammenhängt, scheinen durchaus den Thatsachen zu entsprechen. So heißt es bei Brehm[1]): „Jedenfalls verdient der Schwertfisch (orca gladiator) die ihm von Linné beigelegte Bezeichnung: ‚Tyrann oder Peiniger der Walfische und Robben' vollständig und wetteifert nicht allein, sondern übertrifft sogar jeden Hai, jedes Raubtier der See überhaupt." Weiter heißt es dort: „Es ist dieses Tier" — bestätigt der gewissenhafte Steller — „ein abgesagter Feind vom Walfische und stellt diesem Tag und Nacht nach. Verbirgt er sich in einer Bucht am Lande, so lauern sie ihm auf, bis noch mehrere herzukommen,

[1]) Bd. III S. 603.

alsdann führen sie solchen in der Mitte wie einen Gefangenen unter entsetzlichem Ächzen und Stöhnen nach der See, wo sie sich untertauchen und ihn mit ihrem schrecklichen Gebisse und Zähnen anfallen, und man hat niemals an den ausgeworfenen Walfischen wahrgenommen, daß etwas von ihnen gefressen worden, daß also dieses eine Naturfeindschaft ist."

Ebenso schildert Pontoppidan die orca unter der Bezeichnung: Speckhauer. „Unter ihrem Angriffe brüllt der Walfisch jämmerlich, springt wohl auch manchmal klafterhoch übers Wasser in die Höhe; dann sieht man, daß sein Bauch ebenfalls von diesen seinen Feinden besetzt ist. Zuweilen tummeln sich diese so lange um ihr Schlachtopfer herum, bis sie es fast gänzlich abgehäutet und ihm den Speck abgerissen haben. Die Fischer finden dann zu ihrem Vorteile eine Menge Speck im Meere; denn die Speckhauer selbst fressen davon nicht, sondern haben bloß ihre Lust daran, den großen Fisch zu plagen."

Bedenkt man, wie viele Walfische — die doch an sich ziemlich harmlose Geschöpfe sind — im Laufe der Jahrhunderte von den orcae zerrissen sind — und zwar aus reiner Mordlust, nicht etwa aus Hunger, so kann man dem Dichter schwer beipflichten, der da singt:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Ein Tierkundiger hätte einen solchen Vers niemals gemacht.

Es kann also nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß es die orca ist, die den Walfisch zerreißt. Schon als Knabe liest man, daß die Walfischfänger sofort nach einem anderen Gebiete fahren, sobald sie die Schwertwale erblicken; denn wo die erscheinen, verschwinden die Walfische. Brehms Tierleben enthält auch ein sehr schönes Bild, wo diese orcae einen Walfisch überfallen. — Was thut nun der Zeichner des Kladderadatsch? Er hat irgendwo die Glocken von dem Schwertfisch läuten hören und zeichnet eine Herde von xiphias! Das kann man doch wirklich von einem Blatt in dem Lande der Denker verlangen, das für gebildete Kreise berechnet ist und vielfach im Auslande gelesen wird, daß es sich erst erkundigt, was für ein Tier zu zeichnen ist. Hätte der Zeichner nur den Brehm aufgeschlagen, so hätte er den Unsinn nicht begehen können. Was soll man denn im Auslande von unserer Ignoranz in solchen Dingen denken?[1]) —

[1]) Da die orca ganz charakteristisch gezeichnet ist, u. a. einen sichelförmigen Streifen auf dem Rücken besitzt, so kann man sie mit anderen Fischen garnicht verwechseln.

Ganz abgesehen davon, daß der ganze Vergleich garnicht paßt, denn die Großmächte reißen China kein Land ab, um es zu plagen, sondern weil sie es für sich haben wollen.

Als ich das Bild sah, war ich der festen Überzeugung, daß sich unsere gelehrten Zeitungen über diese Unwissenheit lustig machen würden, zumal gerade der Kladderadatsch mit Vorliebe über andere Blätter spöttelt. Doch weit gefehlt; ich habe keine Rüge zu Gesicht bekommen.

Wunderbar war es auch, daß als ich einigen Lehrern gegenüber, die in Zoologie unterrichteten, meinen Unwillen kund gab, ersehen mußte, den Herren der Unterschied von orca und xiphias ganz unbekannt war. Wer in Zoologie Unterricht erteilt, sollte doch wenigstens das gefährlichste Raubtier des Meeres, das noch furchtbarer als der Haifisch wütet, dem Namen nach kennen.

So ist es eigentümlich, daß Leute, die sonst sehr gescheit sind, auf diesem Gebiete absolut unfähig sind. Ein befreundeter Assessor war ein grundgelehrter Herr, der im Corpus iuris zu Hause war, wie nur einer. Aber ihm den Begriff einer Färse oder Stärke beizubringen, war unmöglich, seiner Meinung nach gab erwachsenes weibliches Rindvieh sofort Milch.

Ein anderer Lehrer, der allerdings nicht in Zoologie unterrichtete, zeigte eines Tages bei einem Spaziergange durch den Tiergarten auf eine ganz gewöhnliche Schwarzdrossel (turdus merula) und rief: Sehen Sie dort — eine Bachstelze. Man denke, eine Schwarzdrossel und eine Bachstelze zu verwechseln! — Dabei lernt man als Schüler von der Drossel den schönen Satz: turdus sibi ipse malum etc., da sie den Samen der Mistel verschleppt, aus deren Beeren Vogelleim bereitet wird.

Wenn die gelehrten Kreise eine Ahnung hätten, wie sehr sie sich durch ihre Unkenntnis auf diesem Gebiete schaden, dann würden sie wenigstens schweigen. In einer Sommerfrische, in der ich mich aufhielt, spielte ein Berliner Professor eine sehr große Rolle, namentlich imponierte er mehreren Gutsbesitzern sehr. Da kam er eines Tages ganz erregt von einem Spaziergange aus dem Walde und erzählte mit lauter Stimme: „Jetzt weiß ich endlich, daß die Rehe nicht die Jungen von Hirschen sind" — und sofort war es mit seinem Ansehen vorbei. Großer Gott, wer ist denn bisher auf diesen Gedanken gekommen! Da müßte ja einer ebenso vermuten, daß die Möpse die Jungen von Doggen oder die Mäuse die Jungen von Ratten sind. — Als ich diese Geschichte später anderen studierten Leuten erzählte, konnten sie garnichts dabei finden, sondern meinten, das hätten sie auch nicht gewußt.

Man könnte ganze Bände mit solchen Erzählungen anfüllen. Doch sei nur ein klassischer Fall noch angeführt, wo sich deutlich zeigt, wie namenlos verbohrt auf diesem Gebiete ein sonst gescheidter Mann sein kann. Börne, dessen Intelligenz selbst seine Gegner nicht bestreiten werden, wütet gegen Goethe, der in Venedig einen Schafsschädel gefunden und auf Grundlage dieses Fundes eine hochbedeutsame Hypothese aufgebaut hat. Daß Goethe sich in der Heimat des klassischen Altertums, in der Nähe des herrlichen Meeres mit einem Schafsschädel beschäftigt, ist ihm unfaßbar. Mit Recht sagt dagegen Häckel, daß diese Wirbeltheorie Goethes zu den größten Fortschritten der vergleichenden Anatomie gehört. Es legt von der enormen Geistesschärfe Goethes Zeugnis ab, daß er die Gleichartigkeit von Hirnschädel und Wirbelsäule, zwei Körperteilen, die auf den ersten Blick so verschieden aussehen, erkannte, obwohl er kein Anatom von Fach war.

III.

Abweichende Erklärung einiger Mythen.

Da sich zahlreiche Mythen mit Tieren und deren besonderen Eigenschaften beschäftigen, jedoch nach dem im vorigen Abschnitt Gesagten unseren Philologen gerade kein Überfluß von Naturkenntnis nachgesagt werden kann, so sei es gestattet, einige Mythen abweichend zu erklären.

In der Ilias, Buch III V. 3 ffge., wird der bekannte Mythus von den Kranichen erwähnt, die sich zum Kampfe gegen die Pygmäen rüsten. L. von Sybel z. B. findet diesen Mythus so völlig durchsichtig, daß er ihn als Musterbeispiel anführt.[1])

Demonstration des Mythus von dem Kriegszug der Kraniche gegen die Pygmäen.

„Wenn die Scharen der Kraniche auf der Flucht vor dem Winter und der Regenzeit mit lärmendem Geschrei unter dem

[1]) Mythologie der Ilias. 1877. S. 7.

Himmel fortzogen, so sagten die Griechen, die Kraniche ziehen gegen die Pygmäen am Okeanos und bringen ihnen Mord und Tod."

„Diesen aus Litteratur und Kunst der Alten wohlbekannten Mythus von dem Auszug und Kampf der Kraniche wider die Pygmäen, im Eingang des dritten Gesanges der Ilias zuerst erwähnt, wählen wir deshalb zum Objekt unserer Demonstration, weil er ein Mythus von vollkommener Durchsichtigkeit für uns ist. Er ist völlig plan und erlaubt alle zur Bildung eines Mythus nötigen Elemente sauber herauspräpariert vor Augen zu legen. Er empfiehlt sich außerdem dadurch, daß sein Motiv eine schlichte Erscheinung des Tierlebens und von jeder die Übersicht erschwerenden Komplikation mit einer anderen Sphäre frei ist; die Beziehungen der Mythologie zur Religion bleiben füglich gesonderter Besprechung vorbehalten."

„Wir fragen, wie dieser Mythus entstanden sei."

„Alljährlich bot sich den Griechen die Wahrnehmung, wie die Kraniche auf der Flucht vor dem Winter und den Winterregen in Scharen mit Lärm und Geschrei am Himmel hinzogen und in der Ferne verschwanden. Die regelmäßig wiederholte Beobachtung dieser Erscheinung rief die Frage nach dem Verbleib der Vögel hervor. Die Beobachtung des Anstoßes zu dem Kranichzug, der nahende Winter, und der damit gegebene Beweggrund, die Kälte und den Regen zu fliehen, befriedigte das Nachdenken des Griechen nicht; er forschte auch nach dem endlichen Ziel des Zuges."

„Gegeben war die Erscheinung des Auszuges; aber das Ziel des Zuges und der Verbleib der Kraniche war der Anschauung nicht gegeben; jene Erscheinung war wirkliche Erfahrung, für das übrige fehlte dieselbe. Die fehlende unmittelbare Anschauung mußte durch Nachdenken ersetzt werden, die empirische Anschauung zu ergänzen, mußten Analogieen aus der Erfahrung in die Lücke treten."

„Die erste Frage galt dem örtlichen Ziel des Kranichzuges. Gegeben war in der Erscheinung nur der Auszug und das Verschwinden im äußersten Gesichtskreis; aber die unmittelbare Anschauung des Ortes, an welchem der Zug zur Ruhe gekommen wäre, eine empirische Bestimmung dieses Ortes, fehlte; das Denken suchte das Fehlende zu ergänzen. Indem nun in der Einbildung die unbestimmte Anschauung des Äußersten im Raume, soweit er von Animalien bewohnt ist, überhaupt (denn eine nähere Bestimmung war ja nicht gegeben) weilte, so trat sofort die empirische (oder doch im damaligen

Bewußtsein dafür geltende, jedenfalls aus dem Zusammenwirken von Begriff und Anschauung erzeugte) Vorstellung des äußersten Randes der bewohnten Erde und der Fluten des Okeanos an die Stelle. Damit war das geforderte Lokal, der äußerst entfernte Ort, wo der Zug der Kraniche sein Ziel hatte, gefunden."

„Die zweite Frage geht dahin, was nun dort, am Ziel des Zuges, aus den Kranichen werde. Es wird Anschauung auch davon verlangt, was die Kraniche dort thun."

„Alsbald stellte sich in der Einbildung die Anschauung analoger Erscheinungen aus näher bekannten, aus dem eigenen Kreise des menschlichen Lebens ein, das Bild der Auszüge wehrhafter Scharen, wehrhafter Männer, kurz, kriegerischer Expeditionen gegen mehr oder minder entfernt wohnende Feinde. In den charakteristischen Merkmalen stimmt das Bild der Erfahrung mit der beobachteten Erscheinung überein; und so mußte es sich in der Vorstellung mit ihm identifizieren, soweit nicht die gegebenen Eigentümlichkeiten der gegenwärtigen Erscheinung ihr Recht behaupteten gegenüber denen der Analogie."

„Der Auszug der Kraniche ward also angesehen für eine kriegerische Expedition gegen entfernte Feinde. Unser Interesse wird nun von der Frage in Anspruch genommen, welche Faktoren das Anschauungsbild der Feinde entwerfen halfen, und welches der Anteil eines jeden Faktors bei dieser Bildschaffung oder Einbildung war."

„Die fraglichen, den Prozeß der Einbildung in diesem Falle bestimmenden Faktoren sind einerseits solche Eigentümlichkeiten der gegebenen Erscheinung, welche auf die Gestaltung der selbst nicht gegebenen Feinde wenigstens indirekt einwirken mußten, nämlich die eigentümliche Gestalt der Vögel. Was zuerst daran auffällt, im Unterschied von der Menschenfigur, ist ihr geringeres Körpermaß; nach diesem mußte sich das Bild ihrer Feinde modifizieren, auch diese mußten unter menschlicher Größe bleiben, als denkgerechte Feinde der Kraniche. Die Griechen gaben ihnen, als zu der Größe des Vogels passend, das Maß von der Ellbogenspitze bis zur Knöchellinie der Faust, gleich achtzehn Fingerbreiten, die sogenannte πυγμή, zur Höhe, und nannten sie demnach pygmäische, im Eigennamen Pygmäen (Πυγμαῖοι)."

„Bestimmender Faktor war andererseits die Analogie, hier die Vorstellung menschlich gebildeter Feinde. Die Analogie tritt in jede Lücke, welche die Erscheinung läßt: das Körpermaß der Feinde sahen wir durch ein indirektes Verfahren nach dem Maß der Kraniche bestimmt; unbekannt bleibt noch

die plastische Ausbildung ihrer Gestalt, zu welcher nun die Analogie, die Menschengestalt, die nötigen Elemente liefert."

„So ergiebt sich das Bild der Kranichfeinde als das kleiner, pygmäischer Wesen von menschhafter Gestalt, wohnend an den Fluten des Okeanos."

„Damit war eine abgerundete und befriedigende Vorstellung von dem Zug der Kraniche und ihrem Ziele gewonnen, durch Einbildung nach Analogie in sinnlicher, wenngleich nur innerer Anschauung. Die Analogie des gewonnenen Bildes mit der Erfahrung (das Bild war ja nach der Analogie aus der Erfahrung geschaffen) gab ihnen die Gewähr der gegenständlichen Wahrheit, der Gegenstand der Erscheinung galt nun als bekannt, die Sache in Frage als erkannt. Und das Bewußtsein hatte keine Veranlassung zu einem Zweifel an seiner inneren Übereinstimmung; der Mythus wurde unbedenklich, ernsthaft und buchstäblich geglaubt, weil irgend ein kritischer Zweifel sich noch gar nicht regte. Nichtsdestoweniger ist es Thatsache, daß die vermeintliche Erkenntnis nur scheinbar, daß die geglaubte Anschauung Illusion war. Allgemein gehaltenes geringschätziges Aburteilen klärt uns nicht auf; von Aberglauben, Unwissenschaftlichkeit und dergleichen zu reden, ist überhaupt nicht am Platze; es gilt, präzis und auf den Punkt, die Stelle des Fehlers nachzuweisen" u. s. w. —

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich diesen Mythus für alles andere eher als völlig durchsichtig halte und zwar aus folgenden Gründen. Sehr viele Zugvögel versammeln sich vor ihrer Abreise in Scharen und bekunden ein sehr aufgeregtes Wesen. Warum werden also gerade die Kraniche herausgegriffen? Ausschlaggebend aber ist der Umstand, daß der Kranich kein Raubvogel ist, der sich etwa wie der Lämmergeier unter Umständen an Kindern vergreift. Er ist im Gegenteil ein Vogel, der sich leicht zähmen läßt und dann Menschen sehr zugethan ist. Brehm schildert ihn folgendermaßen[1]): „So vorsichtig er dem Menschen ausweicht, so lange er frei ist, so innig schließt er sich ihm an, wenn er in dessen Gesellschaft kam. Mit Ausnahme der klügsten Papageien giebt es keinen Vogel weiter, welcher in gleicher Weise wie er mit dem Menschen verkehrt, jede menschliche Handlung verstehen und begreifen lernt u. s. w. Eigentlich sind die Kraniche wohl neckluſtig und mutig, nicht aber boshaft, tückisch und hinterlistig."[2])

---

[1]) Brehm Bd. V S. 678, 679.

[2]) Im Gegensatz hierzu sagt Brehm a. a. O. S. 350 vom Storch: Er ist ein Räuber in der vollsten Bedeutung des Wortes.

„Unser Kranich frißt Getreide und Saat, Grasspitzen und Feldpflanzen, sehr gern Erbsen, nimmt auch einzelne Früchte auf und erbeutet Würmer und Kerbtiere, insbesondere Käfer, Heuschrecken, Grillen und Libellen, fängt auch ab und zu einen Taufrosch oder einen anderen Lurch."

Wie kommt man also dazu, einen Vogel, der sich hauptsächlich von Sämereien nährt, für einen Bekämpfer von kleinen Menschen zu halten? Das ist ja völlig ungereimt. — Da hätte es ja viel näher gelegen, anderen Zugvögeln, z. B. den Wachteln, die den Griechen sehr bekannt waren, und die schon im Altertum wegen ihrer Kampflust zu Kampfspielen gehalten wurden, solche Kämpfe nachzusagen und zwar entsprechend ihrer Größe mit noch kleineren Geschöpfen als Pygmäen. Ganz widersinnig erscheint es schließlich, daß sich die Griechen die Existenz von Pygmäen konstruiert hätten. Das klingt so unwahrscheinlich wie nur etwas.

Homer verlegt den Wohnsitz der Pygmäen an den Okeanos, die späteren nach den Quellen des Nils. Von Stanley wissen wir, daß in der Nähe dort thatsächlich ein Zwergvolk im dichten Urwald haust. Er hebt hervor, daß ihn bisher nichts so sehr ergriffen habe in der Welt als der Anblick eines solchen Zwergenmenschen.

Daß die Kunde von der Existenz eines solchen Volkes bis nach Griechenland gedrungen ist, kann nicht Wunder nehmen. Es ist doch sehr naheliegend, daß Händler, die fremde Länder durchreisen, mit Vorliebe Nachrichten von abweichenden Erscheinungen bei Menschen, Tieren und Pflanzen weiter tragen werden, so daß sie sich über weite Strecken von Ohr zu Ohr fortpflanzten. Bei dem regen Verkehr, den die Griechen im Altertum bereits mit anderen Völkern hatten, erscheint es also durchaus nicht so wunderbar, daß sie die Kenntnis von der Existenz eines solchen Zwergvolkes im Innern Afrikas erhalten haben.

Die Pygmäen hätten also einen realen Hintergrund — wie steht es nun mit den Kranichen?

Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß eine Nachricht aus dem Innern eines Landes — namentlich wenn es sich um einen so schwer zugänglichen Erdteil wie Afrika handelt — etwa fünf Mal so große Hindernisse zu überwinden hat, als eine solche von der Küste. Haben die Griechen durch Händler Nachrichten aus Central-Afrika erhalten, so würde es durchaus nicht auffallend sein, wenn sie Nachrichten von der Küste Afrikas bis zum Kap der guten Hoffnung gehabt hätten.

Thatsächlich haben ja auch die Karthager Kunde von

der Existenz des Schimpansen gehabt, wie schon vorhin erwähnt wurde. Aber wir brauchen nicht den weiten Weg zum Kap, sondern nur bis zur Insel Madagaskar. Deren Kenntnis wird um so eher angenommen werden können, als ihr gegenüber das berühmte Wunderland Ophir sich befunden haben soll.

Nun lebten auf Madagaskar Vögel von so enormer Größe, daß man keinen Anstoß daran nehmen kann, wenn sich die Kenntnis von ihnen durch Händler und Schiffer bis nach Griechenland verbreitet hat. Nimmt man doch an, daß aepyornis maximus der Vogel Rok der Sage ist, daß also selbst im Mittelalter trotz der mangelhaften Verkehrsmittel die Kenntnis von diesem ungeheuer großen Vogel bis Mitteleuropa gedrungen ist.

Wenn man bedenkt, daß Plinius von der Existenz des Orang-Utans Kenntnis hat, obwohl Sumatra und Borneo, die beiden Länder, wo er lebt, von der äußersten Grenze des römischen Reichs noch etwa 1000 Meilen entfernt waren, so wird die obige Behauptung nicht zu kühn sein.

Von diesem Vogel, einer Straußart, hat man in Madagaskar im Alluvium Teile des Skeletts und Eier gefunden. Von der enormen Größe dieses Straußes kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß diese Eier achtmal so groß wie Straußeneier sind.

Daß ein so kolossaler Vogel nicht leicht zu erlegen war, und daß die Eingeborenen schwer mit ihm zu kämpfen hatten, darf man als sicher annehmen.

Es ist dies nicht bloß eine Hypothese, sondern es kann deshalb mit Bestimmtheit behauptet werden, weil wir von einem, erst im neunzehnten Jahrhundert ausgestorbenen, riesigen straußartigen Vogel Moa (dinornis Owen) diese Thatsache genau wissen. Die Moas lebten auf Neuseeland, erreichten eine Höhe von 3,8 m, hatten einen kleinen, flachen Schädel, einen kräftigen, kurzen Schnabel, langen Hals, ganz verkümmerte Flügel, dreizehige, sehr hohe massive Füße und mit Mark gefüllte Knochen. Bei dem Mangel an Säugetieren bildeten die Moas die hauptsächlichste Fleischnahrung und die Heldengesänge der Neuseeländer berichten von den Kämpfen ihrer Vorfahren mit dem riesigen Vogel.

Die Griechen erfuhren also, daß in der und der Gegend auffallend kleine Menschen wohnten, und sie erfuhren ferner, daß in ungefähr derselben Richtung und Gegend ungeheure Vögel lebten, die mit Menschen kämpften. Das ist der Kernpunkt der Sage.

Ja, wird man einwenden, alles ganz schön, aber ein

Strauß und ein Kranich sind doch verschiedene Tiere, namentlich wenn es sich um einen so kolossalen Strauß handelt. Das ist allerdings richtig, trotzdem erklärt sich die abweichende Bezeichnung sehr leicht. Der aepyornis hat ohne Frage die meiste Ähnlichkeit mit dem jetzt im Aussterben begriffenen, in Australien befindlichen Straußvögeln gehabt. Nun vergleiche man einmal das Bild z. B. eines Kiwi (apteryx australis) mit dem eines Kranichs ohne Voreingenommenheit, und es wird sich, wenn man von der Größe absieht, eine erstaunliche Ähnlichkeit ergeben. Als Vogel von ähnlicher Gestalt käme höchstens noch der Storch in Betracht, doch scheint er im Altertum in Griechenland ein nicht übermäßig bekannter Vogel gewesen zu sein — bei Homer wird er nirgends erwähnt — wie er denn auch jetzt in Griechenland ausgerottet ist. Selbst wenn aber der Storch so häufig wie der Kranich gewesen wäre, so hätte man immer den letzteren als Vergleichsobjekt gewählt, da Kranich und Strauß beide eine ähnliche Färbung besitzen, während die ganz abweichende, auffällige Färbung des Storches jeden Vergleich ausschließt.

Da der Strauß ein Steppenvogel ist und in Griechenland nicht vorkommt, so mußte jemand, der den Griechen eine Vorstellung von den riesigen Vögeln beibringen wollte, an den ähnlichsten und größten griechischen Vogel, an den Kranich anknüpfen.

Diese Deduktion wird Kopfschütteln erregen, und trotzdem kann man aus der klassischen Zeit ein Beispiel für die Richtigkeit anführen.

Als die Römer bei ihren Kriegen zuerst die Elefanten kennen lernten, da nannten sie diese trotz der enormen Verschiedenheit der Größe lukanische Ochsen, um ebenfalls an eine bekannte Erscheinung anzuknüpfen. Nimmt man das Gewicht eines ausgewachsenen Elefanten zu 80 bis 150 Zentnern und das eines Ochsen zu 12 bis 15 Zentnern an — es handelt sich nicht etwa um die jetzt in Italien heimischen Büffel (bubalus buffelus); diese sind erst ungefähr in derselben Zeit (596 n. Chr.) wie die Longobarden nach Italien gekommen — so ist das Verhältnis ungefähr 10 : 1. Fast genau dasselbe Verhältnis dürfte zwischen aepyornis und Kranich bestehen. Wenn wir heute von lukanischen boves hörten, ohne zu wissen, was das für Tiere sind, so würde es nicht leicht sein, hierunter Elefanten zu vermuten.

Die Griechen hörten also von Kranichen, die mit Menschen kämpften, und von Zwergvölkern, die in derselben Gegend wohnten. Lag nun da der Gedankengang nicht

sehr nahe, daß die Kraniche mit den Zwergen kämpften? Als die Erinnerung an die Bedeutung der sagenhaften Kraniche verblaßt war, mußte es ja direkt widersinnig erscheinen, daß der an sich so harmlose Kranich mit ausgewachsenen Menschen kämpfen sollte. Hierzu kam noch der Abzug der Kraniche zur Winterszeit in Scharen.

Nicht also deshalb, weil die Kraniche beim Eintritt kälterer Witterung fortziehen, konstruierte man sich die Zwergvölker, sondern weil man von Zwergvölkern und kämpfenden Kranichen gehört hatte, verband man beide mit einander. Lediglich in diesem letzteren Sinne ist die Wahl des Kranichs verständig und begreiflich.

Ähnlich liegt die Sache mit den Centauren. Nach Homers Ilias Buch XI V. 832, hat Achilles vom Centauren Cheiron Unterricht in der Heilkunde erhalten. Nimmt man die heute herrschende Meinung als richtig an, daß die Centauren Gebirgsbäche oder Winddämonen seien, so ist diese Angabe einfach unverständlich. Denn was diese mit der Heilkunde zu thun haben, ist nicht einzusehen. Faßt man dagegen die Centauren als das auf, was am nächsten liegt, nämlich als Reitervolk, so erscheint diese Eigenschaft zunächst ebenfalls schwer verständlich. Daß die Gestalt eines Centauren eine Fiktion ist, ersehen wir ohne weiteres daraus, daß dieses Geschöpf anatomisch undenkbar ist, da es zwei Brustkasten u. s. w. besitzt. Aber wir können sehr wohl begreifen, daß ein mit seinen Pferden verwachsener wilder Volksstamm den uns überlieferten Eindruck hervorrufen konnte. Auch die doppelte Anzahl gewisser Organe kann bei einem Reiter, den man mit seinem Pferde verschmilzt, nicht weiter auffallen, weil hier künstlerische Gesichtspunkte ausschlaggebend sind. Der Anblick eines Geschöpfes, bei dem ein Menschenkopf auf einem Pferdehals oder ein Menschenleib bis zur Brust oder zum Unterleib auf einem dementsprechend verkürzten Pferdeleib säße, würde ein ästhetisches Mißbehagen erregen.

So repräsentieren die Centauren ein rohes, wildes Reitervolk, mit dem die Griechen als Kulturvolk schwer zu kämpfen hatten. Der Kampf zwischen Lapithen und Centauren soll ja gerade den Kampf zwischen Kultur und roher Kraft sowie tierischer Sinnlichkeit andeuten.

Um nun die von Homer geschilderte Heilkunde zu erklären, führt man z. B. an, daß die Centauren in einer Gegend lebten, wo viele Arzneipflanzen wuchsen.

Das erklärt absolut nichts. Nehmen wir an, daß es sich plötzlich herausstellte, alle Alpenpflanzen hätten

eine große Heilkraft, obwohl niemand von den Gebirgsbewohnern etwas davon geahnt hatte. Dann würde doch kein Mensch die Alpenbewohner, z. B. die Schweizer, für große Mediziner halten. Umgekehrt haben die Juden im Mittelalter in der Medizin eine große Rolle gespielt, nicht deshalb, weil in ihrem Lande Arzneimittel wuchsen — sie hatten ja gar keines — sondern weil sie von der Heilkunde etwas verstanden.

Ob die Centauren in einem Lande gelebt haben, das viele Arzneipflanzen besaß, ist also ganz gleichgültig. Es kommt lediglich darauf an, ob sie sich auf die Heilkunde, wozu auch die Kenntnis von der Heilkraft der bei ihnen wachsenden Pflanzen gehört, verstanden haben.

Es erhebt sich demnach die Frage, ob wohl die Centauren ein solches Verständnis besessen haben.

Diese Frage muß mit einem unbedingten Ja beantwortet werden und zwar aus folgenden Gründen:

Wie wir später sehen werden, steht der Naturmensch, insbesondere aber das Tier den Heilkräften der Natur viel näher als der Kulturmensch. Wenn der Bär aus seinem Winterschlaf erwacht, nimmt er zunächst ein abführendes Moos zu sich, um sich Magen und Gedärme zu reinigen. Woher ist ihm diese Wirkung bekannt? — Jeder Hundekenner weiß, daß Hunde auf dem Lande sich wohler fühlen als in der Stadt. Auf dem Lande kann eben der Hund, sobald er sich nicht wohl fühlt, Gras und Kräuter nach Belieben fressen. Das Graskauen der Hunde wird ja wohl selbst ein Städter beobachtet haben. Es sei ferner an Uhlands Gedicht Graf Eberhard der Rauschebart erinnert:

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.

Diese Kenntnis der Tiere von Heilmethoden durch die einfachsten Dinge, wozu nicht blos Pflanzen gehören, ist ganz auffallend. Ein von einer Kreuzotter gebissener Hund begab sich unverzüglich nach einer Quelle, hielt dort seinen gebissenen Fuß vierundzwanzig Stunden eingetaucht und war gerettet.

Daß die Sache bei Naturmenschen ähnlich liegt, zeigt z. B. die Schilderung des ausgezeichneten Kriminalisten Dr. Groß, der als langjähriger Untersuchungsrichter in Österreich sich eingehend mit den Zigeunern beschäftigt hat und folgendes schreibt (Handbuch des Untersuchungsrichters 3. Auflage S. 352):

„Merkwürdig und wichtig für den Kriminalisten ist das überaus rasche Verheilen von Wunden am Zigeunerkörper, welche Eigenschaft vielleicht orientalischen Ursprungs ist.

Wenigstens wird Ähnliches von vielen orientalischen Stämmen mitgeteilt. Aus der Erzählung eines deutschen Arztes, der lange Zeit Direktor des Hospitals in Kairo war, weiß ich, daß die Heilkraft, die z. B. an Arabern beobachtet wurde, erstaunlich ist; so war z. B. ein keineswegs sehr junger Mann vom Dache eines niederen Hauses derart auf einen Staketenzaun gestürzt, daß drei Sprossen desselben durch den Oberschenkel des Mannes ganz durchdrungen waren und auf der anderen Seite noch spannlang hervorstanden. Der Mann wurde noch dazu in so ungeschickter und roher Weise gehoben, daß die Zaunsprossen wieder durch die Wunden zurückgezogen wurden und trotz alledem, trotzdem es damals noch keine aseptische Wundbehandlung gab, heilten die drei Wunden per primam, ohne Eiterung und ohne Wundfieber. Freilich hat das Klima auch mitgewirkt, aber gar viel anders sind die Heilerfolge, die wir in unsern Himmelsstrichen an Zigeunern sehen, auch nicht beschaffen. Der Zigeuner ist gegen körperlichen Schmerz sehr empfindlich, trotzdem kann er mit sehr schweren Verletzungen weiter wandern; zumal, wenn er fliehen muß, kann er in dieser Richtung Großes leisten. Ein Zigeuner war auf einem Pferdemarkte von einem durchgehenden Gespanne niedergeworfen und so übel zugerichtet worden, daß die Ärzte im Spitale, in das er bewußtlos gebracht worden war, die Zeit bis zu seiner Wiederherstellung auf mehrere Wochen veranschlagten. Der braune Patient mochte kein gutes Gewissen haben, in der dritten Nacht nach seiner Verletzung entfloh er durch das Fenster auf Nimmerwiedersehen, nicht ohne die Leintücher seines Bettes mitzunehmen."

„Handelt es sich also um die Beurteilung der Frage, ob ein Zigeuner, der bei diesem oder jenem Hergange verletzt wurde, trotz seiner schweren Beschädigung noch dies oder jenes unternehmen konnte, so wird hier nicht derselbe Maßstab anzulegen sein, als bei einem anderen Menschen. Ebenso wird man vorgehen müssen, wenn gefragt wird, wann z. B. eine frisch vernarbte Wunde an einem Zigeuner entstanden sein kann. Man wird bei der Beantwortung dieser Frage gut thun, wenn man ein gutes Stück von der sonst normalen Zeit abzieht, „denn," wie mir ein erfahrener Chirurg sagte, „beim Zigeuner kann man zuschauen, wie seine Verletzung zuwächst."

„Die Zigeuner und ihre Anhänger schreiben diese raschen Heilungen allerdings nicht der Körperkonstitution, sondern den angeblich ausgezeichneten Heilmitteln zu, die sie besitzen sollen. Vor kurzer Zeit wollte ein Gendarm einen äußerst gefährlichen

Dieb, der lange mit Zigeunern gelebt hatte, festnehmen. Der Dieb ließ sich mit dem Gendarm (in einem Gasthause) in ein Feuergefecht ein, der Gendarm fiel, dem Dieb wurde der rechte Vorderarm durch eine Kugel des Gendarmen vollkommen zerschmettert. Er konnte noch fliehen, kam zu einem Burschen, der ihm öfter Unterkunft gewährt hatte und sagte zu diesem: ‚Wenn ich noch zu meinen Leuten (d. h. den Zigeunern) kommen kann, so heilen sie mir den Arm bald, kann ich das nicht, so bin ich verloren.' Diese Äußerung beweist wenigstens, welch großes Vertrauen der Mann zur Heilkunst der Zigeuner hatte."

„Nicht viel anders als bei den äußeren Verletzungen verhält es sich mit den Erkrankungen, denen die Zigeuner zwar ebenso unterworfen sind, wie andere Menschen, die sie aber oft im Freien, ohne Schutz und wandernd durchmachen müssen. Unsere statistischen Kenntnisse über Zigeuner sind zwar sehr mangelhafter Natur, aber man wird doch behaupten dürfen, daß der Sterblichkeits-Prozentsatz zum wenigsten bei ihnen nicht höher ist, als bei anderen. Gewiß ists, daß man unter den Zigeunern auffallend viele alte Leute sieht, die sich außerdem noch großer Frische und Beweglichkeit erfreuen."

„Aus der verhältnismäßig geringen Berücksichtigung, welche die Zigeuner Erkrankungen zuteil werden lassen, ergiebt sich u. a. auch, daß es ein falscher Schluß wäre, wenn man annehmen wollte, daß eine Bande deshalb irgend einen Diebstahl nicht verübt habe, weil z. B. ihre Kinder an den schwarzen Blattern erkrankt waren. Derartiges stört den Zigeuner nicht, läßt vielleicht aber auch das plötzliche Auftreten von Infektionskrankheiten erklären, da solche von bettelnden oder stehlenden Zigeunern eingeschleppt worden sein können"—.

Um jeden Zweifel zu beseitigen, will ich nur darauf hinweisen, daß gerade einfache Leute, wie z. B. Prießnitz, auch von Ärzten benutzte Heilverfahren entdeckt haben, ferner daß wir das vielleicht allerwichtigste Heilmittel der Neuzeit, das so segensreich wirkende Chinin, einem Indianer verdanken, der angeblich aus Liebe zu einer weißen Dame das sorgsam gehütete Geheimnis der Heilkraft den Europäern enthüllt hat.

Die Griechen lernten also von den wilden Völkern eine Anzahl heilkräftiger Kräuter und deren Anwendung kennen, was ihnen bisher unbekannt war, und in dankbarer Erinnerung daran verehrten sie später diese als Lehrer der Heilkunde. Natürlich folgt daraus noch nicht, daß nur die Naturmenschen etwas davon verstehen, was eigentlich nicht erst gesagt zu werden brauchte.

Daß die Centauren wirklich ein Reitervolk waren, geht noch aus einer anderen Erzählung hervor, die zwar nicht bei Homer vorkommt, aber jedenfalls sehr alt ist.

Der Centaur Pholos, bei dem Herkules zu Besuch weilt, weigert sich anfänglich, ein Gefäß mit Wein zu öffnen, weil sonst die anderen Centauren durch den Geruch des Weines herbeigelockt würden und mittrinken wollten. Was ist an dieser Erzählung Wahres? Man könnte annehmen, daß Naturmenschen ein so scharfes Geruchsvermögen besäßen, daß sie ähnlich wie die Hunde wittern könnten. Das ist entschieden falsch. Zwar riecht der Naturmensch besser, aber durchaus nicht so fein wie z. B. ein Hund oder Pferd. Der Hund wäre ja niemals zum Jagen benutzt worden, wenn sein Herr es ebenso verstanden hätte. Es giebt aber noch einen andern Grund, weshalb diese Eigenschaft undenkbar ist. Hierauf soll später zurückgekommen werden (vgl. Kap. 7 u. 13).

Trotzdem hat die Erzählung einen durchaus wahren Kern und zwar folgenden. Jeder hat wohl als Junge Indianergeschichten verschlungen und hierbei wiederholentlich gelesen, daß es deshalb so schwer sei, ein Indianerlager heimlich zu überfallen, weil die halbwilden Pferde fast immer die heranschleichenden Feinde witterten und ihre schlafenden Herren weckten. Diese Eigenschaft der Pferde ist unbestritten, denn Pferde sehen schlecht, wittern jedoch ausgezeichnet (vgl. S. 72 ffge.). Die Griechen müssen im Kampfe mit Reitervölkern ebenfalls diese Beobachtung gemacht haben, nur daß sie fälschlich das fabelhafte Geruchsvermögen den Reitern und nicht den Rossen zuschoben.

Wie einfach und natürlich ist diese Erklärung! Was soll ich mir aber dabei denken, wenn ich mir vorstelle, Centauren seien Gebirgsbäche und mir von diesen Gebirgsbächen erzählt wird, sie verständen etwas von der Heilkunde und könnten gut riechen! — Ich muß gestehen, daß das über meinen Horizont geht.

IV.

Fortsetzung.

Als ich mir eine Reihe von homerischen Mythen in der naturgemäßesten Weise erklärt hatte, da sah ich zu meiner großen Freude, daß auch unter den Philologen Tierkundige

nicht selten sind. Mehrere Erklärungen, die ich längst für mich aufgezeichnet hatte, fand ich von einem Gymnasialdirektor Krichenbauer fast genau in derselben Weise gegeben.[1]) Ich weiche zwar in einigen Punkten von ihm ab, aber die merkwürdige Übereinstimmung der Erklärungen bestärkt mich in der Ansicht, daß das Richtige getroffen ist.

Zunächst kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Menelaus in den Versen 351 ffge. Odyssee Buch IV einen Seehundsfang schildert. Krichenbauer sagt darüber folgendes:[2])

„Die Robben sind Fischsäugetiere, die jetzt in nördlichen Meeren unter kältern Breiten vorkommen, aus ihrer Sippe aber kommt die phoca monachus heute noch im Mittelmeere vor; die Odyssee aber spricht von häufigerem Vorkommen der Robben u. z. XV, 479 für die Gegend von Ithake, worunter aber das westliche Ithake, S. Sebastian auf Gomero, zu verstehen ist, XII 96, aber bei der Skylle, die wir am Felsen von Gibraltar in der Michaelsgrotte wohnend gefunden haben. Dort nährte Amphitrite zu des Odysseus Zeit tausende von Delphinen und Seehunden; waren diese dort so häufig, so ist es doch nicht Bedenken erregend, anzunehmen, daß sie auch im Mittelmeere bis an die ägyptische Küste gedrungen sind. Es spricht hierfür die genaue Angabe, daß ihr Auftreten in Ägypten in die Zeit verlegt wird, wann die Sonne in der Mitte des Himmels steht, und auch Proteus mit Zephyr kommt; beide Angaben deuten auf den Juni."

Dieser Zweifel, ob die Seehunde in früheren Zeiten im Mittelmeer häufig waren, ist bei dem gelehrten Philologen auffallend. Denn einmal wird die phoca sehr oft von den Schriftstellern und Dichtern erwähnt, sodann hat die Stadt Phokäa ihren Namen offenbar daher — wenigstens behauptet das u. a. Masius (Naturstudien Bd. 2 S. 71), der im übrigen Krichenbauers Ansicht teilt.

Weiter heißt es bei Krichenbauer:

„Wann die Sonne in Ägypten in der Mitte des Himmels steht, im Juni, ist die Zeit, die die Robben überhaupt gerne am Lande zubringen, weil sie da ihre Jungen säugen, schwimmen lehren und sich paaren. An der Ostsee werfen sie im März und April die Jungen, die Paarungszeit fällt in den Juli. Ferner sind die Robben sehr gefräßige Tiere und verzehren Fische in großen Massen u. s. w. Für Ägyptens Küste ist aber vorzugsweise der Juni die Zeit,

[1]) A. Krichenbauer, die Irrfahrt des Menelaus und die Irrfahrt des Odysseus als eine Umschiffung Afrikas.

[2]) Krichenbauer, Irrfahrt des Menelaus S. 15.

in der Fische in Fülle sich einfinden, weil der Nil austritt; bekannt ist es, daß ja auch Scharen von Vögeln am Nil erscheinen, weil sie da Nahrung finden; so mögen auch die Robben um diese Zeit ihr Stelldichein dort gehabt haben. Der Nil ist der einzige große Strom an der Südküste des Mittelmeeres, im Juni also besonders geeignet, Raubfische anzulocken. Daß die Robben der Fische wegen gerne an die Flußmündungen gehen, erhellt daraus, daß sie dort, wo Fischerei betrieben wird, sehr viel Schaden anrichten; an Schottlands Küste, besonders an der Mündung des Teer, sind sie den Fischern außerordentlich verhaßt wegen der Verheerungen, die sie unter den schmackhaften und gut bezahlten Lachsen anrichten."

„Die Küste besteht aus langen Dünen und Felsenriffen, aus einem zu Sandstein umgebildeten Meeressande. An diesen Dünen, ἁλίῃσι ψαμάθοισι lagerten nun die Robben, und die Griechen machten Jagd auf sie, indem sie sich unter Robbenhäute versteckten, wie auch heute noch die Robbenfänger sich in Robbenfelle kleiden, so daß die Tiere ungescheut bis in die Nähe des Versteckten kommen; ein kräftiger Schlag auf die Nase tötet bekanntlich diese Tiere."

Daß sie während der Paarungszeit leicht berückt werden können, erzählt auch Brehm:[1])

„Je nach der Gegend, in welcher die Seehunde leben, fällt die Paarungszeit in verschiedene Monate. In unserer nördlichen Erdhälfte findet sie im Herbste statt, in den südlichen Gegenden zwischen April und Juni. Die alten Männchen sollen sehr erregt sein, heftig untereinander streiten und für nichts anderes als für ihre Liebe Sinn haben. Es wird gesagt, daß dieses Gefühl sie vollständig in Anspruch nehme und die ihnen eigene Scheu gänzlich vergessen lasse. Ebenso heftig wie ihre Liebe ist auch ihre Eifersucht. Wer ihre grunzenden und brüllenden Töne nachzumachen versteht, lockt sie sicher zu sich heran. „Mit einem Jagdgenossen", erzählt Schilling, „traf ich auf einem kleinen einsamen Eilande 10—12 brüllende und grunzende paarungslustige Seehunde an. Bei unserer Landung begaben sie sich, gegen ihre sonstige Gewohnheit, nur lässig in das Wasser, und ich war fast versucht zu glauben, in ihnen eine ganz andere Art von Tieren vor mir zu haben. Wir beschlossen, auf diese Seehunde anzustehen und gruben uns zu diesem Ende im Sande eine Vertiefung aus. Kaum war unser Boot etwa 500 Schritte weit gesegelt, da erschienen

[1]) a. a. O. Bd. II S. 301 ffge.

in geringer Entfernung im Wasser die sämtlichen Seehunde wieder, lauschten neugierig mit scheinbarem Wohlgefallen den von uns nachgeahmten Tönen, richteten sich fast bis zur halben Körperhöhe über die Wasseroberfläche empor und näherten sich, merkwürdig genug, in diesen Körperstellungen dem Ufer der Insel immer mehr. Als wir nun die höheren, schwächeren Töne nachahmten, welche gewöhnlich die Männchen hören lassen, kamen die viel größeren Weibchen zuerst an das Land gekrochen und naheten sich bald darauf unserm Lager, den Locktönen folgend, obgleich sie unsere hervorragenden Köpfe gewißlich sehen konnten. Wir suchten uns jeder einen Seehund aus, legten auf ihn an und entluden unsere Gewehre zu gleicher Zeit; jeder sah auch, als der Pulverdampf sich verzogen hatte, den erwählten Seehund regungslos vor sich liegen. Aber die übrigen, welche sämtlich gelandet waren, gebärdeten sich, als wären sie gleichfalls von unsern Schüssen getroffen worden. Wir hätten, wären wir viel ruhiger und mehr vorbereitet gewesen, sehr gut noch unsere beiden übrigen Schüsse auf die nicht getroffenen abfeuern können. Erst, als wir aufsprangen, kam Bewegung in diese wie vom Blitze getroffenen Körper."

Selbst wenn heute im Mittelmeere keine Seehunde vorkämen, so könnte die Erzählung Homers völlig wahrheitsgetreu sein, denn im Kaspischen Meere, das noch vor einigen Jahrhunderten mit dem Schwarzen Meere verbunden war, leben sie jetzt noch.

Bis hierher kann man Krichenbauer völlig beipflichten, zweifelhaft kann aber schon sein, ob, wie er meint, Proteus wirklich der Nil ist. Er begründet es folgendermaßen (S. 15): „Auf der Erde nimmt er allerlei Gestalt an, er wird Hitze, Wasser, Baum und Tier wie der Nil, wenn er in der Hitze des Juni austritt, Wasserfälle bringt, das Land grünen macht und Fische, Vögel und Amphibien in Unzahl schafft oder anlockt." Viel näher würde es doch liegen, darunter das Meer überhaupt zu verstehen, das je nach Beleuchtung, Wind und Wetter die verschiedenartigsten Formen annimmt.

Was er aber von dem ἅλιος γέρων sagt (S. 18), ist doch höchst unwahrscheinlich; die Bewohner von Sokotora — nach ihm ist darunter die Insel Pharus zu verstehen, wofür er sehr gewichtige Gründe angiebt — verwiesen Menelaus auf den ἅλιος γέρων, der ihm Bescheid sagen würde.

Weit einfacher würde folgende Erklärung sein.

Alle Tiere stehen der Natur näher und künden einen Umschlag des Wetters, Erdbeben u. dgl. vielfach durch ihr

Gebahren an, Hunde z. B. dünsten vor Gewittern merkwürdig aus u. dgl. — Ganz besonders gilt das aber von Wassertieren. Einen Laubfrosch oder einen Schlammbeißer (cobitis fossilis) hat wohl als Knabe jeder besessen. Gerühmt wird besonders der Blutegel als Wetterprophet. So heißt es in einer Beschreibung:

„Blutegel als Wetterpropheten sind mindestens so zuverlässig wie die empfindlichsten Barometer. Bei heiterem, beständigem Wetter, sowie im Winter bei Frost liegen sie ruhig und aufgerollt auf dem Boden des Gefäßes, oder sie schwimmen mit gleichmäßig ruhigen Bewegungen durch das Wasser. Steht ein Gewitter oder ein Sturm bevor, so wird das Tier unruhig, erhebt sich vom Boden des Gefäßes und macht, in dem Wasser schwimmend, rasche, unregelmäßige Kreise, indem es sich auf verschiedene Weise biegt. Bei drohendem Regen oder Schneegestöber kriecht der Blutegel an den Rand des Gefäßes und bleibt daselbst, bis das Wetter wieder beständig geworden ist."

Schon Schiller singt:[1])

Die Fische springen und das Wasserhuhn
taucht unter; ein Gewitter ist im Anzug.

Nun ist der Seehund seit Altersher deswegen bekannt, daß sein Gebahren auf zukünftiges Wetter schließen läßt. Selbst seinem Felle schrieb man diese Eigenschaft noch zu.

„Sein Haut soll sonderbare Krafft haben wider die Straal, Donner, Blitz und Hagel, auß welcher Ursach sollen die Schiffleut des Meers, das oberste des Segelbaums damit bedecken. Seine Haar sollen eine wunderbarliche Beschaffenheit haben, also, daß wo in dem Meer solche Haut oder Gürtel von solcher Haut getragen wird, die Haar davon zur Zeit des Ungewitters, Ungestümme und Bewegnuß des Meers, oder sonst so es anfleust, sich auffrichten und streussen sollen: So es aber still und mild worden, sol sich auch solch Haar glatt niederlegen u. s. w." — Kaiser Augustus soll nach Sueton daher wegen des Schutzes gegen Blitzgefahr stets ein Amulet aus Seehundsfell bei sich getragen haben

Die Erzählung von Menelaus enthält also weiter nichts als die alte Schifferregel, daß man sich nach dem Gebahren der Seehunde richten soll, ob man weiterfährt oder nicht.

Ebenso wunderbar ist es, wenn Krichenbauer die Bemerkung macht (S. 26): „Die Doppelhochzeit ist ein Produkt der Poesie der wandernden Sänger, die den alten Stoff

[1]) Wilhelm Tell, I 1.

umgestalteten, erweiterten und in der Detailmalerei so weit gingen, daß sie mit Rücksicht auf ihre Zuhörerinnen den Robbenjägern auch ein Riechfläschchen zu verschaffen wußten."

Wenn Krichenbauer je die Sektion einer Leiche, beispielsweise einer Wasserleiche mitgemacht hätte, dann würde ihm die Erzählung nicht so wunderbar vorkommen. Selbst ein Nichtraucher zündet sich da einen möglichst stinkenden Tabak an, um den Gestank mit Gegengestank zu bekämpfen. Wenn nun auch Menelaus sich keine Dreipfennigcigarre angebrannt hat, so ist doch nicht einzusehen, warum er nicht gegen den Gestank der Robbenhäute irgend ein anderes stinkendes Zeug benutzt hat. Das ist um so wahrscheinlicher, als bei der außerordentlich feinen Witterung der Seehunde ein solches Gestankmittel zugleich die menschliche Ausdünstung verdeckte und die Beschleichung der Robben erleichterte.

Dagegen muß man Krichenbauer völlig beipflichten, wenn er in dem Mythus des Aeolus eine Schilderung der Passatwinde sieht. Er läßt sich darüber folgendermaßen aus (Irrfahrt des Odysseus S. 53 ffge.):

„Aiolos giebt dem Odysseus den Zephyr zur Fahrt. Dieser Zephyr war der bisherigen Interpretation wieder so hinderlich, daß man ihn für diesen Fall als West annahm mit der Begründung, in diesen Dingen dürfe man bei Homer keine große Genauigkeit suchen. Gerade so gab man dem Boreas Od. XIV 253 für den einen Fall, für die Fahrt von Kreta nach Ägypten, die Bedeutung Nordwest. Il. IX 5 heißt es aber:

Βορέης καὶ Ζέφυρος, τώτε Θρήκηθεν ἄητον."

„Boreas und Zephyr wehen von Norden, daher ist der eine der NO., der andere der NW. und muß es konstant bleiben."

„Der Nordwestwind in der Nähe des Äquators erhält für uns eine besondere Bedeutung zumal im indischen Ozean, wo er zu bestimmten Zeiten weht."

„Das Gesetz der Winde beruht auf dem steten Ausgleich der erhitzten Luft der Tropenländer mit der kalten Luft der Polarländer. Vom Äquator steigt die erhitzte Luft als die leichtere auf und strömt oben gegen den Nord- und Südpol; von den beiden Polen aber strömt die kalte als die dichtere unten gegen den Äquator. An der Rotationsgeschwindigkeit der Erde aber teilnehmend, eilt die Äquatorialströmung gegen die Pole hin der Erde voran, die Polarströmung bleibt gegen den Äquator zu hinter der Erde zurück. Der Ausgleich geschieht also durch einen oberen Südwest an der nördlichen

und Nordwest an der südlichen Halbkugel und durch einen unteren Nordost an der nördlichen und Südost an der südlichen Halbkugel. Die beiden unteren Winde, der NO. und SO., kommen nur in den Tropenländern rein zum Vorschein und heißen Passate. Am indischen Ozean haben diese eine bestimmte Form. Wenn im Sommer der nördlichen Halbkugel die Luft nördlich vom Äquator erwärmt ist und aufsteigt, so strömt, um den Raum auszufüllen und das Gleichgewicht herzustellen, der SO.-Passat über den Äquator hinüber, wird aber, da er die Rotationsgeschwindigkeit des Äquators annimmt, zum SW. Umgekehrt muß im Sommer der südlichen Halbkugel, wenn die Luft südlich vom Äquator erwärmt ist und aufsteigt, der NO.-Passat über den Äquator dringen und wird südlich vom Äquator zum Nord-West. Man nennt diese halbjährig umspringenden Winde Moussons. Es weht also am indischen Ozean nördlich vom Äquator vom März bis September der SW., vom September bis März der NO., südlich vom Äquator vom März bis September der NO., vom September bis März der NW.-Mousson. Dieser ist unser Zephyr, den allein Äolos dem Odysseus wehen ließ und auf dessen Eintritt Odysseus einen Monat bei Äolos wartete."

„Der Übergang aus dem einen in den andern Mousson ist nämlich nicht plötzlich; erst wenn die Sonne sich den Solstitien nähert, stellen sich die Winde regelmäßig ein, der Wechsel wird durch veränderliche Winde, Windstillen oder Orkane bezeichnet. NW. und SO. ringen mit einander."

„Als Odysseus bei Eintritt des Zephyr abfuhr, war der Wind noch nicht konstant genug; ein Sturm brach los, aber der SO. behielt die Oberhand und trieb natürlich den Odysseus wieder zurück, woher er gekommen. Das sind die Winde, die im Schlauche eingesperrt waren und ihn wieder zu Äolos zurücktrieben."

„Dies ist nur am indischen Ozean möglich und paßt räumlich und zeitlich zu den Seychellen. Fuhr Odysseus der Sonne nach, so war er etwa Ende September dort; einen Monat wartete er bei Äolos; endlich erhob sich der Zephyr; Ende Oktober fuhr er daher fort und konnte im Dezember am südlichen Wendekreise sein."

„Äolos, 5° südlicher Breite wohnend, erscheint uns nun in der That als der Schaffner der Winde. Denn in der Gegend des Äquators ist ein Gürtel, wo die Passate der nördlichen und südlichen Hemisphäre zusammentreffen. Von dort aus erheben sich die Winde, von dort geschieht der Ausgleich

der Luft an der ganzen Erde. Es ist der Calmengürtel oder die Region der Windstillen, ein Gürtel 6° Br., der mit der Sonne nördlich und südlich vom Äquator rückt, im nördlichen Sommer 8° bis 14° n. Br., im südlichen 3° bis 5° südl. Br. Am indischen Ozean aber hat der Schaffner der Winde sechs Söhne und sechs Töchter. Denn sechs Monate lang, im Sommer der südlichen Halbkugel — ἤματα — wehen die NW.-Mousſons, und sechs Monate lang, im Winterhalbjahr — νύκτας — die SO.-Passate. Immer sind zwar die Söhne bei Vater und Mutter zu Hause, im Sommer aber erschallt das Haus von ihrem Wehen (αὐλῇ nicht vom Flötengetön), im Winter ruhen sie bei ihren Schwestern. Im Sommer also weht (für Aiolie) der NW. immer kräftig, im Winter ruht er, der SO., als die Schwester, tritt schwächer auf. Heute ist dies dort umgekehrt; der SO. ist der kräftigere, der NW. der schwächere; aber es stimmt vollkommen zu der Angabe, daß Odysseus nur einen Monat bei Aiolos wartete, bis der Zephyr sich erhob, denn heute müßte er drei Monate warten, erst im Dezember und Jänner weht der NW.-Mousſon heute stark und regelmäßig und seine Zone reicht etwa 10—12° südl. Breite."

„Wir sehen, Aiolos mit seinem Zephyr und dem Schlauche oder mit seinen sechs Söhnen und Töchtern ist kein bedeutungsloses Märchen; es ist in zweierlei Bildern die Natur des indischen Ozeans geschildert. Die sechs Söhne und Töchter als die zwölf Monate des Jahres sind das poetische Bild der wissenschaftlichen, Zephyr mit dem Schlauche das märchenhafte Bild der gewöhnlichen Sprache; beide sind vereint und in Märchenform verwandelt; einst war Form und Inhalt der Sprache harmonisch, das Bild und dessen Inhalt verständlich; später verschwand das Bewußtsein des Inhalts, die Form wurde leer und wörtlich aufgefaßt, schließlich märchenhaft. Aiolos ist wahrscheinlich nichts anderes als die Personifizierung eines lybischen Stammes, wie Cyklops (αἰολοχαίτης heißt kraushaarig); Aiolos ist ein Sohn des Hippotes, wie der Cyklope ein Sohn des Poseidon. Ich halte Poseidon und Hippotes für identisch, da Poseidon auch ἵππιος heißt und ihm die Rosse geweiht waren. Il. XXIII 306, XXIII 276, XXIII 583. Erst die alexandrinische Gelehrsamkeit machte den Aiolos zum Gott der Winde."

Ebenso ist Krichenbauers Erklärung von den Schafen, die ἄφαρ κεραοὶ τελέθουσιν sehr einfach und überzeugend (Irrfahrt des Menalaus S. 11):

„Von Libyen wird noch als Merkwürdigkeit erwähnt, daß dort die Schafe ἄφαρ κεραοὶ τελέθουσιν IV. 85; ἄφαρ heißt unter

anderm auch „sogleich“ und man übersetzt, daß dort die Schafe sogleich gehörnt zur Welt kommen. Obgleich dies auf Gottes weiter Erde nirgends vorkommt, so hat sich die Philologie bisher nicht bemüht, diese Naturwidrigkeit zu untersuchen; ja man findet die Angabe solcher Wunderdinge für das Märchen so sehr am rechten Platze, daß man sie als Basis für die Erklärung von dem Werden des Epos annimmt. Ich will nun zeigen, was ich in der Odyssee-Erklärung auch für viele Stellen gezeigt habe, daß derlei Ammenmärchen keine Originalität haben, sondern Produkte der jüngern Rhapsodenpoesie und der philologischen Interpretation sind.“

„Ἄφαρ heißt allerdings „sogleich“; daß dies aber nicht die ursprüngliche Bedeutung ist, erhellt schon daraus, daß es auch „bereit“ heißt. Jl. XII 814, ἄφαρ χεῖρες εἶσιν ἀμύνειν. Ich leite ἄφαρ ab von α priv. und φαρ, der Wurzel, die in φάρ-ος Pflug, φάρ-σ-ος ein abgerissenes Stück, φάρυγξ Schlund zum Vorschein kommt. φαρ Zd. bar heißt nach Curtius bohren, schneiden, reißen. Der „Bohrer“ giebt uns die Anschauung von der gewundenen Schneide und ἄφαρ heißt demnach räumlich „ohne Windung“ und zeitlich „ohne Verzug, ohne Umschweife“, daher auch sogleich und bereit. ἄφαρ κεραοί heißt also „ungewunden gehörnt“ und τελέθουσιν nicht „zur Welt kommen“, sondern „gedeihen, wachsen“. Die alte Nachricht hatte also den ganz einfachen und naturwahren Inhalt: In Libyen wachsen die Schafe mit Hörnern ohne Windung, mit ungewundenen oder geraden Hörnern. Und in der That ist es noch heute das charakteristische Merkmal der Schafe in Nubien, daß sie nicht gewundene Hörner haben, wie unsere Widder, sondern gerade aufsteigende. Das afrikanische Mähnenschaf, ammotragus tragelaphus, hat Hörner fast wie eine Ziege, vom Kopfe aus aufwärts gehend, am Ende erst seitlich und auswärts gebogen. Es ist ein Übergangstier von der Ziege zum Schafe und deshalb heute noch so auffallend wie vor Jahrtausenden; ja die Angabe der Odyssee ist nicht nur naturwahr, sondern sie zeigt auch von verständiger Beobachtung, da auch die heutige Naturwissenschaft noch die Form und Windung der Hörner als hauptsächliches Merkmal bei Unterscheidung der Schafarten hervorhebt.“

„Es kann nun auch vollständig naturwahr sein, daß die Schafe in Lybien dreimal im Jahre lammten, IV 86; denn in den wärmeren Klimaten lammen sie auch heute noch zweimal, und die Natur dieser Schafe ist von Neueren noch nicht genau erforscht. Die Fülle von Milch, Käse und Fleisch,

IV 87, 88, ist jedenfalls naturwahr. Aber Ameis faßt dies alles gläubig als Erklärung zu ἄφαρ und als ‚Vergrößerung des Wunders', während es sich zeigt, daß der Vers IV 86, wenn er nicht ganz eingeschoben ist, nur die Erklärung zu 87, 88, 89 sein kann, also auch nach 89 zu folgen hat: hier ist Milch, Käse, Fleisch in Überfluß, denn die Schafe lammen dreimal des Jahres. Man sieht, der Rhapsode, dem es nur mehr um ein Märchen, um Erregung der Phantasie zu thun war, hatte seinen Zweck erreicht."

Krichenbauer hat nicht nur darin recht, daß Schafe, die sogleich gehörnt wären, nirgends vorkommen, sondern man kann noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß eine solche Erscheinung mit den Grundgesetzen der Natur in direktem Widerspruch stehen würde. Überall sehen wir die Natur bemüht, die Fortpflanzung der einzelnen Arten zu sichern; nun würde aber ein mit Hörnern versehenes Junge bei der Geburt das Leben der Mutter und damit das eigene in einem so hohen Grade gefährden, daß eine solche Rasse in kurzer Zeit ausgestorben sein müßte. Wenn wir niemals ein eben geborenes Nashorn, Stachelschwein, Rind, einen Eber, Elefant u. dgl. gesehen hätten, so wüßten wir trotzdem, daß sie ohne ihre Verteidigungsmittel zur Welt kommen.

Die Erklärung jedoch, die Hörner seien bereits fühlbar, ist deshalb so einfältig, weil sie voraussetzt, daß ein Fremder Lämmer erblickt, die genau so aussehen, wie seine heimatlichen, sie trotzdem betastet und nun merkt, daß sie eher Hörner bekamen als er annahm. Hier hätte ein Reisender etwas beobachtet, was an sich kaum der Rede wert ist und worauf er nur durch Zufall kommen konnte. Es ist schade, daß der Reisende nicht auch den Kopf des glücklichen Erfinders dieser Hypothese betastet hat, vielleicht hätte er da die gleiche Beobachtung gemacht. Die gerade Hörnerform ist dagegen etwas, was sofort in die Augen springt, genau wie wenn wir Rinder mit einem Buckel oder Schafe mit einem Fettschwanz sehen. Ebenso mußte das dreimalige Lammen sofort auffallen, denn man sah verschiedene Klassen von Jungen bei der Heerde, die man in so geringen Altersunterschieden nicht kannte.

Darin muß man allerdings Krichenbauer widersprechen, wenn er das dreimalige Lammen auf eine Verkürzung der Trächtigkeitszeit schiebt. Auch hier ist die wörtliche Übersetzung völlig wahr. Schafe und Ziegen gehen durchschnittlich 147 Tage oder 21 Wochen trächtig. Rechnet man nun 22 Wochen, so

kann sehr wohl ein Schaf, das in der ersten Woche des Januar wirft, noch zweimal lammen. Es erinnert das an die scherzhafte Redensart, die junge Ehemänner zu hören bekommen, falls in einem Jahre zwei Kinder eintreffen, also etwa eins im Januar und eins im Dezember: „Zwei Kinder in einem Jahre macht in zehn Jahren zwanzig."

Ferner macht Krichenbauer mit Recht darauf aufmerksam, daß die Griechen davon gehört hatten, man könne sich jenseits des Äquators nicht nach der Sonne orientieren. Od. X V. 190—193 ist allein so zu verstehen: Odysseus wußte nicht, wo Eos und Zophos war, also er hatte die südliche Wende der Sonne überschritten.

Ein ähnlicher Fall wird von den Phöniziern erzählt, die unter König Necho (611—545 v. Chr.) Afrika umschifften. Herodot erzählt, sie hätten angeblich bei der Umschiffung von Ost nach West die Sonne zur Rechten gehabt, was er nicht glauben könne, während Humboldt gerade darin einen Beweis der Wahrheit erblickt.

Unter den Lotophagen versteht Krichenbauer die Bewohner des südlichen Arabiens, bei denen der Genuß von Narkotika namentlich Haschisch, Betel, Opium u. dgl. noch heute üblich ist. Es klingt das sehr wahrscheinlich. Abgesehen davon wird es immer Gegenden geben, die so verführerisch sind, daß man nicht gern wieder fort will (das ist doch der Sinn der ganzen Erzählung); heißt es doch im Rheinliede:

An den Rhein, an den Rhein,
zieh nicht an den Rhein,

und zum Schlusse:

und kehrst nicht wieder nach Haus.

Ebenso ist Krichenbauer völlig beizustimmen, daß Circe und Kalypso in ihrem Verhalten zu Odysseus ganz an die Frauensitte von Gomera erinnert, wo dem Fremdling alles gewährt wurde, selbst das Ehebett. Bei Circe kann man allerdings im Zweifel sein, ob hier nicht die Erinnerungen von ganz verschiedenen Geschehnissen zusammengeschweißt sind. Ein Abgeordneter sprach vor einiger Zeit von den Gefahren gewisser Hafenstädte, welche die Matrosen als Menschen betreten und als Schweine wieder verlassen. Ob er dabei die homerische Sage von der Circe im Auge gehabt hat, weiß ich nicht, möchte es jedoch annehmen. An die Gefahren, die dem Reisenden durch Geschlechtskrankheiten drohen, erinnert zu auffällig das Verhalten des Odysseus, der sich von der Circe erst einen grimmen Schwur leisten läßt, ehe er sich mit ihr einläßt. Würde Odysseus die anderen Genossen durch das

Wunderkraut geheilt bezw. verwandelt haben, so würde man eine solche Deutung mit Bestimmtheit annehmen können. Denn wenn auch ein so gründlicher Kenner des Altertums wie Schopenhauer behauptet, daß sich dieses von der Neuzeit vornehmlich durch das Fehlen des Duells und der lues unterschieden hat, so ist er wohl hinsichtlich des letzten Punktes in großem Irrtum. Amors Köcher verbarg schon damals vergiftete Pfeile, nur daß sie infolge des Klimas und sonstiger Umstände nicht von so großer Wirkung waren wie heute.

Da Odysseus jedoch die Gefährten nicht heilt und da letztere nicht bloß in Schweine, sondern auch in Löwen und Wölfe verwandelt werden, so scheint hier eine zweite Erzählung zu Grunde zu liegen. Naturvölker pflegen bei Jagden — wie vorhin schon bei den Seehunden erwähnt wurde — sich in die Häute von wilden Tieren zu stecken[1]), so die Indianer in Büffelhäute, die Neger in Leopardenfelle u. s. w. Es konnte also sehr wohl ein Reisender bei einem afrikanischen Oberhaupte Leute in allerlei Fellen erblickt haben, deren Träger ihm trotz ihres zuweilen gefahrvollen Außern nichts thaten. Das wird um so wahrscheinlicher, wenn wir bedenken, daß bei den afrikanischen Völkern vielfach das Mutterrecht herrscht, wonach die Stellung der Circe sehr verständlich ist. So würde sich denn die Zauberin mit den wilden Tieren an ihrem Hofe sehr einfach erklären.

Allgemein bekannt ist es, daß die Inseln der Glückseligen an der Westküste Afrikas sehr an das Phäakenland erinnern. Übrigens scheint es auch anderwärts Inseln mit so glücklichem Klima und so liebenswürdigem Menschenschlag zu geben. Was man von Samoa hört und von seinen Bewohnern hier gesehen hat, macht ganz den Eindruck, als ob man es mit den Phäaken und ihrem Lande zu thun hätte.

Dagegen muß man Krichenbauer entschieden widersprechen, wenn er die Symplegaden mit gepeitschten Felsen erklärt. Abgesehen von sprachlichen Gründen sind gepeitschte Felsen sicherlich etwas, was nicht der Erzählung wert war. Vielleicht läßt sich folgende Erklärung besser hören.

Die römischen Juristen sprachen das Eigentum an einer im Flusse entstandenen Insel (insula in flumine nata) den beiden Anliegern, das an einer im Meer entstandenen dem

[1]) Wie alt diese Jagdmethode ist, ersieht man daraus, daß bereits Strabo erwähnt, daß die Struthophagen sich in das Fell eines Straußes kleiden, um die Riesenvögel zu berücken. Hat doch Wißmann einen Neger, der im Leopardenfell jagte und von ihm für einen Leoparden gehalten wurde, beinahe erschossen. (Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, 3. Aufl. S. 17.)

ersten Occupanten zu. Bei dieser in mari nata machten sie allerdings den Zusatz quod raro accidit. Mag es eine seltene Erscheinung sein, so war der Vorgang immerhin so bekannt, daß er einer gesetzlichen Regelung wert erschien.

Wir wissen beispielsweise von den Azoren, daß in historischer Zeit bei vulkanischen Ausbrüchen kleine Inseln entstanden sind, so 1757 nahe San Jorge allein 18 kleine Inseln. Stellt man sich nun einen Inselbewohner vor, der eines Tages eine neue Insel in der Nähe erblickt, so liegt die Vorstellung sehr nahe, daß die neue Insel herangeschwommen sei. Ja, da er keine Apparate zur geographischen Feststellung seiner eigenen Lage hat, so ist der Gedanke sehr naheliegend, seine eigene Insel habe sich ebenfalls bewegt. Solche falschen Vorstellungen finden sich allgemein. Das Volk glaubt z. B., der Kuckuck verwandele sich im Winter in einen Sperber. Den Anlaß gewährt folgender Vorgang. Der Sperber verläßt im Frühjahr die Ortschaften und der Kuckuck erscheint, im Herbst geschieht das Umgekehrte. Ebenso ist ganz allgemein der Irrtum, daß sich beim Essen beide Kiefer bewegen — was doch nur bei gewissen Tieren z. B. bei den Schlangen vorkommt — während in Wahrheit der obere fest und nur der untere beweglich ist. — Auch bei Gebildeten kann man häufig derartige auf falscher Beobachtung beruhende Aussprüche hören. So war unter Studenten eine Zeit lang ein Gassenhauer sehr beliebt: Beine hat die Lerche wohl, Waden hat sie nicht. Das beruht ebenfalls auf einem Irrtum. Das angebliche Bein, das ohne Fleisch ist, ist in Wahrheit der Fuß, während an dem Unterschenkel in Wirklichkeit Fleisch ist, was man aber nicht sieht, weil er befiedert ist. Daß die Sonne still steht und die Erde sich bewegt, wurde allgemein angenommen, ebenso daß die Walfische Wasser — in Wirklichkeit Luft, wenn neuere Beobachtungen zutreffend sind — aus den Nasenlöchern spritzen u. s. w.[1])

Bewegten sich nun die Inseln nach Anschauung der Insulaner in der Richtung, daß sie immer näher aufeinander kamen, so lag die Gefahr des Zusammenschlagens sehr nahe. So war die Erzählung von den zusammenschlagenden Inseln — bei der bekannten Übertreibungssucht der Seeleute — in der einfachsten Weise zu stande gekommen. Als sich nun bei genauerer Kenntnis der Meere solche nicht fanden, da waren sie durch ein Wunder zum Stillstand gekommen.

---

[1]) Man denke an die falschen Bezeichnungen wie Ameiseneier, Krebsschwänze u. s. w.

Ob die Erklärung Krichenbauers von den Sirenen und von der Scylla und Charybdis zutreffend ist, kann hier dahingestellt bleiben. An sich kommt es im Leben so häufig vor, daß ein verlockendes Äußere schwere Gefahren in sich birgt oder daß der Mensch in die Zwangslage gerät, entweder auf dem einen oder anderen Wege etwas Liebes zu verlieren, daß man garnicht auf geographische Erklärungen zurückzugreifen braucht.

Dagegen muß die Deutung des Abenteuers mit den Lästrygonen wohl als irrig hingestellt werden. Hätte sich nicht Krichenbauer in den Gedanken verrannt, daß die Odyssee eine Umschiffung Afrikas enthielte,[1]) so wäre er wohl niemals darauf gekommen, daß die berühmte Stelle von dem Nahesein von Tag und Nacht als Nachtgleiche aufgefaßt werden muß. Die alten Griechen hatten bereits von Gegenden gehört, wo die Tage sehr lang und die Nächte entsprechend kurz sind, ferner daß in jener Gegend die Menschen auffallend groß sind, was vollkommen zutrifft. Die Bemerkung, daß ein nichtschlafender Hirt doppelten Tagelohn verdienen würde, läßt sich garnicht anders erklären. Auf tropische Gegenden paßt sie garnicht.

Ein sehr verständiger Philologe äußerte gegenüber der hier vertretenen Auffassung, daß in den Mythen des Homers weit mehr Realitäten lägen, als gewöhnlich angenommen würde, daß doch auch sehr viele Albernheiten vorkämen. Als Beispiel wies er darauf hin, daß die Pferde des Achilles diesem den Tod voraussagen. Ich muß gestehen, daß ich gerade hierin eine außerordentlich feine Beobachtung enthalten finde. Gerade Pferde können durch ihr ausgezeichnetes Geruchsvermögen da, wo der Mensch nichts ahnt, Gefahren abwenden. Da Pferde z. B. in der Dunkelheit vor einem Abgrunde stehen bleiben, wo der Mensch ahnungslos hineingestürzt wäre, ist allgemein bekannt. Erst kürzlich teilte ein Pferdekenner folgenden Fall mit. Er sei auf dem Heimwege nach seinem väterlichen Gute begriffen gewesen, als plötzlich bei der Fahrt zur Nachtzeit durch den Wald sein sehr verständiges Pferd eine Brücke nicht nehmen wollte und durch nichts vorwärts zu bringen war. Er habe deshalb, obwohl er Furcht nicht kenne, einen andern Weg eingeschlagen. Seine feste Überzeugung sei gewesen, daß das Pferd seinen guten Grund gehabt habe.

---

[1]) Aus demselben Grunde muß er die Cyklopen an der Ostküste Afrikas am Kap Gardafui suchen, während die Ziegeninsel an der Westküste liegt. Er erblickt die Cyklopen in dem räuberischen Volk der Schakkas oder Gallas, die noch heute Menschenopfer bringen.

Das war auch in der That der Fall gewesen, denn am anderen Tage stellte sich heraus, daß ein Toter in der Nähe gelegen hatte. — Es darf ferner nicht übersehen werden, daß die Kurzsichtigkeit vieler Tiere, wie die von Pferden, Hunden, Wild u. s. w. in der Dunkelheit deswegen kaum auffällt, weil es bei finsterer Nacht ziemlich gleichgültig ist, ob jemand gut oder schlecht sehen kann.

Die Warnung vor Gefahr durch Pferde hat also einen durchaus berechtigten Kern. Da Hunde gleichfalls ein ausgezeichnetes Geruchsvermögen besitzen und oft Personen ohne weiteres entdecken, die wir schwerlich bemerkt hätten z. B. den unter dem Bette lauernden Einbrecher, so beruht es ebenfalls auf einer feinen Beobachtung, daß die Hunde nach Homer die Anwesenheit von Göttern merken. Was von Pferden und Hunden gesagt ist, gilt auch von den Eseln, deshalb ist es verständlich, daß Bileams Eselin den Engel bemerkt, während der Prophet nichts wahrnimmt (4. Buch Moses, Kap. 22, Vers 23 ffge.).

V.

Die Erklärungsversuche des Abenteuers mit dem Riesen Polyphem.

Bei der ungeheuren Litteratur über die Mythen des Homer kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, sämtliche Erklärungsversuche durchzugehen. Das würde allein ganze Bände füllen. Unbedingt aber müssen wir dem Altmeister Wilhelm Grimm das Wort verstatten, zumal seine Ansicht wohl als die allgemein herrschende angesehen werden kann.

In seiner Abhandlung: „Die Sage vom Polyphem" giebt er folgende Erklärung davon. Er führt zunächst eine Reihe ähnlicher Mythen an, von denen wir wenigstens zwei hier wortgetreu bringen wollen, damit sich der Leser ein unparteiisches Bild machen kann.

„Zwischen die Jahre 1184—1212 fällt ein lateinisches Werk, das den Mönch Johann, der in der zum Bistum Nancy gehörigen Abtei Haute-Seille (Haute-Selve Alta Silva) lebte, zum Verfasser hat und den Titel führt: Historia septem sapientum. Bald hernach (zwischen 1222—28)

übersetzte es ein gewisser Herbers in französische Verse unter dem Titel: Li romans de Dolopathos. Man hat es bisher, durch die Ähnlichkeit des Titels verleitet, für eins gehalten mit den bekannten orientalischen Erzählungen der sieben weisen Meister. Der Dolopathos, den man nur aus Auszügen und einzelnen Stücken kannte, ist eben (Paris 1856) vollständig von Charles Brunet und Anatole de Montaiglon herausgegeben, und es zeigt sich, daß das französische Gedicht mit jenem orientalischen Werk nur drei Stücke gemein hat und sonst völlig verschieden ist. Die lateinische Erzählung des Johann, von welcher Martène noch die Handschrift in Händen hatte, ist gegenwärtig verloren. Seine Quelle ist nicht bekannt, da er aber nach orientalischer Weise die Erzählung äußerlich verknüpft hat, so ist Montaiglon geneigt, als sein Vorbild ein zweites Werk von dem Verfasser der sieben weisen Meister, wofür man einen gewissen Sendabad oder Sendabar hält, anzunehmen. Von einem solchen zweiten Werk weiß man aber sonst nichts, und mir ist es viel wahrscheinlicher, daß Johann aus verschiedenen Quellen seine Erzählungen geschöpft und nur, die Orientalen nachahmend, den äußern Rahmen, und zwar ganz oberflächlich, zugefügt hat. Als Beispiel dient die Sage vom Schwanritter, die (Dolop. S. 317) ganz märchenhaft erzählt wird und gewiß nicht orientalischen Ursprungs ist. Uns kommt es hier nur auf die Sage vom Polyphem an, die wir in eigentümlicher Auffassung (S. 284—297) darin finden. Woher sie auch Johann mag genommen haben, ihrem Ursprung nach beruht sie ohne Zweifel auf lebendiger Überlieferung und enthält in keinem Falle eine absichtliche Umbildung der homerischen Erzählung; möglich, daß er eine deutsche Sage vernahm. Es trifft sich glücklich, daß eine deutsche Übersetzung davon in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts aufgefunden und von Haupt in den Altdeutschen Blättern (I 119—27) bekannt gemacht ist. Da ihr wahrscheinlich das lateinische Buch des Johann zu Grunde liegt, nicht das altfranzösische Gedicht, so gebe ich danach den Inhalt an und füge nur einige genauere Bestimmungen aus dem Dolopathos hinzu, der keine wesentliche Abweichung enthält."

„Ein landkundiger und verschlagener Räuber, Herr und Anführer einer Bande, die in Wäldern und Bergschluchten haust, vernimmt, daß in einem wilden Wald, zwanzig Meilen von Menschen entfernt, ein Riese wohne, der Gold und Silber in Menge besitze. Er wählt hundert seiner Gesellen aus und zieht mit ihnen unter großen Beschwerden dorthin. Als sie

ankommen, finden sie den Riesen nicht daheim und, froh darüber, packen sie Gold, soviel sie tragen können, auf, und wollen sich wieder auf den Heimweg machen. Aber unversehens kommt der Riese mit neun andern seines gleichen. Sie ergreifen die Fremdlinge und verteilen sie unter sich, so daß jeder zehn von ihnen empfängt. Der Anführer wird dem Riesen zu teil, dessen Schätze man weggenommen hatte. Der Riese bindet ihm und den neun andern die Hände auf den Rücken und treibt sie wie Schafe in seine Berghöhle. Sie bieten reichliches Lösegeld, aber er braucht ihre Schätze nicht und will ihr Fleisch verzehren. Alsbald ergreift er den fettesten, zerhackt ihn und siedet ihn in einem Kessel voll Wasser. So frißt er nach und nach die neune und zwingt den Anführer mit zu essen. An diesen, weil er der magerste ist, soll zuletzt die Reihe kommen. Er sinnt eine List aus und spricht zu dem Riesen: Ich sehe, Du hast böse Augen und ein schlechtes Gesicht, ich verstehe mich darauf, sie zu heilen und will Dir helfen, wenn Du mir das Leben lassen willst. Der Riese sagt ihm das zu und giebt ihm, was er nötig hat. Der Räuber gießt ein Faß Öl in einen Kessel, mengt Schwefel, Pech, Salz, Arsenik und andere verderbliche Dinge hinein und stellt ihn ans Feuer, als wolle er ein Pflaster bereiten. Als das Öl siedet, heißt er den Riesen sich niederlegen und gießt alles, was der Kessel enthält, ihm über Augen, Hals und Leib, so daß er das Gesicht völlig verliert und die Haut am ganzen Leib verbrennt und zusammenschrumpft. Der Riese fährt in die Höhe, wirft sich wieder zur Erde, wälzt sich hin und her und schreit und brüllt entsetzlich wie ein Löwe oder Ochse. Dann springt er in seiner Wut wieder auf, ergreift eine mächtige Keule, und im Hause hin und her rennend schlägt er auf die Erde und wider die Wand, sucht den Räuber in allen Winkeln und denkt ihn zu treffen. Dieser kann nicht entfliehen, da die hohen Mauern des Hauses keinen andern Ausgang haben als eine Thüre, die mit eisernen Riegeln verschlossen ist. Er weiß sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er auf einer Leiter bis zum Dach steigt und sich mit beiden Händen an den Hahnenbalken hängt (a un des chevrons me getai Dolopathos 8428). Er hängt da einen Tag und eine Nacht; als er es nicht länger auszuhalten vermag, steigt er wieder herab und mischt sich unter die Schafe (deren er tausend und mehr hatte, Dolop. 8441). Da gilts behende zu sein; mit den Tieren läuft er zwischen den Beinen des Riesen hindurch, ohne daß dieser es gewahr

wird. Endlich findet er in der Ecke die Haut eines Widders liegen und schlüpft so geschickt hinein, daß die Hörner gerade auf seinen Kopf zu stehen kommen. Der Riese läßt die Schafe, wenn sie auf die Weide gehen sollen, durch seine Beine laufen, zählt sie und das fetteste Tier packt er und hält seine Mahlzeit damit. Der Räuber in der Widderhaut will sich durchdrängen, aber der Riese greift ihn, und als er fühlt, daß er schwerer ist als die übrigen, spricht er: Du bist feist, Du sollst heute meinen Bauch füllen. Der Widder thut einen Satz und entspringt seinen Händen. Der Riese greift ihn abermals und der Widder entspringt aufs neue. So geht es siebenmal. Da ruft der Riese zornig: Lauf hin, die Wölfe mögen dich fressen."

„Als er draußen ist, wirft er die Widderhaut ab, ruft ihm zu, daß er entkommen sei und höhnt ihn. Der Riese spricht: Es ziemt sich nicht, daß ein so kluger und behender Mann ohne Gabe bleiben sollte, und giebt ihm einen goldenen Ring, den er vom Finger gezogen hatte. Etwas bestimmter im Dolopathos, der Riese sagt: Ich besitze große Schätze, zieht den Goldring vom Finger und wirft ihn vor den Flüchtling auf die Erde. Er war vier, nach einer andern Handschrift dreißig Bisante wert. Als ihn der Räuber erblickt, empfindet er großes Verlangen danach. Er steckt ihn an, weiß aber nicht, daß ein Zauber darin liegt: von dem Augenblick an muß er ohne zu wollen unaufhörlich rufen: Hier bin ich! Hier bin ich! Der Riese, der auf die Weise immer erfährt, wo sein Feind ist, läuft ihm in dem Walde nach. Da er blind ist, rennt er jeden Augenblick wider einen Ast oder einen Baum und fällt zur Erde, erhebt sich aber gleich wieder und mit seinen großen Schritten holt er doch seinen Feind ein. Schon ist er ihm ganz nahe, da merkt dieser, daß der Ring die Ursache seines Geschreies ist. Er will ihn abziehen, vermag es aber nicht, es bleibt ihm nichts übrig, als ihn mit seinen Zähnen abzubeißen. In dem Augenblick hört das Rufen auf und er entläuft dem Riesen. Es werden noch andere Abenteuer angefügt, welche die wilde Natur des Riesen trefflich schildern."

Grimm fährt fort:

„Das Zeugnis, das Homer über den Inhalt unserer Sage ablegt, geht in so hohes Altertum hinauf, daß man nicht erwartet, eine reinere, dem ursprünglichen näher liegende Auffassung derselben zu finden. Gleichwohl hat die lebendige Überlieferung eine solche in den einsamen Gebirgen des Nordens erhalten, die den im Mittelpunkt liegenden

Gedanken in einen engeren Ring schließt als die bisher bekannten und von uns betrachteten. Das Märchen ist erst vor kurzem in Norwegen aufgefunden und von P. Chr. Asbjörnsen (Juleträet for 1850 s. 72, 76) bekannt gemacht worden."

„Vor langer Zeit wohnte in Gudbrandsdal ein armes Ehepaar mit zwei halberwachsenen Knaben. Diese mußten auf den Bauerhöfen umherlaufen und betteln, weshalb ihnen Wege, Stege und Fußpfade wohl bekannt waren. Einmal hören die Knaben, daß Falkenfänger am Mela sich eine Hütte gebaut haben, und wollen hingehen, die Vögel zu besehen. Sie machen sich auf, kommen aber vom Wege ab und geraten in einen Wald, der so dunkel ist, daß sie nicht wissen, wo sie sich befinden. Sie reißen Blätter von den Bäumen und machen ein Feuer an, und da sie eine Axt bei sich haben, so bauen sie eine Laubhütte. Als sie auf einem Lager von Gras und Moos eine Stunde etwa gelegen haben, hören sie ein starkes Schnauben, und lauschen, ob es ein Tier sei oder ein Waldtrold. Der Sturm erhebt sich immer stärker, sie hören sprechen: „Es riecht nach Christenblut", und es braust so heftig, daß die Erde zittert. Da wissen die Knaben, daß es Trolde sind. „Gott stehe uns bei!" ruft der jüngste, „was sollen wir thun?" „Du bleibst unter dem Baum stehen und machst Dich fertig fortzulaufen, wenn Du siehst, daß sie kommen, ich ergreife meine Axt." In dem Augenblick erscheinen die Trolde, sie sind so groß, daß ihre Häupter mit den Baumspitzen gleich stehen. Die Ungeheuer haben bloß ein Auge gemeinschaftlich und teilen sich in den Gebrauch: jeder nämlich hat in der Stirne eine Höhlung, in welche der, an welchem die Reihe ist, das Auge legt. Dieser sieht dann allein, geht voran und die beiden andern folgen ihm, indem sie sich aneinanderhalten. „Jetzt mache Dich auf die Beine", spricht der älteste, „doch laufe nicht zu weit fort, damit Du siehst, wie es geht. Da dem Trold das Auge so hoch steht, so kann er mich nicht gut sehen, wenn ich hinter ihn komme oder unter ihn." Der jüngste Knabe läuft fort und die Trolde ziehen ihm nach. Indessen macht sich der älteste hinter sie und haut dem, der zuletzt geht, mit der Axt in die Knöchel, so daß er anhebt, fürchterlich zu schreien. Darüber erschrickt der vorderste so sehr, daß er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höhlung springt. Der Knabe ist gleich zur Hand und nimmt es weg. Das Auge ist so groß, daß man es nicht in einen Kesseltopf legen könnte, und so klar, daß, als der Knabe hindurch sieht, ein heller Tag leuchtet, obgleich es

dunkle Nacht ist. Als die Trolde merken, daß der Knabe das Auge weggenommen und einen von ihnen verletzt hat, so stoßen sie Verwünschungen gegen ihn aus und drohen das Schlimmste ihm anzuthun, wenn er es nicht alsbald herausgebe. „Ich fürchte mich nicht vor Euch und Euren Drohungen", erwidert der Knabe, „nun habe ich drei Augen allein und ihr habt keins, und doch müssen zwei den Dritten tragen, wenn ihr von der Stelle kommen wollt". „Wenn wir nicht alsbald unser Auge zurückerhalten, so sollst Du zu Stock und Stein werden", schreien die Trolde. „Das geht nicht so geschwind", antwortete der Knabe, „und hat keine Gefahr: ich habe keine Angst vor Eurer Prahlerei und Euren Künsten", dabei droht er jedem einen so tüchtigen Hieb zu geben, daß sie wie das Gewürm auf der Erde kriechen sollten. Als die Trolde das hören, wird ihnen angst und bang und sie lassen sich zu guten Worten herab, wenn er ihnen das Auge zurückgebe, sollte er dafür Gold und Silber und noch anderes dazu erhalten. Das sei schon gut, meint der Knabe, aber bevor er das Auge herausgebe, müsse er das Gold und Silber haben: einer von ihnen solle hingehen und es holen, so viel als in seine und seines Bruders Tasche ginge, auch zwei Stahlbogen. Die Trolde jammern, keiner von ihnen könne gehen, da keiner ein Auge habe, um zu sehen. Da hebt einer an und schreit (wie Polyphem, der weitbrüllende) nach der Frau (sie haben alle drei nur eine), daß es in den Klüften eine Zeitlang widerhallt: sie soll zwei Stahlbogen bringen und zwei Eimer mit Gold und Silber angefüllt. Nicht lange, so ist sie mit den verlangten Dingen da. Als sie hört, wie es zugegangen ist, fängt sie an mit Zauberei zu drohen, aber die Trolde raten ihr, sich vor der kleinen Wespe zu hüten, die auch ihr das Auge wegnehmen könne. Da wirft sie die Eimer mit Gold und Silber und die zwei Bogen dem Knaben zu und eilt mit den Trolden heim. Seit der Zeit hat niemand gehört, daß sie in den Hedalswald gegangen wären und Christenblut gesucht hätten."

„Es ist nicht nötig" — sagt Grimm — „im Einzelnen nachzuweisen, daß wir den Grund der Polyphemsage vor uns haben, wie abweichend auch die äußern Verhältnisse, selbst die Begebenheiten erscheinen. Sie ist hier im Geist uralter Dichtung aufgefaßt und zeigt eine seltene Reinheit der Überlieferung, die nur in dem abgeschlossenen Land ungestört sich hat erhalten können. Die Erzählung ist einfach aber bedeutungsvoll. Harmlose Knaben geraten auf der in kindischer Lust unternommenen Fahrt in einen dunkeln Wald, aus dem sie nicht heraus können und werden von feindlichen Trolden überfallen: aber die

Klugheit und Behendigkeit der Kleinen bewältigt die Ungeheuer, nötigt sie, ihre Schätze herauszugeben und zwingt sie, in die Finsternis zurückzukehren."

Weiter heißt es bei Grimm:

„Ich habe bis dahin einige Bemerkungen über das Stirnauge des Cyklopen zurückgehalten. Mit den gewöhnlichen Augen des Menschen hat es seinem Ursprung nach nichts gemein, wenn es auch in der Überlieferung manchmal damit verwechselt wird. Die Sage im Dolopathos, die siebenbürgische, ehstnische und karelische reden nur von zwei menschlichen Augen, denen die arabische noch eine besondere Glut beilegt und die sie mit feurigen Kohlen vergleicht. Guido de Columna, der im Jahre 1287 die Geschichte des trojanischen Krieges schrieb, weiß von zwei Augen Polyphems, wovon Ulysses ihm eins ausreißt. Daß das große Rundauge den Cyklopen ursprünglich eigen war, zeigt schon ihr Name, und es war für sie so bezeichnend, daß man an dem Hals einer griechischen Vase, auf welcher die Tötung eines menschenfressenden Riesen abgebildet war, an beiden Seiten ein solches anbrachte; siehe Panofka in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1851, S. 7, auch den Arimaspen wird es in einem altdeutschen Gedicht (Ernst 3671) beigelegt. Ovidius sagt ausdrücklich: „unum est in media lumen mihi fronte, sed instar ingentis clypei" (Metamorph. 13, 851), und nach der nordischen Sage ist es zu groß, als daß es in einen Kessel könnte gelegt werden. In einem magyarischen Märchen (Stier, S. 39), wo es ein Riesenweib auf der Stirne trägt, wird es mit einem Teller verglichen, wie in einem norddeutschen (Colshorn, S. 111), wo hinzugefügt wird, es habe schrecklich geleuchtet. Das norwegische weiß noch mehr, es liegt eine solche Kraft darin, daß, wenn man hindurchblickt, auch in finsterer Nacht alles erglänzt wie am hellen Tag. Es scheint einer Crystallkugel ähnlich gewesen zu sein, die der Trold, wenn die Reihe an ihn kam es zu gebrauchen und seine Gefährten in der Dunkelheit zu leiten, mit den Händen in die Höhlung auf der Stirne legte. Beim Homer ist es dem menschlichen Auge insofern näher gebracht, als ihm Wimpern und Brauen beigelegt sind: in der oghuzischen Sage gehören sie notwendig dazu, weil Bissat, während der Riese schläft, sie aufhebt, um sich zu überzeugen, daß er nur an dieser Stelle verwundbar sei."

„Dieses übernatürliche, weit hinausblickende, leuchtende Stirnauge, was soll es andeuten? Es bezeichnet das Weltauge, die Sonne selbst, die schon den Parsen das Auge des Ormudz,

des höchsten Gottes war, mit dem er die ganze Welt überschaute, den Ägyptiern das rechte Auge des Demiurgen. Das ist der ursprüngliche Sinn, wenn Odin einäugig erscheint, giebt auch dichterische Fortbildung eine andere Deutung davon; vgl. Deutsche Mythologie 133, 665. Der deutsche Wodan sieht durch ein Fenster zur Erde nieder (D. Myth. 124), wie die Königstochter im deutschen Märchen (Nr. 191); das ist nur ein anderer Ausdruck. Hier ist der merkwürdige, noch nicht erklärte Name des Opals, Weltauge, anzuführen, und der altnordische augasteinn, pupilla, gemma oculi. Es war ohne Zweifel eine uralte Darstellung, wenn Pausanias (2 24, 3) berichtet, auf der Akropolis von Argos, Larissa genannt, habe ein altes, im Freien verehrtes, geschnitztes Holzbild, der Zeus des Priamus gestanden, das zwei gewöhnliche Augen und ein drittes auf der Stirn gehabt habe; vgl. Gerhard, Mythologie 1, 163, 168, 175. Dieses dritte war das göttliche Weltauge, und die Deutung dieser drei Augen auf die Herrschaft über Himmel, Erde und Meer (Creuzer, Symbolik 1 140, 2 485) scheint mir nicht zuzutreffen. Auch der Herr der Unterwelt, der dem Sonnengott gegenübersteht, wird ein solches Scheitelauge besessen haben, aber es ward ihm bei seiner Verstoßung aus dem Himmel genommen. Der Teufel heißt im Littauischen aklatis, der Geblendete (Deutsche Mythologie 980), und dahin habe ich die ehstnische Überlieferung gedeutet. Nach einer morgenländischen Sage richtet Salomon an Gott die Bitte, den bösen Geist fühlbarer zu züchtigen als ein Prophet vermöge, und ihm zum Andenken an seine Empörung das rechte Auge auszuschlagen, womit wohl das Stirnauge gemeint ist (Hammer, Rosenöl 1 230)."

Weiter heißt es später:

„Wird durch diese Hinweisungen eine tiefere Bedeutung der Polyphemsage begründet, so können wir vielleicht der ursprünglichen Gestalt noch näher rücken. Die mythischen Lieder der Vorzeit, was besingen sie anders als die Entstehung und den Untergang der Welt und, so lange sie dauert, die nie ruhenden Bewegungen gewaltiger aber feindseliger Kräfte? Es sind die Kämpfe der Elemente untereinander, des Himmels und der Unterwelt, des Sommers und des Winters, des Tages und der Nacht, die sich in sittlichen Gegensätzen von Segen und Verderben, Liebe und Haß, Freude und Trauer wieder abspiegeln. Der Gegensatz zwischen den äußern, furchtbaren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften, oder in sittlicher Beziehung zwischen roher Gewalt

und listiger Behendigkeit wird in den Mythen von Riesen und Zwergen ausgedrückt. Darin finde ich den ursprünglichen Inhalt und Sinn der Polyphemsage, der sich in der nordischen Überlieferung am klarsten ausspricht. Erkennt man Zwerge in den beiden Knaben, so treten hier lauter übernatürliche Wesen auf. Die angeborene Klugheit des Kleinen ersetzt nicht blos den Mangel an äußerer Kraft, er weiß auch die Riesen zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Nicht gewaltsam beraubt er den Trold des Auges, es springt diesem, als er erschrickt, unversehens aus der Höhlung, und schnell nimmt es der Kleine weg. Damit ist der Trold in seine Gewalt gegeben und ihm entzogen, was er an göttlicher Kraft besaß. Der Knabe benutzt seinen Vorteil, um seinen Feind völlig zu besiegen: er muß ihm nicht blos Gold und Silber geben, auch zwei Stahlbogen, deren Pfeile wohl unfehlbar trafen. In dem Schatz, den die Riesen zu bewahren pflegen, liegen immer auch wunderkräftige Dinge, im Dolopathos ein Schwert, vor dem alles zerspringt, und ein Ring, an dem alles haften bleibt, von dem auch die siebenbürgische Sage weiß und der in der serbischen zu einem Stab geworden ist. Nicht eher erhält der Trold das Auge zurück, als bis der Kleine die Stahlbogen empfangen hat und jener genötigt ist, in die Finsternis sich zurück zu ziehen. Auch Helden, wie Odysseus und Bissat, sind den Ungeheuern gegenüber nur als Zwerge zu betrachten, ihre Tapferkeit bleibt unwirksam, und sie müssen List und Klugheit gebrauchen, wenn sie den übermächtigen Gegner verderben wollen."

VI.

Fortsetzung.

Trotz der großen Hochachtung, die wir vor einem so verdienstvollen Gelehrten empfinden, können wir uns mit dieser Erklärung nicht zufrieden gestellt erklären und zwar aus folgenden Gründen:

Selbst derjenige, dem die Deutungen von Mythen als Naturvorgängen an sich nicht sympathisch sind, wird ohne weiteres zugeben, daß Märchen wie Rotkäppchen, Dornröschen

u. s. w. sich nicht anders verstehen lassen. Einmal erinnert die abends im Walde verschwindende Sonne thatsächlich an eine wandelnde rote Kappe, sodann ist das Märchen an sich furchtbar thöricht. Ein Wolf kann überhaupt nicht zwei Menschen verschlingen und hat er sie gefressen, dann können sie nicht, nachdem ihm der Leib aufgeschnitten ist, gesund und munter wieder dastehen. Dagegen ist in dem Märchen in glücklicher Weise die im Winter kraftlos werdende und im Frühling mit neuer Macht ausgerüstete Sonne personifiziert. Eine analoge Deutung bei der Polyphemsage scheint jedoch verfehlt zu sein.

Zunächst kommt man über folgenden Punkt nicht hinweg: Odysseus ist als Sonnengott aufzufassen, der Cyklop auch. Diese Doppelung unterliegt schon schweren Bedenken. Nimmt man aber an, daß Menschen, weil sie sich so ähnlich sind, leicht aneinander geraten, wie etwa zwei feindliche Brüder, so kann doch nichts den Nonsens aus der Welt schaffen, daß Odysseus und Polyphem so grundverschieden sind wie nur denkbar. Zwischen einem Gecken und einem Tölpel kann es keine größere Differenz geben.

Gerland z. B., der ebenfalls ein Anhänger des Sonnenmythus ist, sagt darüber folgendes:[1])

„Auch in Griechenland ist der Held, welcher von allen der gewaltigste und thatenreichste ist, Herakles, schon längst als Personifikation der Sonne nachgewiesen. Die Heldenlaufbahn hat ja auch mit der Helioslaufbahn sehr viel Ähnliches: beide führen — natürlich gehen wir von der Anschauung frühester Zeiten aus — aufsteigend durch alle möglichen Gefahren, welche nur durch beständigen Kampf überwunden werden können; beide sind durch diesen ewigen Kampf im höchsten Grade segensreich, beide sind siegreich und unvertilgbar, wenn auch die Sonne zeitweise von der Nacht verschlungen wird. So mag denn auch jenes urindogermanische Märchen vom Helden, der seine Abenteuer besteht, ursprünglich auf einer Personifikation der Sonne beruhen; und die ganze Fabel des heimkehrenden Odysseus, die wir schon vorhin (aber vielleicht doch ohne Grund und Not) von der des Helden vor Troja trennten, paßt hierzu vorzüglich. Weil das ganze ins märchenhaft Menschliche gezogen ist, so fehlt die segnende Macht der Sonne dem Irrenden gänzlich, nicht so ganz aber ihre zerstörende Kraft, von der sich nicht undeutliche Spuren erhalten haben. Ferner erreicht er, wie die

[1]) Altgriechische Märchen in der Odyssee S. 50.

Sonne, endlich nach unsäglichen Mühen sein Ziel; er besteht alle denkbaren Fährlichkeiten mit Riesen und Dämonen aller Art, wie die Sonne mit Wolken und den unheimlichen Mächten und Schatten der Nacht zu kämpfen hat."

Er sucht in folgender Weise die erwähnte Schwierigkeit zu beseitigen (S. 51):

„Schließlich darf es uns nicht irren, wenn wir nun mit unserem Sonnenhelden andere Mythen vereinigt finden, die nicht recht zu ihm passen, da sie eigentlich Doppelungen seines eigenen Wesens sind, wie Wilh. Grimm als Grundlage des Cyklopenmärchens selbst wieder einen Sonnenmythus nachweist. Solche Vermischungen kommen in allen Mythen vor, namentlich aber, wenn dieselben zu verblassen und aus dem Mythus Märchen zu werden anfangen."

Den Eindruck der Verblassung wird wohl außer Gerland niemand bei der Schilderung des Thun und Treibens des Cyklopen empfinden; im Gegenteil, man muß über die Detailmalerei erstaunt sein. — Im Übrigen ist es ja zweifelsohne richtig, daß zahlreiche Mythen Personifikationen von Naturerscheinungen sind. Wer das Riesengebirge kennt, ist keinen Augenblick im Zweifel, warum Rübezahl einen grauen Bart besitzt. — Aber deshalb braucht doch nicht jede Erzählung aus dem Altertum nichts weiter als ein solcher Vorgang sein.

Ausschlaggebend aber ist der Umstand, daß es mehrere Cyklopen, also mehrere Sonnengötter giebt. Wenn Doppelungen Kollisionen hervorrufen müssen, dann ist es unerklärlich, warum diese nicht aneinander geraten, sondern einzeln für sich leben.

Es sei noch ein Anhänger des Sonnenmythus gehört, nämlich Osterwald, der sich folgendermaßen ausspricht:[1])

„Wer von dem Studium der germanisch-skandinavischen und der griechischen Göttersage frisch herkommt, und wem ihre natursymbolische Bedeutung klar ist, dem treten schon, wenn er die Odysseussage nur in der Weise, wie ich es eben gethan habe, noch einmal überblickt, sofort fast in jedem Zuge die überraschendsten Anklänge und Analogien entgegen."

„Ein Held von göttlicher Abkunft (Odysseus stammt durch den Vater von Zeus, durch die Mutter von Hermes ab), von gottähnlicher milder freundlicher Gesinnung, von strahlender und leuchtender Schönheit, eben so gewaltig an Kraft und Gewandtheit des Leibes als unerschöpflich an List und

[1]) Homerische Forschungen, I. T. Hermes-Odysseus S. 18.

Erfindungsgabe des Geistes und in allen Leiden und Gefahren mutig ausharrend, wird durch den Willen des Schicksals fern von der Heimat und lieben Gattin auf dem Meere umhergetrieben und hat, um zurückkehren zu können, die größten Kämpfe und Gefahren zu bestehen. Er bricht die Gewalt eines riesigen Ungeheuers, er muß die Fahrt in die Unterwelt bestehen, er wird sieben Jahre lang bei der hehlenden bergenden Göttin zurückgehalten und kehrt endlich mit überreichen Schätzen beladen in seine Heimat zurück, wo er zuerst als Bettler auftretend, von der trauernden Gattin nicht erkannt wird, alsbald aber, als er die frechen Feinde, die verhaßten Freier seines Weibes, mit dem gewaltigen Bogen siegreich erlegt hat, in seiner wahren, leuchtenden Gestalt hervortritt und nun im Besitze der alten Liebe und der alten Macht eine Fülle des Segens und des Friedens über das ganze Land ausgießt."

„Die Bezwingung des Ungeheuers, die Erwerbung des Schatzes und die Fahrt in die Unterwelt sind zunächst Züge, deren mythische Bedeutsamkeit in die Augen springt."

„Auch Siegfried, der leuchtende Walsung, muß nach Wilhelm Müllers Deutung den Drachen bekämpfen und ihm das Gold, die Schätze der Erde, die er zurückhält, nehmen, auch er holt die in der Unterwelt eingeschlossene schöne Göttin herauf und vermählt sich sodann mit ihr."

„Freilich ist der Zusammenhang, in welchem diese Züge von Homer erzählt sind, ein anderer, als der hier mitgeteilte, aber den Zusammenhang gilt es ja eben vor allem aufzulösen, wenn wir die anfängliche Gestalt des Mythus erkennen wollen, und haben wir sie erst erkannt, so werden sich auch die bisher verschwiegenen Züge vielleicht einreihen lassen."

„Stellen wir nun, zunächst nur als reine Hypothese, die Behauptung hin, in Odysseus sei ursprünglich ein milder und freundlicher Naturgott zu sehen, der gleich Siegfried durch Bezwingung riesiger Ungeheuer ‚die schädliche wilde Kraft des Winters bricht und die schöne Jahreszeit herbeiführt', so muß im Gegensatze zu ihm als ‚einem schönen männlichen Wesen, das als milder Naturgott die Erde befruchtet', in Penelope die weibliche, tellurische Göttin erkennbar sein."

Osterwald beruft sich dann auf Herodot (S. 25), wonach Gott Pan ein Sohn der Penelope und des Hermes sei, wie er denn auf die Identität von Hermes und Odysseus hinaus will.

„Die Bedeutung endlich der Freier" — so heißt es bei ihm (S. 21) — „ergiebt sich nach dem bisher Gesagten von selbst; Es sind die feindlichen und trotzigen Gewalten, die rauhen Stürme, die im Winter um die Gunst Dornröschens, der trauernden Erdgöttin buhlen und an die Stelle des milden Frühlingsgottes zu treten verlangen, dessen Vermögen — die Schätze der freundlichen Jahreszeit — sie schamlos verprassen."

„In den Namen der Freier ist diese mythische Bedeutung nicht mehr sichtbar, sie gehen nur auf die Macht oder auf die feindliche Gesinnung, mit Ausnahme vielleicht des einen Elatos, der doch wohl einen Treiber oder Dränger bedeutet; wohl aber liegt in den beiden Namen der dienenden Geister, die die Treulosigkeit des Gesindes repräsentieren und die es mit den Freiern halten, Melanthios und Melantho, die beide Schwarzblüte besagen, die Bedeutung wenigstens des Finstern noch deutlich zu Tage."

Über den Riesen Polyphem hat er folgende Ansicht (S. 28):

„Legen wir unserer ferneren Untersuchung die Analogie der deutschen Helden- und Götterssage zu Grunde, die uns ja auch in dem Vorhergehenden schon wesentlich unterstützt hat, so sind es ungefähr folgende Punkte, auf die wir in der Sagengeschichte des Odysseus, zu der wir uns nun wenden, zuerst unsre Aufmerksamkeit richten müssen: Die Erlegung oder Bezwingung des riesigen Ungeheuers, die Erwerbung des Schatzes, die Fahrt in die Unterwelt und die Rückkehr, alles Züge, deren mythologische Bedeutung wir bereits oben kennen gelernt haben. Es möge mir daher erlaubt sein, die untergeordneten Abenteuer — Kikonen, Lotophagen, Laistrygonen u. s. w. — zunächst zu übergehen und sofort das Hauptabenteuer, das als solches in dem sogenannten Apologe hinlänglich markiert ist, das Zusammentreffen mit dem Cyklopen, in Angriff zu nehmen."

„Wer ist der Cyklop? Soll er in dem Mythus, wie ich ihn auffasse, irgend welche Bedeutung haben, so muß er dieselbe Stellung einnehmen, die in dem Apollonmythus, in den Kadmos-, Jasons- und Siegfriedssagen der Drache hat; er muß das feindliche Naturwesen, der böse Dämon sein, der den Schatz der Erde, den unerschöpflichen Pflanzensegen neidisch bewacht, und nach dessen Erlegung der milde Naturgott erst die schöne Jahreszeit herbeiführen kann. Die feindliche wilde zerstörende Natur zwar ist deutlich genug in dem Cyklopen zu erkennen; er ist ein gigantisches Wesen,

das der Dichter mit einem gewaltigen, weit über das Gebirge hinausragenden Berggipfel vergleicht, er ist ein Menschenfresser, er will nichts von den Göttern wissen, er kennt nicht Recht noch Gesetz, er trotzt auf seine riesige Kraft und auf seinen Vater, den Erderschütterer Poseidon. Dieser aber, der Gott des wüsten wilden Meeres, ist in dem ganzen Mythus als dauernder und heftiger Widersacher des Odysseus dargestellt, und die meisten seiner Epitheta bezeichnen ihn recht eigentlich als einen das milde Walten freundlicher Naturgottheiten zerstörenden Gott."

„Aber wo bleibt der Schatz? Und vor allem, welche Bewandtnis hat es mit dem einen Auge, das der erfindungsreiche Odysseus dem Cyklopen ausglüht?"

Osterwald sieht also ein, der Kernpunkt fehlt. Homer erwähnt keinen Schatz, obwohl er alle Einzelheiten schildert. Jeder andere käme zu dem Ergebnis: der Vergleich paßt nicht. Osterwald ist anderer Ansicht.

Um den Schatz herbeizuholen, wird schließlich — man darf nicht staunen — auf die nachhomerische Erzählung von Palamedes zurückgegriffen, bei der Odysseus — um Palamedes als bestochen hinzustellen, vergrub er in dessen Zelt trojanische Geschenke — alles andere eher als eine beneidenswerte Rolle gespielt hat. Selbst Osterwald wird nicht behaupten wollen, daß er bei dieser Handlungsweise als „milder Naturgott" erscheint, wie er ihn vorhin charakterisiert hat.

Es heißt dann schließlich bei ihm (S. 52):

„Es bleibt demnach aus dieser Reihe von Riesen und Unholden als wesentlich und ursprünglich nur der Cyklops Polyphem übrig, in dessen Namen wir, wie in so vielen mythologischen Namen, die gleichfalls den Begriff des Riesigen, Ungeheuren, Übermenschlichen oder Schrecklichen onomatopoetisch zu versinnlichen suchen, eine reduplicierte Form fanden, so daß der Κύκλωψ Πολύφημος uns der riesige, räuberische Schreier wurde, der dem milden Naturgotte den Schatz der Erde gestohlen hat. Denn daß die Erwerbung des Schatzes ursprünglich mit der Erlegung des Cyklopen im innigen Zusammenhange gestanden habe, schien uns die sonst unerklärliche Notiz von der Auswanderung der Phäaken aus der Nähe des Cyklopenlandes zu beweisen, und wir wagten schließlich den Tod des Poseidonischen Palamedes, bei dem ein Schatz, wenngleich in gänzlich veränderter Bedeutung, eine wichtige Rolle spielt, auf die Erlegung des Polyphem zu beziehen, ja die Vermutung auszusprechen, daß Palamedes, der den Odysseus aus seiner Heimat vertrieben hat und dafür durch den Odysseus aus

Rache umgebracht worden ist, identisch sei mit dem Polyphemos." — Ja, wenn man die wesentlichsten Sachen, die mit keiner Silbe erwähnt sind, fingiert, dann ist es natürlich kein Kunststück, Mythen zu deuten.

Alle diese gekünstelten und gedeutelten Erklärungen haben etwas Unwahrscheinliches an sich. Ein Beispiel hierfür ist ferner, wie Osterwald den schwer verständlichen Mythus von den Rindern des Helios erklärt (S. 75):

„Die Rinder des Helios, die man früher auf die Sterne, auf die Tage des Mondjahres und wer weiß auf was sonst noch zu deuten gesucht hat, richtig zu erklären ist mir durch die ausgezeichneten Untersuchungen Adalb. Kuhns über den indischen Mythus von den Kühen des Indras außerordentlich leicht gemacht, da ich nur die Resultate derselben mitzuteilen und auf die Rinder des Helios anzuwenden brauche. Die Kühe des Indras sind vom Valas gestohlen und werden von den Panis bewacht, worauf Indras die Hündin Saramâ absendet, um die Kühe wieder zu holen. Die Kühe selbst werden von den Auslegern häufig durch ‚Lichtstrahlen' und durch ‚wandelnde Wasser d. i. Wolken' erklärt. ‚Es heißt vom Indras, dem gewaltigen Schleuderer des Blitzes, daß er die Wolken oder die Kühe mit seinem Strahl melke und so ihre Milch, den Regen, auf die Erde hinabsende.' Durch die Heranziehung nun des Sârameyas, der lautlich fast genau dem griechischen Ἑρμείας = Ἑρμῆς entspricht, stellt sich dieser Mythus als identisch mit dem bekannten Mythus von Hermes Rinderraub und von Herakles und Geryones wie mit der römischen Sage von Hercules oder Recaranus und Cacus heraus, und als Bedeutung desselben ergiebt sich schließlich: „die Panis sind die Sümpfe, welche die von Valas entführten Wolken oder Kühe bewachen, und der ganze Mythus beruht auf der Naturanschauung der auf den Sümpfen lastenden Nebel, die vom Winde (Sarama = ὁρμή) als Wolken fortgetrieben werden, worauf dann das Sonnenlicht der Erde wiedergegeben wird."

Weiter heißt es bei Osterwald:

„Die Rinder des Helios sind also Wolken, und, daß die Gefährten des Odysseus dieselben verzehren, bedeutet nichts anderes, als was im Hermesmythus das Wegtreiben besagt. Nun ist es auch ganz in der Ordnung, daß das böse Wetter, welches den Odysseus so lange auf der Insel festgehalten hat, sich legt, sobald die Rinder verzehrt sind, und selbst ‚die echt märchenhaften prodigia (τέρατα)', wie sie Faesi nennt, nämlich daß die Häute der geschlachteten Rinder fortkriechen und das Fleisch derselben noch am Bratspieß blökt, lassen sich auf

die langgezogene Gestalt der vom Winde getriebenen Wolken, wie auf das dabei entstehende Brausen und Heulen, wie mich dünkt, ziemlich ungezwungen deuten, obgleich ich natürlich auch hier auf die Erklärung des Details um so lieber verzichte, als die allgemeine Bedeutung des Mythus evident zu sein scheint" u. s. w.

Zu diesen Ausführungen sei folgendes zu bemerken gestattet. Daß Wolken mit Haustieren also auch mit Rindern verglichen werden können, ist einleuchtend. Wir reden von Lämmerwolken, Lenau vergleicht die Wolken mit Rossen, arabische Dichter z. B. Remmah Ben Meijadeh mit Kamelen. Hier aber sprechen folgende Gründe gegen diese Erklärung.

1. Die Abfahrt des Odysseus wird nicht durch Windstille gehindert — es herrscht sogar Sturm (Od. 12 325) — sondern durch ungünstigen Wind. Sumpfwolken hätten aber bei jedem starken Winde — gleichgültig, welche Richtung er hatte — verschwinden müssen.

2. Abgesehen davon, daß Wolken nicht brüllen und heulen — der Dichter Lenau läßt deshalb nicht die Rosse singen, sondern den Rosseknecht den Sturm, — so ist der Sonnengott Apollo als Herr und eifriger Schützer der Sumpfwolken ein Unding.

3. Schließlich hätte doch nur Odysseus selbst als Sonnengott die Wolken vertreiben können, nicht aber seine Gefährten. Gerade diese aber schlachten die Rinder, während er es vergeblich zu hindern sucht.

Krichenbauer sieht in dem Mythus eine Anspielung auf den ägyptischen Apisdienst; das wäre sehr verständlich, wenn es sich um ein Rind mit besonderer Gestalt, umgeben von Priestern u. dgl., handelte. — Die Sache läßt sich vielleicht folgendermaßen erklären:

Allgemein ist es bekannt, daß in manchen Gegenden gewisse Tiere und Pflanzen unter besonderem göttlichen Schutz stehen. Es handelt sich also um eine alte Erinnerung daran, daß an manchen Orten die Tötung solcher Tiere wegen des Fanatismus der Bewohner äußerst gefährlich ist; mußte doch z. B. nach Diodor in Ägypten ein Römer, der eine Katze umgebracht hatte, die Todesstrafe erleiden, obwohl das Land damals bereits vollständig von Rom abhängig war. Nicht nur bei den Hindus galt das Gebot, den Pflugstier nicht zu verzehren.

Wird das Gebot übertreten, so ereignen sich Wunder. Bei uns z. B. herrscht vielfach die Ansicht, daß dem Knaben, der das Nest des Rotschwänzchens ausnimmt, der Blitz die Hand zerschmettert (Masius, Naturstudien I S. 97). Das

Brüllen der Häute entspringt also demselben Vorstellungskreise, den z. B. Schiller in Wilhelm Tell (3. Aufz. 3. Scene) erwähnt. Hiernach bluten die Bäume des Bannwaldes, der das Dorf vor den Lawinen bewahrt, wenn ein Frevler an sie die Axt legt. —

Daß die Sonnenrinder sich nicht vermehrten, ist wohl eine Anwandlung von Einsicht in die Malthussche Bevölkerungslehre. Denn schon ein alter Grieche mußte sich sagen, daß, wenn 50 Rinder bei gutem Futter und dolce far niente leben, ihre Vermehrung in einigen Jahrzehnten ins fabelhafte gestiegen sein müßte.

Jedenfalls ist die Rache des Sonnengottes Apollo gegen den Sonnengott Odysseus wiederum schwer verständlich. Überhaupt giebt es unzählige Züge, die mit einer personifizierten Sonne nicht recht vereinbar sind.

Das mittelländische Meer verliert durch die Sonne in auffallender Weise Wasser; ein Sonnengott müßte daher wohl Meerwasser trinken können und kein μέλαν ὕδωρ brauchen. — Gerade das Umgekehrte ist bei Odysseus der Fall.

Ein Sonnengott muß ausgezeichnet sehen können, eigentlich auch in der Dunkelheit (cf. Ilias B. XIV V. 344, wo von Apollo ausdrücklich seine Sehschärfe hervorgehoben wird oder Odyssee B. VIII V. 271); Odysseus sieht nicht besser als andere Menschen.

Dem Sonnengotte sind die Sonnenrosse sehr nahestehend; von Ithaka wird ausdrücklich hervorgehoben, daß dort keine Rosse gedeihen.

Die Feindschaft der Sonne mit Poseidon, dem Meere, ist einfach unverständlich. Wer je einen Sonnenaufgang oder -Untergang an der See beobachtet hat, wird gerade das Umgekehrte annehmen. Goethe singt sehr richtig:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

Die Lästrygonen sollen ebenfalls wie die Cyklopen Sonnengötter sein. Da paßt nun garnichts. Einmal thront die Sonne dann im hohen Norden, wo es die langen Polarnächte giebt, sodann fehlt ihnen ebenfalls der Schatz und namentlich das runde Sonnenauge.

Andere mit dem Sonnenmythus schwer vereinbare Züge sollen im Kap. 14 aufgezählt werden.

Eine Glanzleistung von Osterwald ist aber ohne Frage seine Deutung des Hundes Argos.

„Ich trage nämlich kein Bedenken," — sagt Osterwald

S. 135 — „den berühmten Hund Argos, dessen rührender Tod beim Anblick seines Herrn zu einer wahren Perle Homerischer Dichtung geworden ist, allen empfindsamen Seelen zum Trotz für eine Abschwächung des Höllenhundes zu erklären und zu behaupten, daß er in dem ursprünglichen Mythus keineswegs aus Rührung gestorben, sondern als wütender Wächter der Penelope vom Odysseus ohne alle Sentimentalität tot geschlagen ist, so daß wir in dem Helden, den wir bereits als Eber- und Riesentöter kennen, nun auch noch einen Argostöter kennen lernen."

Also wenn ein alter treuer Hund aus Rührung über das Wiedersehen seines Herrn stirbt, dann hat der Dichter in Wirklichkeit einen Höllenhund gemeint, der den Ankömmling zerreißen wollte! — Giebt es da irgend eine Stelle bei Homer oder einem andern Dichter, wo man nach diesem Verfahren nicht jede beliebige Behauptung herauslesen könnte!

Wohin das führen kann, soll an einem Beispiel klar gelegt werden.

Nehmen wir an, daß durch irgend einen Umstand, etwa durch eine Erdrevolution, nichts von der gesamten heutigen Litteratur auf spätere Geschlechter gekommen wäre als ein Gedicht, welches das Leben und die Thaten Bismarcks behandelte und einige Abbildungen von ihm aus Witzblättern. Dann wäre es eine Kleinigkeit, den Nachweis zu führen, daß es sich um eine Personifikation der Sonne handeln müsse.

Bismarck ist gewaltig groß (der Riese), kriegerisch gesinnt wie Siegfried (alter Korpsstudent — 22 Mensuren), er zieht nach Westen und holt die Krone, indem er den Drachen der Uneinigkeit erlegt (da ist die alte Sage — die Sonne zieht nach Westen — der Riese bekämpft den Drachen und erhält den Schatz). Böse Zungen werden allerdings den Schatz in der Dotation, die er erhalten hat, sehen. Bismarck hat schöne Augen, was bei einem Sonnengotte selbstverständlich ist, er ist wie Odysseus ein vorzüglicher Schütze. Daß den hellen Sonnengott die Schwarzen bekämpfen, liegt auf der Hand. Nach Osterwald sind die Hauptfeinde von Odysseus, die Freier, in Wirklichkeit die Winde. So heißt auch bei Bismarck der Führer der Schwarzen Windthorst. Dieser ist aber als Gegner des Sonnengottes furchtbar kurzsichtig. Auch in seinem Haß gegen die bösen Liberalen (liber = frei) kann man eine Anspielung auf seinen Haß gegen die Freier erblicken. Odysseus will den Krieg, sein Hauptgegner in der Versammlung ist Thersites. Auch Bismarck will kriegerische Rüstungen, sein Gegner, der ebenfalls unglaublich reden kann, ist Eugen

Richter, der natürlich wie Thersites kein Soldat ist, i. e. nicht gedient hat.

Als Bismarck entlassen wird, d. h. die Sonne untergeht, geht sie naturgemäß im Westen, im Sachsenwalde, unter, nicht auf seinem Gute in Hinterpommern. Odysseus ist erbittert auf Hermes, weil er in Gestalt eines Bockes mit der Penelope den Pan erzeugt hat. So erklärt sich denn auch der Haß von Bismarck gegen Caprivi (caper = der Bock). Dagegen ist er zu Hohenlohe freundlich. Hohenlohe bedeutet, wie schon der Name sagt, die aufgehende Sonne. Diese kommt von Osten, was bei ihm dadurch angedeutet wird, daß fortwährend von seinen Gütern in Rußland gesprochen wird.

Also die Schwarzen, Liberalen, Windthorst, Caprivi, Hohenlohe — alle diese Bezeichnungen erklären sich in der ungezwungensten Weise als Beziehungen auf den Sonnengott. — Wie ist es denn nun mit dem Namen von Eugen Richter? — Auch er ist deutlich gekennzeichnet, denn als Gegner von Bismarck-Siegfried führte er das Beiwort Eugen Richter-Hagen. Wie Hagen die Waffen wegnimmt, so tobt auch Richter-Hagen gegen die Militärvorlagen.

Wie Siegfried, so muß auch Bismarck etwas mit dem Rhein zu thun haben, und so widmet ihm denn der Kaiser als Anspielung darauf eine Flasche vom ältesten Rheinwein.

Um jeden letzten Zweifel schwinden zu lassen, daß Bismarck keine historische Persönlichkeit, sondern nur der personifizierte Sonnengott ist, sei darin erinnert, daß er wie Odin von zwei Wölfen, so von zwei Doggen begleitet wird, daß er ferner mit Vorliebe mit drei aufrechtstehenden Haaren (die naturgemäß die Strahlen andeuten sollen, denn solche Haare hat ja kein Mensch), abgebildet wird und daß, obwohl er am 1. April geboren ist, die Studenten sein Gedächtnis zur Sommersonnenwende feiern. — Quod erat demonstrandum.

VII.

Der anthropocentrische Standpunkt.

Um die Sinnesorgane des Cyklopen, namentlich sein Auge richtig zu beurteilen, bedarf es leider einer Untersuchung der Sinnesorgane der Menschen und Tiere. Wenn wir

bedenken, wie lange es gedauert hat, bis gewisse Wahrheiten entdeckt wurden, so kann man wohl den anthropocentrischen Standpunkt d. h. den Standpunkt, alles vom menschlichen Ideenkreise aus zu beurteilen, als einen der grimmigsten Feinde jeglicher Erkenntnis betrachten. Wir sprechen von schädlichen und nützlichen Tieren, weil wir unsern Standpunkt für maßgebend betrachten, obwohl z. B. die Raubtiere im Haushalte der Natur unbedingt notwendig sind. Wenn auf einer Insel nur Pflanzenfresser hausen würden, so wäre ihre Vermehrung in kurzer Zeit so stark, daß sie verhungern müßten.

Ein ebenso gefährlicher Feind ist der Standpunkt, alles nach seinen eigenen persönlichen Empfindungen zu beurteilen, durch seine gefärbte Brille alles betrachten.

Man könnte hier von einem idiocentrischen Standpunkte reden. Was der Bauer nicht kennt, ißt er nicht, gilt nicht bloß vom Bauer. Denn die wenigsten Menschen nehmen eine Revision ihrer Begriffe vor, und scheiden das, was an sich ist, von dem, was auch anders sein könnte.

Der anständige Mensch macht deshalb regelmäßig so trübe Erfahrungen in der Welt, weil er bei allen Operationen immer davon ausgeht, daß auch seine Gegner von anständiger Gesinnung beseelt sind, weil er sie sich garnicht anders denken kann. Nachher ist er der Betrogene, denn seine Voraussetzungen waren falsch. Gelehrte Männer spielen oft in Gesellschaftskreisen, namentlich Damen gegenüber eine höchst bedauernswerte Rolle, weil sie sich in den Ideengang von Weltdamen garnicht zurechtzufinden vermögen. Manchmal ahnen sie bei aller ihrer Gelehrsamkeit garnicht, daß sie als reine Schachfiguren benutzt werden.

So kommen denn sehr leicht schiefe Urteile zu Tage. Es ist z. B. vielfach ein Genuß, den Gedankengang und das Empfinden von Verbrechern durch höchst ehrenwerte Personen geschildert zu hören. In Wirklichkeit dürfte der so rührend dargestellte Seelenzwiespalt nur bei dem ersten Male oder den ersten Malen sich einstellen. Jemand, der ein Dutzend Einbrüche begangen hat, wird bei dem dreizehnten Diebstahle wahrscheinlich garnichts empfinden. Ebenso naiv ist die Behauptung, daß die Grundstrafe die Freiheitsstrafe ist. Das ist doch nur für die Personen, denen die Entziehung der Freiheit ein schmerzliches Übel ist. Schon bei uns giebt es Individuen, die im Winter ein Verbrechen begehen, z. B. eine Schaufensterscheibe zerschmettern, lediglich zu dem Zwecke, um für die kalte Jahreszeit wohl aufgehoben zu sein; bei andern Völkern, z. B. bei

den Negern, scheinen solche Individuen so zahlreich zu sein, daß die Freiheitsstrafe gar keinen Zweck hätte.

So stehen sich denn auch bei uns die sozialen Schichten viel feindlicher gegenüber, als es nötig wäre, weil sie allzu tief in ihren Vorurteilen stecken. Das Dienstmädchen erklärt, es würde, wenn es reich wäre, sich schon früh den Mund mit Schokolade ausspülen, der reiche Mann sieht mit Entsetzen, daß Arbeiterkinder ihre durchnäßte Kleidung anbehalten. Beides ist gleich einseitig und verkehrt.

Der Hauptgrund für die falsche Beurteilung der Mitmenschen ist bei der großen Masse die Unkenntnis, bei den Gelehrten die mangelnde Beobachtungsgabe.

Diesen Mangel findet man so häufig vertreten, daß man darüber staunen muß. Ein klassisches Beispiel ist unser großer Denker Kant, der nur durch Zufall erfuhr, daß sein langjähriger Diener seit vielen Jahren verheiratet sei (a. a. O. II S. 184). Einer einfachen Frau aus dem Volke wäre das niemals passiert.[1])

So kann ich mir denn auch nur aus diesem Grunde erklären, daß die Sinnesorgane der Tiere, mit deren Beobachtung ich mich seit zwanzig Jahren beschäftige, im allgemeinen so falsch beurteilt werden, weil man niemals den anthropocentrischen Standpunkt verläßt. Man greife ein beliebiges Beispiel heraus. Vor mir liegt ein Bilderbogen, der folgende rührende Geschichte enthält. Ein Herr badet und läßt seinen Hund zur Bewachung der Kleider zurück. Als er sich anzuziehen beabsichtigt, will ihn der Hund nicht die Kleider nehmen lassen, denn wie es heißt, in der Dämmerung erkennt der

[1]) Daß selbst Naturwissenschaftler, die doch berufsmäßig beobachten müssen, manchmal von Knaben übertroffen werden, zeigt nachstehende Notiz, die kürzlich durch alle Blätter ging. Auf den Scharfsinn von Kindern hat ein naturkundiger Lehrer in Belgien eine Probe gemacht, die erstaunlich ausgefallen ist. Er gab einem Schüler auf, in seiner Erholungszeit und während seiner Spaziergänge im Sommer alle Spinnen zu sammeln, denen er begegnen würde. Der Knabe ging mit Eifer auf den Vorschlag ein und suchte wochenlang die Umgebung seines Wohnortes in einem Umkreis von etwa fünf Kilometern nach Spinnen ab. Und das Ergebnis? Er brachte über hundert verschiedene Arten, unter denen nicht weniger als zehn für Belgien vollkommen neu waren, obgleich dieses Land von einem berühmten Spezialforscher der Spinnentiere, dem Brüsseler Gelehrten Becker, sorgfältig durchsucht worden ist. Der Knabe hatte sich also mit seinem Scharfblick dem geschulten Gelehrten weitaus überlegen gezeigt. Die einzigartige Sammlung, die der Schulknabe zusammengebracht hat, bildet jetzt einen kleinen Schatz des zu der Lehranstalt gehörigen Naturalienkabinetts, auf das der Brüsseler Herr Professor nicht wenig neidisch ist. Wieviel könnte auf diesem und vielen anderen Gebieten durch kluge Anleitung und Schulung des frischen und unvoreingenommenen kindlichen Sinnes erreicht werden!

Hund seinen Herrn nicht. Da kommt letzterem ein rettender Gedanke; er weiß, wie gern sein Hund apportiert, wirft daher ein Stück Holz weit ins Wasser und kann sich inzwischen anziehen. Beide ziehen dann friedlich nach Hause.

Der anthropocentrische Standpunkt ist hier köstlich zum Ausdruck gebracht. Der Mensch erkennt mit den Augen, folglich muß es auch der Hund thun, obwohl man sich in jeder Minute davon überzeugen kann, daß sich der Hund mit der Nase orientiert. Nicht weil er seinen Herrn in der Dunkelheit nicht erkannte, fällt ihn der Hund an. Das ist ja totaler Unsinn; jeder Hundebesitzer wäre ja nicht sicher, daß er im Bette oder beim Aufstehen in der Dunkelheit von seinem Wächter angefallen würde. Sondern der Hund erkennt den Herrn nicht, weil er die ihm bekannte Ausdünstung durch das Baden verloren hat. Deswegen und nur deswegen allein hält er den Ankömmling nicht für seinen Herrn. Nachdem jedoch der letztere seine Sachen wieder angezogen hat und dadurch die dem Hunde bekannte Ausdünstung zeigt, ist alles wieder in Ordnung.

Wie schwach Hunde sehen können, davon kann man sich täglich und stündlich überzeugen. Läuft ein Hund mit seinem Herrn, wo viele Menschen verkehren, so wird er selbst dann, wenn der letztere sehr groß oder sehr dick ist, sich immer erst durch Hinlaufen und Beriechen der Kleider vergewissern. Am deutlichsten kann man es beobachten, wenn sie ihren Herrn verloren haben. Dann beriechen sie Personen, die dem Aussehen nach nicht das Geringste mit dem Verlorenen gemein haben. Wenn man nicht wüßte, daß manche Hunde gegen gewisse uniformierte Personen, z. B. gegen Soldaten und Briefträger besondere Zuneigung oder besonderen Haß haben, dann würde man sie auch für farbenblind halten müssen.

Wiederholt habe ich folgende Probe angestellt. Man stellt sich so hin, daß der Hund nicht die Witterung hat, also z. B. hinter ein Fenster, eine Glasscheibe, und spricht kein Wort. Wenn dann ein anderer den Kopf des Hundes nach dessen Herrn hinhält, so sieht er, daß das Tier bei einiger Entfernung nicht weiß, wen es vor sich hat; die orientierende Nase versagt wie unser Auge im Dunkeln.

So lebhaft ich es beklage, kurzsichtig zu sein, so habe ich doch den einen großen Vorteil daraus gezogen, daß ich die Sehschärfe der Tiere mit der meinigen vergleichen konnte. So viel ich beobachten konnte, ist die Kurzsichtigkeit der Hunde ungefähr die meinige, der ich Sehschärfe bei einem Glase Nr. 16 besitze.

Ich will z. B. folgende Punkte anführen. Sowie ein Hund einen andern erblickt, pflegt er hinzurennen. Bisher ist mir kein Fall passiert, wo ich nicht ohne Glas den andern Hund ebenfalls erkannt hätte. — Kurzsichtigkeit ist eigentlich ein schlechter Ausdruck, man sieht ja ebenfalls so weit wie ein anderer Mensch, nur alles von einer gewissen Entfernung ab undeutlich. Deshalb erkennt ein Kurzsichtiger so schwer Bekannte.

Noch überzeugender ist folgende Probe. Daß männliche Hunde sehr verliebt sind, ist allgemein bekannt. Nun kann ich mit meinem Glase ohne weiteres erkennen, ob der auf der anderen Seite befindliche Hund männlich oder weiblich ist. Ohne Kneifer kann ich das aber nicht erkennen. So muß es auch dem Hunde unmöglich sein, denn oft genug habe ich beobachtet, daß ein liebebedürftiger Hund, falls auf der anderen Seite der Straße sich ein anderer Hund und eine Hündin befanden, sich zuerst zu dem Hunde begab und ihn beroch. Selbst in der Nähe traut er also seinen Augen nicht.[1])

Was vom Hunde gesagt ist, gilt ebenfalls vom Pferd. Weil dessen Sehkraft eine so untergeordnete Rolle spielt, kann man im Zweifel sein, ob man ein blindes Pferd vor sich hat oder nicht. Das wäre doch bei einem Menschen unmöglich. Manche blinden Pferde verrichteten noch tadellos ihren Dienst, wie auch eine befreundete Familie jahrelang einen blinden Hund besaß, von dem es die wenigsten wußten. Pferde, die auf einem Auge blind sind, werden deshalb als militärtauglich angesehen.

Das Scheuen der Pferde beruht lediglich auf ihrer Kurzsichtigkeit. Wenn daher Apelles — was Gustav Wustmann, Apelles S. 85, bezweifelt — dem König Alexander gesagt haben soll, als dessen Bild von dem Hengst Bucephalos angewiehert wurde: „Sieh', Dein Pferd versteht mehr von der Kunst als Du," so zeigt dieser Ausspruch, daß Apelles zwar ein guter Maler, aber kein Tierbeobachter war. Daß das Pferd bei seiner Kurzsichtigkeit alle Einzelheiten der Malerei erkannt haben soll, ist einfach undenkbar. Es sah eben ein anderes Pferd und das ist für einen Hengst Grund genug zum Wiehern, besonders wenn er denkt, daß es eine Stute ist.

Auch Lessing schiebt dem Pferde in seiner Fabel „Zeus und das Pferd" Gedanken unter, die selbst bei einer Fabel merkwürdig sind (Fabeln Nr. 5).

---

[1]) Auch beim Apportieren kann man das beobachten, wenn man den Gegenstand weit wirft.

Zeus und das Pferd.

Vater der Tiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiednes an mir zu bessern sein? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick. Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

Lessing zitiert zu dieser Fabel Älian, der ganz kurz von der Furcht der Pferde vor den Kamelen spricht. An sich hatten die alten Griechen schon ganz richtig beobachtet, daß, wie z. B. Herodot hervorhebt, die Pferde in erster Linie durch den Geruch der Kamele in Unruhe versetzt werden.[1])

Von allen Erklärungen, die ich von dieser Erscheinung gehört habe, scheint mir die am einleuchtendsten,

---

[1]) Die Figur der Kamele kommt nur insofern in Betracht, weil die Pferde bei ihrer Kurzsichtigkeit leicht vor einer unbekannten Erscheinung scheuen, namentlich wenn diese auffallend groß ist.

daß die Kamele als Wüstentiere eine an die Raubtiere erinnernde Ausdünstung haben. — Jedenfalls hat es mit dem Unschönen des Gegenstandes nicht das Geringste zu thun, denn wenn Pferde beim Anblick von häßlichen Erscheinungen scheu werden sollten, so kämen sie aus dem Scheuen garnicht heraus. Paviane sind vielleicht die häßlichsten Geschöpfe und trotzdem lassen sich die Pferde von ihnen reiten, wie erst kürzlich in Berlin zu sehen war. — Daß man bei einer Fabel einem Tier ein Gefühl unterschieben kann, das es garnicht besitzt — wie hier dem Pferde einen ästhetischen Geschmack — ist sicherlich erlaubt. Daß man aber ein Geschöpf mit einem unrichtigen Sinne operieren läßt, ist doch eine grobe Verballhornisierung.

Nach Analogie dieser Lessingschen Fabel könnte man das Märchen von dem Däumling und seinen Brüdern, die ausgesetzt werden, einfach so gestalten: sie nehmen nicht Steine oder Brotkrumen mit, um den Weg zurück zu finden, sondern wie der kleine ausgesetzte Bär (cf. dieses Kap. am Ende) finden sie durch Beschnüffeln der Erde das elterliche Haus. Jeder würde da sagen, daß das höchst albern sei.

Sehr stolz kann man nicht darauf sein, daß eine von den alten Griechen bereits ganz zutreffend gemachte Beobachtung von einem der gelehrtesten Männer Deutschlands verballhornisiert ist. — Und da soll man sich wundern, daß das einfache Volk in Griechenland Erzählungen, die an sich ganz richtig waren, falsch verstanden und verschlimmbessert hat.

Wie schwer es uns möglich ist, uns in die Lage eines anderen Geschöpfes hineinzuversetzen, zeigt deutlich der Streit, wie sich die Brieftauben orientieren. Dabei ist jeder schon auf einem Turme oder Berge gewesen und weiß, wie weit man dort Umschau hat. Nun sehen Vögel ausgezeichnet, und man kann als ziemlich sicher annehmen, daß eine in Berlin bei klarem Wetter aufsteigende Taube nicht nur Spree und Havel, sondern auch Elbe und Oder, wahrscheinlich sogar Ost- und Nordsee erblicken kann. Große Seen, Flüsse, Gebirge, Wälder u. dgl. müssen also den Tauben im meilenweiten Umkreise ganz bekannte Sachen sein, da sie dieselben fast täglich sehen. Darum läßt man ja die Tauben erst kleine und dann große Touren machen, und deshalb schwanken die in die Höhe steigenden Tauben auch über die Flugrichtung bei nebligem Wetter.

Hören wir, was Brehm über das Geruchsvermögen der Tiere sagt (Bd. I S. 16):

„Der Geruchtssinn erreicht bei den letzteren ebenfalls eine äußerst hohe Entwickelung. Ein vergleichender Überblick der verschiedenen Tierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch

schon bei niederen Tieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will bloß an die Kerbtiere erinnern, welche dem Blumenduft nachschwärmen, oder zu Aas- und Kothaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigentümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Kriechtieren und Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens nichts mit ihm aufspüren können; mag man auch behaupten, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hülfe dieses Sinnes aufsuchen und finden. Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Sie leitet das Gesicht. Anders verhält er sich bei den Säugern. Hier finden wir viele Tiere, deren Geruchssinn eine wahrhaft überraschende Ausbildung erlangt hat. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen, wie es aber möglich ist, bloß noch Spuren solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen, ist ein Rätsel. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigentümlichen Geruches aus hundert anderen Gerüchen und hat dazu nicht mehr Anhalt als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, halte ich für unmöglich. Ebenso unvorstellbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruches, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf 30 Schritte Entfernung riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedeln, unserm geselligen Leben notwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigentümlichen Gerüche unserer Haustiere auf 10 bis 20 Schritt, die des Wildschweines auf noch weitere Entfernung, wahrzunehmen vermögen: daß aber ein Ren den Menschen noch auf 500 Schritt hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene

Beobachtung erfahren müssen. Nach Selous wittert der afrikanische Elefant die mehrere Stunden alte Fährte eines Menschen sofort, wenigstens in der offenen Landschaft, in der Strauchsteppe. Spüren und Wittern ist gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruches auch nur annähernd erreichen können."

„Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Tiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus regelmäßig auf die Höhe des Geruches schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen, und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinnes der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugetieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten wirken, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich: eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kundgiebt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Tiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem Kölnischen Wasser ab wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Tiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrians; die wahren Geruchstiere meiden alle nervenerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind — wie vielfach auch für die auf niederer Gesittungsstufe stehenden Menschen, die sogenannten ‚Wilden'."

Wenn Brehm meint, man könne sich von der Geruchsfeinheit keine Vorstellung machen, so kann ich dem nicht beipflichten. Wenn ich mir als Kurzsichtiger nicht bloß eine

Vorstellung davon machen kann, sondern selbst mit Hilfe eines Glases mich überzeugen kann, wie ein Normalsehender sieht, so geht doch die Vorstellung von einer analogen Verschärfung eines anderen Sinnes nicht über unseren Horizont. Allein die Nase ist nun einmal das Stiefkind unserer Sinne, und obwohl alle Menschen wissen, daß z. B. Hunde damit Leistungen vollbringen, für die wir sehr dankbar sein müssen, z. B. ein im Walde verirrtes Kind auffinden, so scheint es vielen Leuten nicht fein zu sein, davon zu reden.[1]) Ein Mensch, der Medizin studieren wollte, aber gewisse Körperteile, die man sonst bedeckt, nicht ansehen möchte, würde für verrückt gehalten werden, aber über das Geruchsvermögen urteilt selbst ein so großer Geist wie Kant in folgender beschränkter Weise[2]):

Vorher sagt sein Biograph von ihm: „Sein Geruch war scharf, wie wir dies gewöhnlich bei Menschen von Geist bemerken, aber natürlich ward er oft eben dadurch beleidigt." — Dann heißt es weiter:

„Er nannte den Sinn des Geruchs einen impertinenten Sinn, der seinem Besitzer alle Augenblicke dies oder jenes aufdringe, ohne ihn zu fragen, ob er es auch wolle und das Schlimmste dabei sei, daß man bei einem höchst widerlichen Geruch nolens volens mit einer Art Ärger, gewissermaßen par dépit am allerschärfsten aufschnupfe."

Wenn die Beurteilung Kants noch wenigstens richtig wäre! Als ob das nicht bei allen Sinnen der Fall wäre, daß sie häufig Unangenehmes melden. Wer lauter häßliche Personen sieht oder Unsinn liest oder eine Hotelrechnung bekommt, ist so vernünftig, nicht auf die Augen zu schelten, ebenso nicht auf die Ohren, wenn nebenan Kinder schreien oder falsch gespielt wird. Wer aber Unangenehmes riecht, schimpft auf die Nase — welche Logik! — Soll ich lieber nicht wahrnehmen, daß das Essen angebrannt ist oder daß es brandig riecht oder das mir vorgesetzte Fleisch schon verdorben ist? —

Ebenso merkwürdig ist, daß man dem Geruch deshalb eine Ausnahmestellung einräumen will, weil derselbe Gegenstand

---

[1]) Wir haben zwar Ausdrücke für das Fehlen der Seh- und Hörkraft, nämlich blind und taub, aber für das entsprechende Wort beim Riechen haben wir bezeichnenderweise kein selbständiges Wort. Möglicherweise schließen spätere Geschlechter daraus — nach Analogie der angeblichen Blaublindheit der Griechen, — daß es bei uns keine Menschen gegeben hat, die nicht riechen konnten.

[2]) a. a. O. Bd. II S. 210.

bald angenehm, bald unangenehm riecht, z. B. vor dem Essen und nach dem Essen verschieden. Bei dem Geschmack ist es genau so, wie das bekannte toujours perdrix lehrt. Unsere Augen und Ohren reagieren auch anders, sobald wir geistig gesättigt sind. Die schönste Kunstausstellung kann uns anwidern, wenn wir z. B. sechszehn Stunden hintereinander ohne Pause nur Bilder sehen sollen, ebenso ist es mit schöner Musik. Bei der Nase tritt diese Reaktion nur deshalb so schnell ein, weil sich die körperliche Sättigung so viel eher vollzieht.

Das Verständnis für das Geruchsvermögen der Tiere wird uns sehr dadurch erleichtert, wenn wir uns die Eigentümlichkeiten der Farbenblindheit vorstellen. Der Farbenblinde sieht nicht schlechter, aber da z. B. der Rotblinde beim Erdbeersuchen die reifen Erdbeeren ebenso sieht wie wir die unreifen grünen, so ist es leicht erklärlich, daß er vergeblich sucht, wo der Normalsichtige sofort zugreift. Dieselbe Eigentümlichkeit liegt auch wohl beim Unmusikalischen vor, der tontaub ist, d. h. die Unterschiede, die der Musikalische sofort erkennt, nicht wahrnimmt, obwohl der Unmusikalische an sich vorzüglich hören kann. Wenn wir uns nun vorstellen, daß jemand auf einem Plan eine rote Linie verfolgen soll, z. B. auf einer Schiffahrtskarte die Route eines bestimmten Schiffes oder auf einem Plan von Berlin die einer bestimmten Straßenbahn, so ist das für den Normalsichtigen eine Kleinigkeit, während der Farbenblinde vor einer Unmöglichkeit steht. Hat nun der Hund — wie anzunehmen ist — zu jeder Ausdünstung eine bestimmte Vorstellung analog den verschiedenen Farben, so ist es klar, daß er unter 100 Fährten untrüglich die richtige findet und verfolgt, während wir vor einem Rätsel stehen. In Vergleich zum Hunde sind wir nicht nur geruchskurzsichtig, sondern auch geruchsfarbenblind. Ein gelehrter Hund, der als Professor die Menschen vom kynocentrischen d. h. vom Hundestandpunkte aus beschreiben würde, dürfte von ihnen sagen: sie tragen ihre Nase in den Augen.

Zur Bestätigung des Gesagten sei hier folgendes angeführt, was Espinas darüber schreibt (S. 271.)

„Gerüche. — Der Geruch spielt bei der Begattung einer großen Zahl von Insekten jedenfalls eine wichtige Rolle. Durch den Geruch werden jene Unmengen von Schmetterlingsmännchen geleitet, welche manchmal ein oder mehrere Weibchen verfolgen. Mitten in einer Stadt umschwärmen die männlichen Bombyx in großer Menge die Weibchen. Trimen stellte nach Darwin auf der Insel Wight eine Schachtel aus,

in der er Tags zuvor das Weibchen einer Lasiocampa eingeschlossen hatte, und bald suchten fünf Männchen sich Eingang zu verschaffen. Verreaux steckte in Australien das Weibchen einer kleinen Bombyxart in einer Schachtel in die Tasche und wurde dann von einer Menge Männchen begleitet, so daß gegen zweihundert mit ihm zusammen in das Haus kamen. Mehrere andere Insektenarten strömen Gerüche aus, die auch für uns wahrnehmbar sind, doch steht nicht fest, ob sie denselben Zweck haben."

„Bei der Begattung der Vögel scheint der Geruch keine Rolle zu spielen, dagegen bei den Säugetieren, deren meist hoch ausgebildete Geruchsorgane sehr scharfer Wahrnehmung fähig sind. Man darf behaupten, daß alle einen eigentümlichen Geruch haben, und da dieser Geruch besonders zur Zeit der Brunst entwickelt wird, so wird er ohne Zweifel in der großen Mehrheit der Fälle den Verkehr der Geschlechter vermitteln. Die komische Gewohnheit der Hunde, jeden Augenblick ihren Urin zu entlassen, sobald ihnen der Geruch die gleichen Zeichen eines anderen Hundes kund thut, hat nur den Zweck, ihren Weg für die Individuen des anderen Geschlechts kenntlich zu machen, da die Witterung dieser Spuren sehr wahrscheinlich von einer geschlechtlichen Erregung begleitet ist. Von der Feinheit des Geruchs der Pferde und Esel, welche dieselben Gewohnheiten haben, mag folgendes eine Vorstellung geben. ‚Während meines Aufenthaltes in Texas', erzählt Houzeau, ‚verschwand plötzlich das Pferd eines meiner Nachbarn, welches vor seiner Thür mit gefesselten Füßen graste. Wir suchten es mehrere Stunden lang vergeblich, obwohl der Horizont auf mehrere Kilometer Entfernung frei war, und wir genau wußten, daß wilde Pferdeherden nicht durchgezogen waren. Nach langem Suchen entdeckten wir es endlich in 4400 Meter Entfernung von der Wohnung bei einer brünstigen Stute.' Uns selbst ist es in Corsika passiert, daß drei Esel auf einem von anderen Eseln beschmutzten Wege plötzlich anhielten, die Köpfe in die Höhe reckten, die Lippen zurückzogen, mit einem außerordentlich komischen Ausdruck die Augen weit aufrissen und dann in unbeschreiblicher Aufregung zu schreien anfingen. ‚Mit Verwunderung bemerkt man, daß die Wege, welche die wilden Pferde Amerikas überschreiten, oft auf mehrere Kilometer hin mit ihrem Miste bedeckt sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die Straßen aufsuchen, um ihre Notdurft zu verrichten. Und weil nun alle Pferde die Eigenschaft haben, den Kot anderer ihrer Art zu beriechen und durch ihren eigenen zu

vermehren, wachsen diese Miststätten zu förmlichen Bergen an.' ‚Eigentümlich ist die Gewohnheit', sagt Brehm an einer anderen Stelle, ‚der Guanacos und aller Lamas überhaupt, nach Art einzelner Antilopen ihre Losung immer auf einen bestimmten Haufen abzusetzen und nur, wenn dieser eine größere Ausdehnung erreicht hat, dicht daneben einen neuen zu bilden.' Bei anderen Säugetieren hat die Teilung der organischen Arbeit zur Bildung besonderer, gewöhnlich in unmittelbarer Nähe der Geschlechtsorgane gelegener Drüsen Veranlassung gegeben, welche sehr stark riechende Substanzen enthalten. Alle Biber eines Ortes setzen stets an derselben Stelle das Bibergeil und ihren Urin ab; die Moschustiere locken sich durch ihre Ausdünstungen aus weiter Ferne an. Darwin fand an den Ufern des La Plata die ganze Luft auf eine Viertel Stunde windabwärts von dem Geruche der männlichen Cervus campestris durchzogen, und Audubon sah vier virginische Hirsche nach einander in Zeiträumen von 15 bis 30 Minuten durch dieselbe Spur gehen. Dieser Geruch ist bei manchen Arten so stark, daß er, ohne aufzuhören ein Lockmittel der verschiedenen Geschlechter zu sein, ein sehr wirksames Verteidigungsmittel gegen andere Tiere hat werden können. Die Pferde und Hunde, selbst der Mensch müssen vor dem Stinktiere und anderen Viverren fliehen, um nicht zu ersticken. Gleichwohl muß dieser pestilenzialische Gestank dem Weibchen gefallen, weil er bei dem Männchen stärker entwickelt ist. Unter den Affen scheint ähnliches nur in geringem Grade vorzukommen; bei ihnen vermitteln vornehmlich Gesicht und Gehör den Verkehr zwischen den Individuen beider Geschlechter."

„In Bezug auf die sociologische Bedeutung der angeführten Thatsachen ergiebt sich, daß der ganze Organismus beider Geschlechter durch die Ausdünstungen in mächtige Erregung versetzt wird. So werden sie innig mit einander verbunden, und ihr von diesem gegenseitigen Eindrucke ganz erfülltes Bewußtsein tritt in vielleicht noch engere Beziehungen, als die verschiedenen Individuen eines Polypariums, welche an derselben Cirkulation teilnehmen. Mag immerhin die Entfernung sie trennen und jedes für sich seine Nahrung suchen müssen, stets werden die feinen Ausdünstungen, welche der Wind ihnen zuführt, das Band bilden, welches sie durch den Raum hindurch verknüpft."

Im Anschluß an diese Ausführungen sei folgendes bemerkt:

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es völlig klar, weshalb die Hunde die abscheuliche Gewohnheit haben, an allen

vorspringenden Punkten ihren Harn zu lassen. Zur Bestätigung des von Espinas Gesagten sei noch folgendes angeführt. Wir verständigen uns mit den Augen, was bei Hunden, Pferden und dgl. unmöglich ist. Kommt ein Hund in ein fremdes Gebiet, einen Wald oder dgl., und wittert er an vorspringenden Punkten nichts, so weiß er mit Bestimmtheit, in diesem Wald ist seit vielen Tagen kein Hund gewesen. Von Einfluß dürfte auch sein, daß der Hund nicht schwitzt. Nicht also deshalb haben die Hunde diese Unart, weil, wie ein sonst sehr gelehrter Arzt behauptete, sie am Blasenkatarrh leiden — das ist ja der größte nonsens, daß alle Hunde vom Tage ihrer Geburt bis ans Lebensende krank sein sollten, ohne je zu genesen, — sondern weil es ihr unfehlbares Verständigungsmittel ist, ganz besonders um das Vorhandensein von Artgenossen vom anderen Geschlecht festzustellen. Deshalb lassen auch die wilden Pferde ihre Losung an derselben Stelle, deshalb reiben die Antilopen ihr Thränendrüsensekret an die Rinde der Bäume u. s. w.

Merkwürdig ist, daß Brehm über diesen wichtigen Punkt sich nicht ausspricht und die Kurzsichtigkeit der Hunde nur beim Pudel hervorhebt. Es heißt dort (Bd. II S. 156):

„Der Pudel bekundet durch seine Liebe für das Wasser seine Verwandtschaft mit den übrigen Seidenhunden. Er schwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr eignet er sich zum Gesellschafter des Menschen, und als solcher leistet er das Größte, was überhaupt ein Tier zu leisten vermag. Um ihn zu kennzeichnen, borge ich mir die Worte Scheitlins, eines seiner wärmsten Verehrer: ‚Der Pudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den wohlgebildetsten Leib, die schönste Gestalt, eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er zu allen Künsten vorzugsweise geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen, denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es sehr oft von selbst, wenn er will. Sein Geschmackssinn ist fein; er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau; er ist ein Leckermaul. Sein Geruchssinn ist berühmt. Giebt man ihm von einem verlorenen Kinde einen Schuh oder sonst etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruches das verlorene Kind von selbst finden. Kaum jemals täuscht

er sich; ihm ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen ist er sehr empfindlich; er ist wehleidig. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch dem Sinne nach, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weise und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesicht ist zurückgeblieben: er sieht nicht gut, er kennt seinen Herrn durch das Gesicht nur, wenn er ziemlich nahe ist.“

„Der Ortssinn ist im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hause stunden- und tageweit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn, sei es auch nur einmal gewesen, in welchem ihm wohlgethan worden ist. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brot beim Bäcker, Fleisch beim Schlächter zu holen. Sein Zeitsinn ist merkwürdig, er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde und die Schlachttage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hilfe derselben deutlich. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere garnicht. Er hat ein außerordentlich scharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er gescheit. Er ist ein vollkommener Beobachter und lernt deshalb nicht bloß die Worte, sondern auch die Mienen und Blicke seines Herrn ausgezeichnet verstehen. Sein Gedächtnis ist in hohem Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe seines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgendwohin nicht. Man nennt den Hund schon wegen seines unterscheidenden Geruchssinnes gescheit; wieviel mehr wird man ihn wegen seines getreuen Gedächtnisses gescheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtnis und selbst einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwisser, für gescheit hält. Dieses Gedächtnis ist eine Hauptursache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmütigkeit und Folgsamkeit. Er kann wirklich trommeln, Pistolen losschießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von andern Hunden verteidigt wird, erstürmen und mit Kameraden eine Komödie spielen lernen. Wir wissen, daß man auch Pferden und Elefanten ähnliches und gleiches lehren kann.“

Nun sind unzählige Tiere kurzsichtig; am bekanntesten sind wohl die blöden Augen des Hasen. Hier seien noch folgende angeführt:

1. Der Bär (Band II S. 215).

„Unter seinen Sinnen scheinen Gehör und Geruch am vorzüglichsten zu sein; das Gesicht ist dagegen ziemlich schlecht, obschon die Augen nicht blöde genannt werden dürfen; der Geschmack endlich scheint recht gut ausgebildet zu sein. Krementz hat viele Beobachtungen über die Schärfe der Sinne angestellt. Nach ihm vernimmt der Bär im Walde bei ruhigem Wetter das Knacken der Gewehrhähne auf etwa 70 Schritt, das Zerbrechen eines fingerdicken trockenen Reises auf 135 und ein ziemlich leises Anpfeifen auf 60 Schritt; ein im Winterlager ruhender Bär äugte schon auf 210 Schritt aus seinem Verstecke hervor, obwohl man sich ihm sehr vorsichtig auf Schneeschuhen und unter dem Winde näherte. Die zahmen Bären unseres Gewährsmannes erkannten ihn im Freien auf 50—70 Schritt, auf 80—100 aber leitete sie ihr Gesicht nicht mehr; auf Brot gestrichenen Honig witterten sie im Grase auf 30 Schritt, tief in ein Maulwurfsloch gesteckt noch auf 20 Schritt."

Weiter heißt es (S. 230):

„Aufgezogene junge Bären, die selbständig fressen und ihren Fraß selbst aufsuchen können, sind ungemein schwer auszusetzen! Sie arten förmlich zu Haustieren aus. Meilenweit tief in den Wald gebracht und dort verlassen, finden sie sicherlich den Weg zurück und eilen auf der Fährte dessen, der sie ausgesetzt, eiligst der Heimat zu oder irren planlos im Walde umher, schließen sich jeder Person, die ihnen aufstößt an und enden nicht selten ihr Leben durch Hunger. Drei in einem Sacke ausgesetzte, bereits sechs Monate alte Bären fanden auf drei Meilen Entfernung durch Sumpf und Wasser den Rückweg und äußerten ihre Freude frühmorgens beim Einzuge dadurch, daß sie die Fenster zertrümmerten und durch diese hindurch mit brummendem Wohlbehagen dem altgewohnten Lager zusteuerten. Ein gleichfalls im Sacke ausgesetzter Bär, den ich von einer im Wasser stehenden Erle aus beobachtete, trollte, nachdem er den Sack durchbrochen und eine kurze Weile ruhig dagesessen und die Umgebung scharf gemustert hatte, plötzlich, mit der Nase auf der Erde, brummend hin und her, fiel schließlich auf meine Fährte, eilte flüchtig darauf hin und ins Wasser, verlor hier die Fährte, erhob sich auf den Hinterbranten und fing jämmerlich an zu wehklagen, ging alsdann wiederum zurück, schlug einen großen Bogen, kam unter Wind, hob plötzlich die Nase und eilte nun trotz des Wassers der Erle zu, an der er hinaufzuklettern versuchte, so daß mir schließlich nichts weiter übrig blieb, als ihn wieder mit zurückzunehmen."

2. Das Walroß (Bd. III S. 407).

Über das geistige Wesen läßt sich nach den bis jetzt vorliegenden Beobachtungen schwer ein Urteil fällen, wohl aber annehmen, daß die Walrosse nicht minder klug als andere Robben sind. Von der Schärfe ihrer Sinne sagt Pechuel-Loesche: „Das Gesicht ist schlecht, das Gehör schon weit besser, aber ausgezeichnet entwickelt ist ihr Geruchssinn, denn sie wittern den Menschen unter günstigen Umständen mindestens auf mehrere hundert Schritt, wenn nicht noch weiter; man muß deshalb, will man sie beschleichen, sehr sorgfältig auf den Wind achten."

Obwohl die Gemse oben in Gottes freier Natur sich in der schönsten Bergluft umschaut, so ist sie doch kurzsichtig. Das gleiche ist auch beim Hirsch, beim Reh, beim Renntier der Fall, obwohl es gewöhnlich nicht erwähnt wird.

Alle diese Tiere haben ein ausgezeichnetes Geruchsvermögen, wie ja jedem Jäger hinlänglich bekannt ist. Wie man einem Menschen von der Rückenseite her sich beim Heranschleichen nähert, so dem witternden Tiere gegen den Wind. Wie wir Menschen hinter uns nicht sehen können, so können diese Tiere gegen den Wind nicht riechen.

Wollen wir einen Menschen täuschen, so spekulieren wir auf die Augen und verkleiden uns. Bei den Hunden würde eine Verkleidung nur wegen der anderen Ausdünstung von Einfluß sein. Deshalb kann z. B. ein Hund die Fährte des Herrn nicht finden, falls dieser neue Stiefel anzieht.

Es ist wunderbar, daß man in den Fällen, wo Hunde zur Auffindung von Menschen benutzt wurden, also z. B. die Bluthunde gegen entflohene Neger in Amerika und heute wohl noch gegen entsprungene Verbrecher in Sibirien, hiermit nicht gerechnet hat. An Stellen, wo die Fährte unsicher ist, weil z. B. dort zahlreiche andere Spuren sind oder wo man einen Bach überschreitet, müßte es nicht schwer sein, einen Hund oder ein verfolgendes Raubtier, das wie der Hund mit der Nase jagt, also z. B. einen Wolf irrezuführen. Der Verfolgte entledigt sich an einem solchen Flecke seiner Fußbekleidung oder er nimmt ein Paar Stiefel von einem anderen Menschen mit und wechselt die Stiefel oder — was das einfachste wäre — er nimmt ein starkduftendes Parfum mit und reibt damit die Sohlen seines Schuhzeugs ein.[1])

Welche höchst interessanten Aufschlüsse würden Experimente

[1]) Dieses Mittel, d. h. das Einreiben mit starkduftenden Stoffen, soll, wie ich höre, benutzt werden, um der Sau fremde Ferkel unterzuschieben.

auf diesem Gebiete ergeben! Aber wir sind ja von unserm anthropocentrischen Standpunkt so eingenommen, daß wir auf die allereinfachsten Sachen nicht kommen.

Folgendes steht also unbestritten fest. Von uns Menschen wissen wir, daß wir nicht entfernt so riechen können wie gewisse Tiere. Umgekehrt wissen wir, daß gewisse Tiere nicht so gut sehen können wie wir.

Daß nun die Natur aus reiner Laune so verschieden ihre Gaben verteilt, ist nicht anzunehmen. Im Gegenteil, es drängt sich vielmehr die Anschauung mit Gewalt auf, daß eine Wechselwirkung zwischen dem Zuviel und Zuwenig besteht. Man kann vielleicht den Wert der Sinne bei einem Naturmenschen folgendermaßen taxieren, obwohl sich darüber streiten läßt.

Gesicht: 50%
Gehör: 35%
Geruch, Gefühl, Geschmack } à 5%
15% (besser vielleicht $7 + 4 + 4 = 15$).

Beim Hunde würden für Gehör, Gefühl und Geschmack vielleicht dieselben Werte sein also $35 + 5 + 5 = 45\%$.

Für den Geruch müssen wir jedoch mindestens 40% ansetzen. Dann blieben für die Augen 15%, was den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen dürfte.

Jeder etwaige Zweifel wird getilgt, wenn man vom Windhunde, der eine ganz besondere Stellung einnimmt, folgendes liest (Bd. II S. 113):

„Die Merkmale der Windhunde (canis familiaris grajus. C. f. leporarius) liegen in dem äußerst schlanken, zierlichen, an der Brust geweiteten, in den Weichen eingezogenen Leibe, dem spitzigen, fein gebauten Kopfe, den dünnen, hohen Gliedmaßen und dem in der Regel kurzhaarigen, glatten Felle. Die feine gestreckte Schnauze, die ziemlich langen, schmalen, zugespitzten, halbaufrechtstehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren besetzten Ohren, die kurzen und straffen Lippen geben dem Kopfe das eigentümlich zierliche Ansehen und bedingen zugleich die verschiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen schwachen Geruchssinn, weil die Nasenmuscheln in der spitzen Schnauze sich nicht gehörig auszubreiten vermögen und so die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu der hohen Ausbildung gelangen kann wie bei anderen Hunden."

Wäre Brehms Grund der richtige, so wäre der Windhund ein Stiefkind der Natur, indem er im Gegensatz zu seinen Kollegen nicht deren feine Nase erhalten hat. Das ist aber total falsch. Die Natur giebt nicht mehr dem Geschöpfe mit, als es zur Erhaltung braucht. Bekommt der Windhund ausgezeichnete Augen mit, so braucht er nicht auch noch die gute Nase.

Und warum wird der Windhund so ganz anders wie die anderen Hunde behandelt?

Die Antwort liegt auf der Hand. Wölfe und wilde Hunde spüren ein Tier auf und ermüden es durch rennen, also durch Ausdauer. Der Windhund überholt ein Tier, erreicht es also durch Schnelligkeit. Um ein Tier überholen zu können, muß ich es vorher sehen.

Es ist merkwürdig, daß dieser verschiedenen Verteilung der Sinne so wenig Beachtung geschenkt ist — wenngleich die Menschen soviel wenigstens gemerkt haben, daß sie scharfe Augen wohl als Luchs- und Falkenaugen, aber nie als Pferde-, Hunde-, Wolfs-, Fuchs-, Hirsch-, Reh-, Gemsen- u. s. w. Augen bezeichnet haben.

Daraus folgt ohne weiteres: Da der Luchs, was zutrifft, sehr gut sieht, so hat er jedenfalls keine feine Nase.[1])

Umgekehrt, wenn Wolf und Fuchs gut riechen, so können sie unmöglich gut sehen. Brehm sagt allerdings vom Wolf (Bd. II S. 26):

„Sein Geruch, Gehör und Gesicht sind gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht bloß spüre, sondern auch auf große Strecken hin wittere. Ebenso versteht er genau, welchem Tiere eine Fährte angehört, die er zufällig auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern. Seine Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Überfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Niemals verläßt er seinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgespürt zu haben, daß er auch sicher sei."

Aber da Brehm das gleiche über die Sinnesschärfe beim Hunde sagt, so dürfte hier ein Irrtum vorliegen.

---

[1]) Ob allerdings nicht unter gewissen Verhältnissen ein Tier mehr Sinnesschärfe zur Existenz braucht und deshalb z. B. im hohen Norden der Eisbär sowohl gut riechen wie gut sehen kann, habe ich leider nicht feststellen können. Umgekehrt soll der Seeelefant, der wenig Feinde hat und leicht Nahrung findet, schlecht sehen und schlecht riechen können. Es sind Ausnahmen nicht undenkbar, aber sehr unwahrscheinlich.

Vom Fuchse heißt es (Bd. II S. 173):

„Er ist frech, aber nur, wenn der Hunger ihn quält, wenn die Jungen zu versorgen sind; auch zeigt er in übeln Lagen weder Geistesgegenwart noch Überlegung, sondern verliert den Kopf vollständig; er geht in immerhin recht plump gelegte Fallen und zwar wiederholt, auch läßt er sich durch ‚reizen' gröblich täuschen; er läßt im offenen Felde den ihn umkreisenden Schlitten auf Schußweite heran; er scheut immer wieder die Lappen und läßt sich trotz alles Lärmens und Schießens während eines Waldtreibens dennoch hart dabei im nächsten umstellen, statt klug das Weite zu suchen; er folgt den gewohnten, sogar öfter beschossenen Wechseln und läuft immer wieder stracks den Schützen an, obwohl er viel besser die Treibwehr durchbrechen könnte; er erkennt seinen Todfeind, so lange dieser sich ruhig verhält, nicht an der Gestalt, ja oft wittert er ihn nicht einmal, auch wenn er ihm, unter dem Winde heranschleichend, schon auffällig nahe gekommen ist (?)[1] — kurzum, der schonungsloser als irgend ein anderer Bewohner von Wald und Flur Verfolgte hat trotzdem nicht gelernt, die Künste des Menschen zu durchschauen und seine Handlungen danach einzurichten. Der Meister Reinecke der Überlieferung und der Fuchs in Wald und Flur können nicht wohl als ein und dasselbe Tier betrachtet werden: dieser ist kein durch besonders hervorragende Begabung vor anderen ausgezeichnetes Geschöpf."

Diese Beurteilung des Fuchses ist geradezu klassisch. Sie steht etwa auf demselben Niveau, wie wenn der Mohamedaner sagt: Der Elefant ist ein gottesfürchtiges Geschöpf, denn er achtet die Koranverse, die ich an meinen Äckern anbringe, aber der Affe ist gottlos, der kümmert sich nicht darum. In Wirklichkeit liegt die Sache so: Der Elefant ist sehr kurzsichtig und richtet sich nach dem Geruch. Ein Zettel mit einer menschlichen Ausdünstung muß ihn deshalb stutzig machen. Aus demselben Grunde erklärt sich vielleicht der so unbegreifliche Respekt von Hirschen, Rehen u. s. w. vor Lappen.[2] Sie können in ihrer Kurzsichtigkeit nicht beurteilen, ob hier Gefahr droht oder nicht. Der Affe dagegen richtet sich, wie der Mensch,

---

[1] Da die Füchse in unzähligen Fällen im Walde verscharrte Leichen ausgegraben haben, so kann an ihrem hervorragenden Geruchsvermögen nicht gezweifelt werden.

[2] Wenn man von dem höchst aufgeregten Gebahren der wilden Büffel liest, sobald sie einen Tiger merken (Brehm Bd. III S. 324), so möchte man fast annehmen, daß sich hieraus die Abneigung des Rindviehs gegen die rote Farbe — als ererbte Eigenschaft — erklärt. Ebenso aufgeregt soll der wilde Truthahn beim Anblicke des Fuchses sein.

nach dem Gesicht, und deshalb flößen ihm bloße Zettel keine Angst ein.

Dieses auf mangelnder Sinnesschärfe beruhende Verhalten als Dummheit bezeichnen zu wollen, ist selbstverständlich höchst ungerecht. Was würden wir sagen, wenn ein gelehrter Hund eine Beschreibung der Menschen lieferte und darin sagte: Wenn in Abwesenheit eines Ehemanns dessen Frau den Besuch eines Hausfreundes erhält, so merkt der Ehemann bei der Rückkehr nichts. Wir Hunde würden das doch sofort mit unserer Nase wahrnehmen. Aber die Menschen sind eben zu dumm.

Vögel sehen sehr gut; sie müssen also nach dem hier vertretenen Standpunkt schlecht riechen können. Nun behauptet schon Plinius von den Geiern das Gegenteil. Heute ist man sich klar darüber, daß hier eine falsche Beobachtung vorliegt. Man schloß nämlich, weil bei gefallenen Tieren sich sehr bald diese Vögel einstellen, daß sie nur durch den Geruch herangelockt sein könnten. — Aber auch heute behaupten noch manche, daß der Rabe das Pulver in der Flinte rieche, was entschieden falsch ist.

Einen energischen Verteidiger der hier geäußerten Ansicht habe ich in Marshall[1]) gefunden, der darüber folgendes äußert:

„Das Geschmacksorgan ist das selbstverständlich nicht und auch die Nase konnte es nicht gut sein. Das Geruchsorgan ist bei allen Vögeln gering entwickelt, häufig mag seine Leistungsfähigkeit sogar gleich Null sein. Das hat verschiedene Ursachen. Ein Vogel ist ein Lufttier, er klebt nicht an dem Boden, und wenn er sich in die Luft erhebt, kann er ein großes Terrain überschauen aus einer Höhe, bis in welche wohl die Farbenstrahlen, aber keineswegs die riechenden Partikelchen eines Körpers emporsteigen können. Das Licht breitet sich, als nur an den Äther gebunden, gleichmäßig nach allen Seiten aus, der Geruch, auf materiellen Teilchen beruhend und aus Substanz bestehend, hat eine gewisse Schwere und haftet mehr am Boden. Aber noch ein anderer Faktor kommt hinzu, der eine größere Entfaltung des Riechsinnes für die Vögel ziemlich wertlos machte. Die meisten, auf Nahrungssuche befindlichen Vögel sind in rascher Bewegung: bei ihrem Fliegen, das doch auch mit der Überwindung eines Widerstandes, des der Luft, verbunden ist, geht fortwährend ein, je nach der Schnelligkeit der Bewegung, mehr oder weniger bedeutender Luftzug über ihren Körper von vorn nach hinten und die riechende Substanz findet infolge dieser

[1]) Spaziergänge eines Naturforschers. 1888. S. 128. Ferner: Im Wechsel der Tage S. 532.

raschen Bewegung und des aus ihr hervorgehenden Zugs sozusagen keine Zeit, auf ein Geruchsorgan einzuwirken. So konnte die Entwicklung der Nase in der Ordnung der Vögel keine bedeutende werden; bei den Tagvögeln ist das Auge das Sinnesorgan, das sie in allererster Linie mit der Außenwelt in Rapport setzt, in zweiter ist es das Ohr. Das Auge hat für ein Nachttier, wie wir es sahen, zwar seinen Wert, aber doch nur einen bedingten, es blieb unter diesen Umständen also nur das Gehörorgan zur Ausbildung übrig und die hat es nun wirklich auch bei den Eulen erfahren und eine um so bedeutendere, je mehr die betreffende Eulenart an ein Nachtleben sich angepaßt hat, so daß sich von der Schneeeule bis zur Schleiereule eine kontinuierliche Steigerung nachweisen läßt."

Nun wird es klar, weshalb Strauße und Zebras oder andere wilde Einhufer so gern zusammen weiden. Nicht weil sie Sympathie mit einander haben, wie gewöhnlich angeführt wird, sondern weil sie sich — analog dem Blinden und Lahmen — vortrefflich ergänzen.

Der Strauß sieht gut und wittert garnicht, das Zebra sieht schlecht und wittert ausgezeichnet, genau also wie Jäger und Hund. Kommt ein Leopard oder Löwe, so merkt ihn manchmal der Strauß durch das Gesicht, manchmal das Zebra durch den Geruch.

Wie die Natur keinem Tiere, das Hörner hat, noch scharfe Zähne giebt und umgekehrt, so erhält auch keines mehr als *eine* hervorragende Sinnesschärfe. Diese können wir Grundsinn nennen.

Beim Menschen und den Vögeln und vielen Tieren ist es das Gesicht, der blinde Naturmensch ist eine Beute des ersten besten. So ist auch der Hund ohne Nase ebenso schlimm daran, wie ein blinder Mensch.

Brehm schreibt darüber (Bd. II S. 97):

„Die Sinne des Hundes sind scharf[1]), aber bei den verschiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Gesicht scheinen obenanzustehen, und zwar zeichnen sich die einen durch feineres Gehör, die anderen durch besseren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geschmack ist ihnen nicht abzusprechen, obwohl sich derselbe in eigentümlicher Weise äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu sehr anregen, sind ihnen verhaßt. Am wenigsten empfänglich zeigen sie sich gegen das Licht, sehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder scharfe Gerüche. Glockengeläute

[1]) In dieser Allgemeinheit ist der Satz falsch, wie schon vorhin bemerkt wurde.

und Musik bewegt sie zum heulen; Kölnisches Wasser, Salmiakgeist, Äther und dergleichen ruft wahres Entsetzen bei ihnen hervor, wenn man solche Dinge ihnen unter die Nase hält. Der Geruch ist bei manchen in außerordentlicher Weise entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können. Wie wichtig der Geruchssinn für das Leben der Hunde ist, geht schlagend aus Untersuchungen hervor, welche Biffi und nach ihm Schiff anstellten. Sie zerschnitten säugenden Hunden den Riechnerven und den Riechkolben. Nachdem dies geschehen war, krochen die Hündchen scheinbar gesund im Lager umher; aber sie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb nichts anderes übrig, als sie mittels einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugversuche an einem erwärmten Schafpelze und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erst durch Berührung. Als sie zu laufen begannen, verirrten sie sich und fanden das Lager nicht wieder. Fleisch und Brot in der Milch ließen sie liegen, zogen später das Fleisch dem Brote nicht vor, nahmen das Futter nur durch das Gesicht wahr und ließen sich deshalb leicht und in der allersonderbarsten Weise täuschen. Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenstandes leitete sie dabei oft gänzlich fehl. Sie ließen trockenes Fleisch liegen, leckten aber den eigenen Harn und den eigenen Kot auf. Schweflige Säure und andere starke Gerüche beachteten sie garnicht; Ammoniak und Äther bewirkten nach längerer Zeit, aber erst viel später als bei andern Hunden, Niesen. Als sie größer wurden, zeigten sie nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen."

Hieraus ergiebt sich, wie thöricht es ist, wenn eine Dame als Eigentümlichkeit ihres Hundes folgendes meldet. Sie habe einen sehr gelehrigen Pudel, der aber zu ihrem Erstaunen garnichts vom Spiegel wissen wollte. — Die Erklärung ist sehr einfach; das thun wohl alle witternden Tiere. Sie trauen ihren Augen nicht und orientieren sich mit der Nase. Dem Pudel kommt es so vor, als sei dort noch ein anderer Pudel, aber seine treue Nase sagt: Das ist Schein, ich merke keine Ausdünstung von einem anderen Tiere. Dieser Zwiespalt seiner Sinne ist ihm unangenehm, er guckt deshalb höchst ungern in den Spiegel.[1]) Katzen dagegen spiegeln sich gern und Affen, die wie Menschen gut sehen und schlecht riechen, sind rein verliebt in Spiegel. Ebenso schießt man Lerchen unter Benutzung eines Spiegels.

[1]) Ebenso ist das merkwürdige Verhalten der Hunde auf dem Schiffe erklärlich. Angeblich verlieren sie den Geruch. In Wirklichkeit muß die gleichmäßig reine Seeluft ihrer Nase so eintönig sein, wie wenn wir fortwährend im Dunkeln sitzen.

Daß Affen sehr gut sehen können, ist unbestritten. Wiederholentlich wird von ihnen gesagt: Nichts entgeht ihrem scharfen Auge. Auch bei Brehm heißt es (Bd. I S. 48.)

„Wer Affen überlisten will, muß sehr vorsichtig zu Werke gehen. Besonders im Walde sind sie weit öfter zu hören als zu erblicken. Es erfordert Übung, bis das Auge geschickt wird, die beweglichen und gewandten Turner zwischen den Laubmassen zu erkennen, und nur zu oft verkünden ängstliche wie zornige Warnungsrufe, daß sie ihren Feind früher entdeckt haben. Mit hurtigen Sprüngen entfliehen sie aus dem Schußbereiche oder verbergen sich ganz still zwischen schützenden Blättern, um leise davonzuschleichen. Obwohl sie viel Leichtsinn besitzen und manchmal den Menschen mit erstaunlicher Unbefangenheit betrachten, sind sie doch in der Regel sehr scheu und beim Schmausen wie bei den tollsten Spielen sehr achtsam auf alles, was um sie vorgeht."

Umgekehrt ist das schlechte Riechvermögen der Katzenarten auch den Jägern aufgefallen. Es findet sich hierüber folgende Bemerkung (Bd. I S. 496):

„Für einen geübten Jäger, schreibt Rengger, ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann nach dem Ufer heranschleichen, wo er insbesondere den Wasserschweinen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Wasserschwein bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er sich ihm zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder minutenlang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um diesem von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, ungesehen dem Wilde sich zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen zu, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Tier in das Dickicht."

Also der „witternde" Tiger ist Phantasiegebilde. Wie die Windhunde aber eine Ausnahmestellung einnehmen, so bei den Katzen die Zibethkatze u. dgl., die der Verteilung ihrer Sinnesschärfe nach zu den Hunden gehören.

Das Ergebnis ist also folgendes: Die Affen stehen dem Menschen nicht nur durch ihre Gestalt näher als die anderen intelligenten Geschöpfe wie Pferd,

Hund, Elefant, sondern sie haben im Gegensatz zu den genannten Tieren auch dieselbe Verteilung der Sinnesschärfe.[1])

Das fernere Ergebnis ist folgendes. Hat es einen Cyklopen Polyphem gegeben, so müssen seine Augen ausgezeichnet, sein Riechvermögen nicht besonders gewesen sein. Unsere Nase und namentlich die von Riesen ist auch schon von Natur zum spüren ganz ungeeignet, weil sie viel zu weit vom Erdboden entfernt ist.

VIII.

Darwinismus und Rechtswissenschaft.

Die Schilderung der Lebensweise der Cyklopen bei Homer zwingt uns, die Grundprobleme des Staatsrechts kurz zu berühren. Zum besseren Verständnis müssen ihnen die Principien der Rechtswissenschaft in ihren Beziehungen zum Darwinismus vorausgehen.

Der Einfluß der Lehre Darwins auf die Rechtswissenschaft ist unbestreitbar; am deutlichsten ergiebt er sich aus der vergleichenden Rechtswissenschaft. Wären die unzivilisierten Völker nur von einer früheren Höhe in die jetzige Unkultur hinabgesunken, so hätte die vergleichende Rechtswissenschaft gar keinen Sinn. Denn was interessieren uns bei einer solchen Annahme die kümmerlichen Rechtsinstitute von gesunkenen Größen? Da man nun niemals davon gehört hat, daß ein gläubiger Christ daran Anstoß genommen hat, sich mit diesem Zweige der Rechtswissenschaft zu befassen, obwohl er augenscheinlich auf der Darwinschen Entwickelungslehre beruht, so wird das um so weniger bei der hier vorgetragenen Ansicht der Fall sein. Denn die Richtigkeit der Entwickelungslehre wird hier ganz aus dem Spiele gelassen und lediglich behauptet, daß uns viele Tiere, namentlich die antropomorphen Affen weit näher stehen, als selbst Darwin annimmt.

Im übrigen dürfte der Einfluß des Darwinismus auf die Rechtswissenschaft nicht allzu groß sein. Denn selbst bei so einschneidenden Fragen, die das ganze Volk bewegt haben, wie z. B. Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe, läßt er uns völlig im Stich. Seine Devise: Ausscheidung

[1]) Derselben Ansicht ist Garner-Marschall: Die Sprache der Affen S. 75.

aller sozialen Schädlinge, kann ebenso gut durch lebenslängliches Zuchthaus erreicht werden, da hier dafür gesorgt ist, daß der Inhaftierte sich nicht weiter propagiert. Nehmen wir andere bekannte Fragen, wie Stellung der unehelichen Kinder, Erschwerung oder Erleichterung der Eheschließung und der Scheidung, so wird uns hier der Darwinismus auch kaum einen Rat erteilen können. — Führt die Descendenztheorie zur Abschaffung des Erbrechts? Nach dem Grundsatze, daß nur der Tüchtigste sich erhalten soll, kann man die Frage bejahen, aber bisher haben sich, soweit mir bekannt ist, die Vertreter der Descendenztheorie öffentlich noch nicht hierfür ausgesprochen.

Muß ein Darwinist staatsrechtlich Republikaner oder kann er Monarchist sein? Auch hierüber scheint man geteilter Ansicht zu sein.[1])

Nehmen wir Gesetze der Neuzeit, die den Schutz des sog. Mittelstandes bezwecken, z. B. das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb. Muß dieses nicht vom Standpunkte des Darwinismus bekämpft werden, da es ganz in der Ordnung ist, daß nur der gewiegteste Kaufmann übrig bleibt, und es ebenso vorteilhaft ist, daß die „Dummen" verschwinden. — Es scheint hier doch eine falsche Konsequenz aus dem Rechte des Stärkeren gezogen zu sein. Denn danach müßte u. a. der Schutz der Waisen durch das Vormundschaftsrecht, vielleicht sogar das ganze Strafrecht über Bord geworfen werden. Nun sehen wir aber selbst bei Raubtieren, daß sie sich verlassener Jungen annehmen, wir würden also schlimmer als die Tiere sein, wenn wir nicht das gleiche thun wollten.

Unser Zivilprozeß beruht auf dem Selbstbetrieb der Parteien; vom Darwinschen Standpunkt ist das völlig zutreffend, der ebenso wie die Römer den Grundsatz verteidigt: jus civile vigilantibus scriptum est. — Thut der Staat aber wirklich recht daran, nur die geistig Geweckten zu schützen

[1]) Vom Standpunkte der Descendenztheorie aus, wo alles auf die Abstammung ankommt, ist das in Preußen herrschende Prinzip hinsichtlich der Besetzung der besten Ämter und der Stellen im Offizierkorps durchaus richtig. Ebenso dürften mehr Gründe für, als gegen die erbliche Monarchie sprechen. Damit dürfte im Einklange stehen, daß Vorläufer von Darwin wie Schopenhauer begeisterte Anhänger der absoluten Monarchie waren. Letzterer hat z. B. zu einer Zeit, wo der überwiegende Teil der bürgerlichen studierten Kreise sich in Opposition zum Königtum befand, zum Universalerben ernannt den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen.

und den Untergang der körperlich starken, aber geistig nicht so regsamen Landbevölkerung und namentlich der Küstenbewohner gleichgültig mit anzusehen?

Man sieht, die Sachlage ist völlig verschoben; früher entschieden, wie bei den Tieren, die stärksten Arme. Allerdings hat die List selbst bei den Tieren sicherlich ebenfalls eine Rolle gespielt, wie ja häufig die beiden stärksten Nebenbuhler kämpfen, während ein listiger Schwächling der Minne Lohn erringt. Jedenfalls hat bei den Menschen die geistige Kraft stets eine gewisse Bedeutung gehabt, wie ja die Griechen nicht nur die Kraft in Achilles, sondern auch die Klugheit in Odysseus feierten. Heute ist nun im Wettbewerbe die Klugheit und das Kapital ausschlaggebend. — Wie soll sich der Staat dazu verhalten? — Soll er die rücksichtsloseste Ausbeutung der Mitmenschen gut heißen und Trusts und Ringe noch obendrein begünstigen? —

Es leuchtet ein, die Anwendung des Darwinismus in der Rechtswissenschaft hat ihre Grenzen. Man kann nicht alles, was nun einmal nicht gleich ist, gleich behandeln. Gerade die Intelligenz des Menschen, die einsieht, daß das gemeinsame Wohl auch ihm zu gute kommt, hat ja zur Schaffung eines gemeinsamen Rechts geführt, dem sie sich alle unterwerfen. Die Entstehung des Völkerrechts ist eine naturgemäße Konsequenz dieses Gedankens, während sie vom darwinistischen Standpunkte aus unfaßbar ist.

In jüngster Zeit ist eine Preisaufgabe über dieses Thema gestellt worden. Leider gehen die gelehrten Herren Preisrichter von der irrigen Annahme aus, daß nur solche Gesetze etwas taugen, die bereits dem Volke zur zweiten Natur geworden sind. Hiernach wäre die Beseitigung alter Rechtsruinen — z. B. die endliche Abschaffung veralteter Gesetze und Verordnungen, die z. T. den Richtern selbst unbekannt sind — oder die Einführung segensreicher, bisher noch nicht bekannter Neuerungen — man denke z. B. an das Institut der bedingten Begnadigung — ein Übel, während das gerade Gegenteil der Fall ist. Ein Wasserrecht oder ein Reichswohnungsgesetz z. B. würden für uns von ähnlichem Segen sein wie früher die Einführung eines Grundbuchrechts. Die Arbeitergesetzgebung (vgl. S. 176) gehört vielleicht zu den größten Thaten des abgelaufenen Jahrhunderts, und doch war sie etwas ganz Neues.

Dagegen würde die Descendenztheorie in Einzelheiten sicherlich vom segensreichsten Einfluß auf die Jurisprudenz sein. Man denke z. B., daß unter den Juristen es streitig war, ob jemand, der zwei Personen vertrat, für diese unter-

einander einen Vertrag abschließen könnte. So unglaublich es klingt, so wurde diese Frage bejaht, so daß das neue bürgerliche Recht (§ 181) erst ausdrücklich im Prinzip die Ungültigkeit eines solchen Vertrages vorschreiben mußte. Man denke sich folgenden analogen Fall. Zwei kriegführende Parteien wollen Frieden schließen. Der eine ernennt X. zu seinem Bevollmächtigten. Durch plötzlichen Tod wird X. absoluter Herrscher des anderen Staates und schließt nun schnell mit sich selbst einen Frieden, der natürlich für den ersten Staat höchst ungünstig ausfällt. Jeder würde diesen Vertrag schon aus dem Naturrechte für ungültig erklären. Das gleiche gilt aber vom Privatrecht, denn wenn Darwin in einem Punkte recht hat, so ist es darin, daß ein Kampf ums Dasein besteht. Jeder Vertrag zwischen zwei Personen ist aber ein Friedensschluß hinsichtlich der an sich widerstrebenden Interessen.[1])

Ebenso würde es gewiß sehr lehrreich sein, wenn man durch Beispiele sich augenscheinlich von der Bedeutung der Abstammung überzeugen könnte. Wie oft lernt sich ein Paar schöne und tüchtige Menschen kennen, aber sie können sich nicht heiraten, weil der leidige Mammon fehlt. Wenn nun jeder Kreis für das schönste und tüchtigste Paar, das sich heiraten wollte, alljährlich eine Summe von mehreren hundert Mark aussetzen würde, mit der Verpflichtung für dieses Paar, daß es die nächsten zehn Jahre im Kreise wohnen bleibt, so würde das für alle höchst lehrreich sein. Man würde durch eine Vergleichung der Resultate erkennen, ob eine Überschätzung der Abstammung besteht oder ob man sie nicht viel zu sehr unterschätzt.

Im übrigen aber würde die Kenntnis der Naturwissenschaften die Juristen von mancher irrigen Auffassung heilen. Der Glaube an Hexen und die massenhafte Verurteilung angeblicher Hexen wäre niemals möglich gewesen, wenn sich die Juristen mehr damit befaßt hätten. Ebenso erscheint eine möglichste Beschränkung der Verwandtenehen durchaus am Platze zu sein und vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus ist das kanonische Recht deshalb viel verständiger, als z. B. das Preußische Landrecht.

Auch das Absprechen des Eigentumsbegriffs wäre unmöglich gewesen (vgl. S. 16). Welche erbitterten Kämpfe Affen führen, wenn jeder auf ein Gebiet Anspruch zu haben glaubt, geht aus folgender Schilderung bei Brehm hervor: (Bd. I S. 118.) „Zuweilen geraten auch zwei Banden von

[1]) Über den Einfluß des Darwinismus auf die Lehre von der Staatenbildung vgl. man Kap. XI.

Hulmans aneinander und kämpfen erbittert, sei es um das von der einen bereits besetzte Wohngebiet, sei es um verlockende Fruchtgärten. Hughes schildert neuerdings einen solchen Kampf, der anscheinend um den Besitz eines Mangohaines geführt wurde. Zunächst beteiligten sich nur führende Männchen, zwei gegen eins, als aber das eine der zwei durch einen Biß in die Kehle und Aufreißen des Halses getötet war, eilten auch etliche Weibchen hinzu; diesem Angriffe erlag das beim ersten Gange Sieger gebliebene Männchen, und von seiner nun fliehenden, ohnehin schwächeren Bande schien die stärkere einige als Gefangene aufzugreifen." Also selbst die Affinnen beteiligen sich im Notfalle am Kampfe! Man sieht, die Kämpfe mit den Frauen wenig zivilisierter Völker hatten ihr Vorbild im Tierreiche. Weil die Griechen bei ihren Kriegen mit Barbaren häufig die gleiche Erfahrung gemacht haben, nachdem bei ihnen schon längst die Frauen auf das Kriegshandwerk verzichtet hatten, so ist daraus ohne Frage die Sage von den Amazonen entstanden. Wie könnte ein Mythus so verbreitet sein, wenn er nicht auf wiederholten Vorgängen beruhte?

Außerordentlich schade ist es ferner, daß bei uns keine Tiere leben, bei denen mehrere Jahrgänge von Jungen gemeinschaftlich bei der Mutter leben. Das Verhalten der älteren Kleinen zu den jüngsten würde für uns vom größten Interesse sein. Beim Bär und beim Gorilla kommen solche verschiedenen Jahrgänge vor, aber leider besitzen wir nur sehr ungenügende Nachrichten über deren Verhalten zu einander.

Zunächst seien einige Schilderungen aus dem Familienleben der Tiere hier gegeben: (Bd. I S. 118)

„Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, dann aber Zeuge eines wirklich rührenden Zuges geworden sei. Das arme Tier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges, hing es an einen Ast und fiel hierauf tot herunter. Dieser Zug, setzt unser Gewährsmann hinzu, hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahminen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Tier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getötet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."

Ferner heißt es bei Espinas (S. 539):

„Wenn in der Erziehung gleichsam alle Pflichten der

Eltern enthalten sind, so sind Gehorsam und Vertrauen die Pflichten der Jungen. Bei den Katzen z. B. werden Vernachlässigungen dieser Pflichten von den Eltern streng bestraft und auch bei den Bären und Affen sind väterliche oder mütterliche Züchtigungen nichts Seltenes." [1])

„Daraus geht klar hervor, daß die Eltern der Meinung sind, die Jungen müßten ihnen gegenüber irgend welche Verpflichtungen fühlen. In der Völkerschaft sind die Pflichten der untergeordneten Individuen analog denen der Jungen in der Familie, die der Führer analog denen der Eltern; jene wissen, daß sie gehorchen müssen, dieser richtet alle seine Sorgen auf die Leitung der Herde. Alle vereinigt aber Sympathie und Hingebung: die Sympathie, welche sie zu gegenseitiger Achtung nötigt, die Hingebung, welche sie, den Führer voran, zur Rettung der Gesamtheit in den Tod jagt."

Von den verschiedenen Bärenkindern wird folgendes mitgeteilt: (Band II S. 228)

„Die von den Alten endlich verstoßenen jungen Bären sollen sich hierauf während des Sommers in der Nähe des alten Lagers umhertreiben und dieses bei schlechtem Wetter solange benutzen, als sie nicht vertrieben werden, sich auch gern mit anderen Jungen ihrer Art vereinigen. Eine zuerst von Eversmann veröffentlichte Beobachtung der russischen Bauern und Jäger, die allerdings noch weiterer Bestätigung bedarf, läßt solche Vereinigungen in eigentümlichem Lichte erscheinen. Jene haben erfahren, daß die Bärenmutter ihre älteren Kinder zur Wartung der jüngeren benutzt bezüglich preßt, weshalb auch solche zweijährige, mit der Mutter und Geschwistern umherlaufende Bären geradezu „Pestun", d. h. Kinderwärter, genannt werden. Von einer Bärenfamilie, welche die Kama durchkreuzt hatte, erzählt Eversmann folgendes: ‚Als die Mutter am jenseitigen Ufer angekommen, sieht sie, daß der Pestun ihr langsam nachschleicht, ohne den jüngern Geschwistern, welche noch am anderen Ufer waren, behülflich zu sein. Sowie er ankommt, erhält er von der Mutter stillschweigend eine Ohrfeige, kehrt sofort nach

[1]) „Eines Tages schlugen sich die beiden Pyrenäenbären; die Mutter wurde ungeduldig und trennte sie durch einen kräftigen Tatzenschlag. Ist sie mit ihnen unzufrieden, so brummt und schlägt sie, und obwohl sie jetzt schwächer ist als jene, verteidigen sie sich doch nicht gegen sie. (Leuret et Gratiolet T. I S. 433.) Vgl. in dem schon angeführten Werke Anquetils die Erzählung von einer Schwimmstunde, welche eine Elefantenmutter ihrem Jungen gab, und die Züchtigungen, welche diesem wegen seiner Widerspenstigkeit zu teil wurden (Bd. II S. 106)."

eröffnetem Verständnisse wieder um und holt das eine Junge im Maule herüber. Die Mutter sieht zu, wie er wieder zurückkehrt, um auch das andere herbeizuholen, bis er dasselbe mitten im Flusse ins Wasser fallen läßt. Da stürzt sie hinzu und züchtigt ihn aufs neue, worauf er seine Schuldigkeit thut und die Familie in Frieden weiterzieht.' Unter den Bauern und Jägern Rußlands und Sibiriens wird allgemein erzählt, daß jede Bärin ihren kleinen Jungen einen Pestun zugesellt. Ihm fällt unter anderem die Aufgabe zu, die im Dickicht verborgenen Jungen zu überwachen, während die Alte eine Beute beschleicht oder an einem erschlagenen Opfer, welches sie nicht wegschleppen mag, sich sättigt; er teilt im Winter mit ihr dasselbe Lager, wird auch erst dann seines Dienstes entlassen und freigegeben, wenn ein anderer zu seinem Ersatze gefunden wurde. Daher sieht man unter Umständen auch wohl einen vierjährigen Pestun in Gesellschaft einer Bärenfamilie." — Die Naturwissenschaftler haben keine Ahnung, wie sehr die Juristen es interessieren würde, ob diese Schilderung der Wahrheit entspricht oder nicht. Zu der viel erörterten Entlassung aus der väterlichen Gewalt (emancipatio), die nur unter gewissen Voraussetzungen erfolgte, hätten wir dann als Gegenstück aus dem Tierreich die Entlassung aus der mütterlichen Gewalt, die auch nicht so ohne weiteres stattfindet.

IX.

Gründe gegen die Darwinsche Theorie.

Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, in ausführlicher Weise die Gründe anzugeben, welche eine Erklärung der uns umgebenden Natur durch die Darwinsche Theorie für ungenügend erscheinen lassen, doch sollen wenigstens einige angeführt werden.

Schon im vorigen Kapitel war auf die allgemein bekannte Thatsache hingewiesen, daß viele Tiere, namentlich Hasen, kurzsichtig sind. Wenn nun die heutige Entwickelung der Tierwelt dadurch erreicht ist, daß immer nur die tüchtig-

sten die anderen überlebten, so ist es einfach unerklärlich, wie heute noch schlechtsehende Hasen existieren können. Ein Hase mit der Sehschärfe eines Menschen ist doch entschieden im Vorzug gegenüber gewöhnlichen Hasen.

Nun kommt hinzu, daß nach der Entwickelungslehre der Hase als niedriger stehendes Geschöpf viele Jahrtausende vor dem Menschen existiert haben muß. Ferner dauert ein Menschenalter etwa 30 Jahre, ein Hasenalter sicherlich noch nicht fünf Jahre. Die Hasen würden also heute nach der Descendenztheorie schon auf dem Punkte stehen — selbst nur angenommen, daß sie gleichzeitig mit den Menschen entstanden sind — wohin die letzteren — das Existieren von Geschöpfen nach Darwinscher Auffassung auf mindestens 10000 Jahre angenommen — erst in 60000 Jahren gelangen würden. Nun sind ähnliche Fälle der Kurzsichtigkeit und kürzeren Lebensalters durchaus keine Ausnahme, sondern kommen, wie früher nachgewiesen wurde, außerordentlich häufig vor. Wie ich mir das vom Darwinschen Standpunkte aus erklären soll, ist mir nicht verständlich.

Ferner besteht ein Zusammenhang zwischen Fruchtbarkeit und Existenzgefahr. Löwen, Tiger, Elefanten, Raubvögel u. s. w. haben nur ein oder zwei Junge, sind auch in ihrer Existenz wenig bedroht, umgekehrt sind Mäuse, Frösche, Kaninchen, Heringe, wie überhaupt Fische und Ungeziefer außerordentlich fruchtbar. Sie haben aber auch alle zahllose Feinde. Auch der Hase gehört hierher, von dem es schon in dem schönen Liede heißt: alles, alles will mich fressen. Vom Darwinschen Standpunkte aus ist dieser Zusammenhang ebenfalls unverständlich.

Drittens sei folgendes angeführt. Der Beobachter kann sein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß augenscheinliche Gefahren von wenig intelligenten Tieren vermieden werden, daß z. B. das freilebende Tier keine Giftpflanzen anrührt, das junge Huhn den Warnruf der Mutter versteht, der junge Hund nicht vom Tische hinunterfällt u. s. w. Er findet bei Darwin die Erklärung, daß sich das aus der Vererblichkeit ergebe, indem diejenigen Tiere, die diese Eigenschaft nicht besaßen, zu Grunde gegangen seien. So unwahrscheinlich das klingt, denn es müßte sich doch manchmal Atavismus, also ein Rückschlag zeigen, von dem man nie etwas gehört hat, so widerspricht dem nachstehende Betrachtung. — Man denke, Tiere wandern von einem Land in das andere. Gerade die Migration spielt ja in der Darwinschen Lehre eine große Rolle. Nun wird es sicherlich häufig vorkommen, daß dort

neue Gefahren auftauchen, z. B. Giftpflanzen, die in ihrem Heimatlande nicht wachsen, und daß deshalb unzählige zunächst zu Grunde gingen. Hat man je davon etwas gehört?

Viertens: Es giebt eine Menge Tiere, die Eigenschaften haben, die ihnen höchst nachteilig sind. Alle Edelfalken, z. B. der sehr gewandte und gefürchtete Wanderfalke, überlassen ihre Beute, sobald sie von Schmarotzern angefallen werden, diesen ohne weiteres. Eine Glucke verteidigt sich gegen den Gabelweih, aber der Wanderfalke giebt ihm die Beute heraus! Überhaupt haben alle Tiere Schwächen, die sie im Laufe der Jahrtausende durch Auslese doch endlich überwunden haben sollten. Einige fallen ihrer Neugierde zum Opfer, andere können, wie z. B. der genannte Wanderfalke, keinen Vogel vom Wasser aufheben, der Auerhahn sieht und hört nicht beim Balzen u. s. w. Um ein ganz bekanntes Beispiel herauszugreifen, so müßte man doch annehmen, daß endlich die dummen Tierchen, die Kuckuckseier ausbrüten, ausgestorben seien. Denn da ihre eigene Brut zum Teufel geht, ihre Dummheit also sich nicht weiter vererbt, so müßten endlich nur solche Vögel übrig bleiben, die sagen: Fällt uns garnicht ein, einen Gauch groß zu ziehen. Sie brauchten ja nur das Nest zu verlassen, was sie ja auch häufig ohne weiteres thun, wenn ein Mensch die Eier angefaßt hat. Diese mit der Theorie der Auslese ganz unvereinbare Thatsache, daß trotzdem immer noch Vögel bereit sind, dem Kuckuck die Lasten des Ehestandes abzunehmen, wirft m. E. die ganze Darwinsche Theorie über den Haufen.

Schließlich noch folgendes. Es wird immer mit so großer Emphase von der „Entwickelung" des Menschengeschlechts gesprochen. Findet denn eine solche in Wirklichkeit statt? —

Wer einen unzivilisierten Menschen, z. B. einen Neger, mit einem Kulturmenschen vergleicht, möchte diese Frage für ganz unberechtigt halten. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Auch hier kommen wir eben vom anthropocentrischen Standpunkte nicht weg. Sehr richtig heißt es vom Frosche, daß er den Pfuhl dem goldenen Stuhl vorziehe; warum — weil ihm eben der Pfuhl besser behagt als der Thron.

Nichts ist deshalb lächerlicher, als auf die technischen Fortschritte hinzuweisen und zu sagen: Möchtest Du denn ohne Eisenbahn, ohne Teppiche, ohne Telephon leben? Gewiß nicht, weil ich daran gewöhnt bin. Aber wenn nach hundert Jahren die Leute fliegen können, so vermissen wir es heute

nicht, ebenso wenig wie die alten Griechen und Römer es bedauert haben, daß sie sich keine Zigarre anbrennen konnten.

Dazu kommt folgendes. Wie die Haustiere eine Anzahl von guten Eigenschaften verlieren — kein wildes Tier überfrißt sich z. B., was ein Haustier sehr leicht thut, — so geht es dem Kulturmenschen genau so. Leider ist eine solche Verlustliste der Kulturmenschheit mir bisher nicht zu Gesicht gekommen, es seien hier nur folgende Verluste angeführt:

Wir haben zunächst den Orientierungssinn des Naturmenschen verloren, den noch der Zigeuner besitzt. Groß schreibt darüber folgendes (S. 336):

„Schon Grellmann sagt mit Recht, daß der Zigeuner sich für die Spionage deshalb vortrefflich eigne, weil er ‚sich leicht dingen lasse, dürftig sei, überdies auch nach seinem schiefgestellten Ehrgeiz und Hochmut dadurch eine wichtige Person zu werden glaubt.' Dabei ist wohl auch noch zu erwägen, daß der Zigeuner, der jahrhundertelang oft unter den schwierigsten Umständen, in ihm oft gänzlich unbekannten Gegenden lebte, einen geradezu tierisch hochentwickelten Orientierungssinn erlangt hat. Man muß sich genau vorstellen, was es heißt, einen nur aus der Erzählung bekannten Ort, an dem z. B. von der Bande gestohlen werden soll, aufsuchen, den kürzesten und sichersten Weg wissen, sich zerteilen und finden, mit dem Gestohlenen einen anderen, ebenso sicheren Weg zurückmachen, vielleicht auseinandergesprengt werden und doch zusammentreffen und endlich wieder an einem bestimmten Orte sich vereinen — und das alles ohne Landkarte, ohne Kompaß, ohne lesen zu können, ohne die Einwohner fragen zu dürfen! Und doch leistet das jede Zigeunerbande alle Tage!"

„Als es sich im Occupationsfeldzuge 1878 kurz vor der Einnahme von Serajevo darum handelte, eine Verbindung zwischen der östlich marschierenden Seitentruppe und der längs der Bosna südwärts kommenden Haupttruppe herzustellen, kamen einmal mitten in der Nacht, etwa um zwei Uhr, zwei Husaren zu unseren Vorposten mit Papieren an den Höchstkommandierenden. Die zwei hatten nur die Richtung angezeigt erhalten, in der sie zu reiten hatten und den Auftrag österreichische Vorposten zu finden, die sie zu General v. Philippovic zu weisen hätten. Die zwei Husaren waren gegen Abend fortgeritten (ein Korporal und ein Gemeiner), waren ununterbrochen durch Terrain der schwierigsten Art und überall von den Türken besetzt, gekommen, mußten zweimal Flüsse durchschwimmen und kamen glücklich und in unbegreiflich kurzer Zeit zu uns. Ich fragte den Korporal, wie er denn

in dem Lande, in dem er sein Leben lang nie war, sich so zurechtfinden konnte, und erhielt die bezeichnende Antwort: ‚Ich nix wissen, aber Komerod is Zigeuner.‘ Nun erst sah ich mir den anderen Husaren an und bemerkte beim schwachen Scheine des Lagerfeuers die echte Galgenphysiognomie des unverfälschten Zigeuners, den im Augenblicke meine halbgerauchte Zigarette zehnmal mehr interessierte, als der ganze Feldzug! Wie ich später erfuhr, hat der Zigeuner auch sich und seinen Korporal glücklich wieder zurückgebracht.“

„Wer aber wissen will, wie der Zigeuner überall hin zu finden vermag, der frage dessen Bruder, den Zugvogel, wie er es macht, um in die Heimat und wieder zurückzukommen!“

„Diese für unsere Sinne ganz unfaßbare Fähigkeit, sich überall zurechtzufinden, nie die Richtung zu verlieren, alles zu sehen und zu verwerten, darf man nie aus dem Auge lassen, wenn es sich um die Beurteilung der Frage handelt, ob eine bestimmte That von Zigeunern verübt wurde oder nicht. Es ist beinahe nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: ‚Dem Zigeuner ist alles möglich‘, woferne man das ‚alles‘ darauf einschränkt: ‚was mit einer zum äußersten gesteigerten List, Gewandtheit, Keckheit, Verschlagenheit und Begehrlichkeit erreicht werden kann.“

Daß Neger und andere Naturvölker denselben Sinn besitzen, wird oft von Reisenden erwähnt.

Der großen Heilkraft, die Naturmenschen besitzen, war schon früher gedacht worden; von den Negern wird erzählt, daß Schüsse durchs Knie mit Leichtigkeit heilen. Von den Malaien hört man, daß z. B. einer, um zu kleine Stiefel anziehn zu können, sich ohne weiteres beide große Zehen abhackte, wie wenn wir uns die Nägel abschneiden. Was nützen einem denn die gelehrtesten Ärzte, wenn der Körper immer gebrechlicher wird? Es scheint, daß an sich nicht der geringste medizinische Fortschritt stattfindet, indem sofort, sobald eine Krankheit geheilt werden kann, eine neue auftritt, oder eine bekannte schlimmere Folge zeitigt, wie wir es bei der Influenza gesehen haben.

Die Naturmenschen sind vielfach schwindelfrei wie die Affen, während wir keinen Abgrund hinabzuschauen vermögen, ohne in Gefahr zu geraten, hinabzustürzen. Kein wildes Tier hat Zahnschmerzen — von Haustieren behauptet man es von den Pferden. Hunde haben sie sicherlich selten, da sie bei jedem Schmerze sofort heulen. Ebenso selten haben sie die Naturmenschen. Wieviel Leid hat dieses Übel der Kulturmenschheit schon gebracht! Behauptet man doch, daß selbst

der Philosoph die Ruhe verliere, sobald er Zahnschmerzen habe. Indianerinnen können an demselben Tage nach Männerart reiten, an dem sie geboren haben, Weltdamen werden, falls es überhaupt vorkommen sollte, nicht mehr ins Wochen- sondern ins Quartalbett kommen.

Auch unsere geistigen Kräfte zeigen Einbuße. Man hielt es für unmöglich, daß die indischen Gedichte durch das Gedächtnis überliefert seien, da man eben von dem degenerierten Gedächtnis eines Kulturmenschen ausging. Aber man hatte sich gründlich geirrt.

So würde es sehr interessant sein, eine vollständige Verlustliste der „entwickelten" Kulturmenschheit anzufertigen. Da heute sogar noch Haustiere salziges Wasser trinken können, so haben ohne Frage die ersten Menschen das Gleiche thun können, während wir heute auf offenem Meere — mitten in der Fülle — elendiglich verdursten.[1])

Selbst aber, wenn eine Entwickelung im Sinne des Darwinismus existierte, so ist die Frage sehr berechtigt: Was nützt denn eine solche Entwickelung, wenn der Gegner sich auch entwickelt? Was nützt der Taube der schnellere Flug, wenn der Habicht auch schneller fliegt? Was nützt dem kleinen Menschen das Wachsen, wenn alle entsprechend größer, was dem Armen das Geld, wenn alle entsprechend reicher geworden sind. Man kann doch höchstens von einer Verschiebung reden.

Diese Kompensation ist den Naturforschern natürlich nicht entgangen. Häckel spricht sich darüber folgendermaßen aus: (A. a. O. S. 231.)

„Dieselbe innige Korrelation oder Wechselbeziehung zwischen den Geschlechtsorganen und den übrigen Körperteilen findet sich auch bei den Pflanzen eben so allgemein wie bei den Tieren vor. Wenn man bei einer Gartenpflanze reichlichere Früchte zu erzielen wünscht, beschränkt man den Blätterwuchs durch Abschneiden eines Teils der Blätter. Wünscht man umgekehrt eine Zierpflanze mit einer Fülle von großen und schönen Blättern zu erhalten, so verhindert man die Blüten- und Fruchtbildung durch Abschneiden der

---

[1]) Es wird so oft von glaubwürdiger Seite berichtet, daß gewisse Personen in der Lage sind, Wasserquellen zu finden, daß man vermuten möchte, es stecke etwas dahinter. Hierin wird man bestärkt, wenn man hört, daß Paviane häufig, namentlich im Kapland, zum Aufsuchen von verborgenen Wasserquellen benutzt werden. Der Affe besitzt also noch heute diese Gabe, und es scheint so, als ob sie früher allgemein dem Naturmenschen verliehen war.

Blütenknospen. In beiden Fällen entwickelt sich das eine Organ-System auf Kosten des anderen. So ziehen auch die meisten Abänderungen der vegetativen Blattbildung bei den wilden Pflanzen eine entsprechende Umbildung in den generativen Blütenteilen nach sich. Die hohe Bedeutung dieser ‚Kompensation der Entwickelung', dieser ‚Korrelation der Teile' ist bereits von Goethe, von Geoffroy S. Hilaire und von anderen Naturphilosophen hervorgehoben worden. Die direkte oder aktuelle Anpassung kann keinen einzigen Körperteil wesentlich verändern, ohne zugleich auf den ganzen Organismus einzuwirken."

Diese Kompensation, die in der That vorhanden ist, stellt nun aber den Wert der ganzen Entwickelung in Frage. Und wenn wir heute sehen, daß drei viertel der Kulturmenschen Ausschußware sind, entweder nervös oder zuckerkrank sind oder an Schlaflosigkeit leiden, so kann man wirklich fragen, ob wir so stolz auf unsere Fortschritte sein dürfen.

Daß die Erkenntnis nicht glücklicher macht, ist eine uralte Einsicht. Der Baum der Erkenntnis, das verschleierte Bild zu Sais u. a. predigen zu laut diese Weisheit. Welche Resignation liegt in dem Bekenntnis eines Kulturmenschen: In der Kindheit ist man am glücklichsten, nur da weiß man es nicht. — Und wie viel verständige Menschen giebt es, die gern noch einmal auf die Welt kommen möchten. Ich habe bisher noch keinen solchen kennen gelernt.

Mit dieser Erkenntnis einer bestehenden Kompensation wird aber dem Pessimismus ein zu großes Zugeständnis gemacht, und das darf nicht sein. Deshalb wird an einer anderen Stelle das Gesetz der unbeschränkten Anpassung verkündet (Häckel a. a. O. S. 236).

„Ein achtes und letztes Anpassungsgesetz können wir als das Gesetz der unbeschränkten oder unendlichen Anpassung bezeichnen. Wir wollen damit einfach ausdrücken, daß uns keine Grenze für die Veränderung der organischen Formen durch den Einfluß der äußeren Existenz-Bedingungen bekannt ist. Wir können von keinem einzigen Teil des Organismus behaupten, daß er nicht mehr veränderlich sei, daß, wenn man ihn unter neue äußere Bedingungen brächte, er durch diese nicht verändert werden würde. Noch niemals hat sich in der Erfahrung eine Grenze für die Abänderung nachweisen lassen. Wenn z. B. ein Organ durch Nichtgebrauch degeneriert, so geht diese Degeneration schließlich bis zum vollständigen Schwunde des Organs fort, wie es bei den Augen

vieler Tiere der Fall ist. Andrerseits können wir durch fortwährende Übung, Gewohnheit und immer gesteigerten Gebrauch eines Organs dasselbe in einem Maße vervollkommnen, wie wir es von vornherein für unmöglich gehalten haben würden. Wenn man die unzivilisierten Wilden mit den Kulturvölkern vergleicht, so findet man bei jenen eine Ausbildung der Sinnesorgane, Gesicht, Geruch, Gehör, von der die Kulturvölker keine Ahnung haben. Umgekehrt ist bei den höheren Kulturvölkern das Gehirn, die Geistesthätigkeit in einem Grade entwickelt, von welchem die Wilden keine Vorstellung besitzen."

Obwohl der Wanderfalke immer noch nicht seine Beute vom Wasser aufzunehmen gelernt hat, der Habicht immer noch von oben stoßen muß, obwohl es für ihn viel bequemer wäre, es auch von unten zu können, oder um ein allen bekanntes Beispiel zu wählen, der Sperling in Jahrtausenden sein jämmerliches Fliegen nicht verbessert hat, trotzdem er wie der Hase (cf. den Anfang dieses Kapitels) auf dem Standpunkte der Entwickelung steht, den wir erst in 60000 Jahren erreichen können, so wird uns doch zugemutet, daß wir diese unbegrenzte Anpassungsfähigkeit unbesehen glauben sollen.

Das Gesetz der Kompensation existiert wirklich, und es ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit der im vorigen Kapitel vertretenen Behauptung, daß hervorragende Sinnesschärfe mit dem Verlust der normalen Schärfe eines anderen Sinnes kompensiert wird. Man kann als ziemlich sicher annehmen, daß ausgezeichnet riechende Tiere schwache Augen haben und umgekehrt.

Es war das durch eine prozentuale Bewertung der einzelnen Sinne veranschaulicht. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei ausdrücklich noch auf folgendes aufmerksam gemacht.

Vorhin war auf den Orientierungssinn der Zigeuner und ihre unglaublichen Leistungen als Spione hingewiesen. Diesen Sinn haben wohl alle Tiere. Ob Vögel bei ihrer vorzüglichen Sehschärfe auch noch diesen Sinn besitzen, kann allerdings zweifelhaft sein. Jedenfalls könnte man schwerlich etwas dagegen einwenden, wenn jemand diesen Sinn als sechsten aufzählte.

Außerdem haben viele Tiere, namentlich Hunde, nicht bloß diesen Orientierungssinn, d. h. sie finden einen Ort, an den sie gelangen wollen, auf geradem Wege, sondern sie haben auch noch einen Lokalsinn, der uns Menschen völlig mangelt, d. h. sie behalten die Lage der Gegenstände, mit denen sie in

Berührung gekommen sind, genau im Gedächtnis. Ein total erblindeter Hund, den Verwandte von mir jahrelang besaßen, rannte mit großer Geschwindigkeit in den Zimmern umher, ohne je an feststehende Möbel anzustoßen. Wurden sie jedoch verschoben, so lief er dagegen. Die Herrin des Hauses wollte deshalb nicht gern ihre Nähmaschine benutzen, da sie zu diesem Zwecke von ihrem alten Platze fortgenommen werden mußte. Geschah das, so rannte der Hund gewöhnlich mit großer Vehemenz dagegen.

So muß denn auch die Behauptung mit dem einen Grundsinn richtig verstanden werden; es soll nur heißen: ceteris paribus und sich nur auf den Menschen und die genannten Tierarten beziehen.

Denn bei anderen Tieren liegt die Kompensation zwar ebenfalls vor — dieses Grundgesetz ist wohl unbestritten — aber es sind häufig zwei Sinne mehr entwickelt als bei den Menschen. So können Fledermäuse besser hören als Menschen, und ihr Tastgefühl ist derartig fein, daß blinde Fledermäuse beim Fluge nirgend anstoßen. Ihre Augen sind dafür so miserabel, daß sie nur hell und dunkel unterscheiden können.

Bedenkt man ferner, daß von etwa 9000 Fischarten nur 52 Töne von sich geben, so scheint es sehr wahrscheinlich zu sein, daß Fische taub sind. Zwar berufen sich schon die alten Römer zum Beweise des Gegenteils darauf, daß man die Fische im Teich durch ein Geräusch zum Heranschwimmen veranlassen kann, aber es fragt sich doch sehr, ob hier nicht die Erschütterung die Rolle der Verständigung spielt. Denn auch die Fische sollen ein unglaublich feines Gefühl besitzen. — Wohl weiß jeder Angler, daß man beim Angeln nicht sprechen soll, aber es fragt sich doch, ob nicht die mit jedem Geräusch verbundene Erschütterung der Luft das Wesentliche ist, was die Fische merken.

Auch bei der Verteilung der Waffen spielt die Kompensation eine große Rolle. Wenn man auf einem Bilde einen Löwen mit Hörnern sieht, so weiß man, daß es ein Phantasiegemälde ist. Nach der Descendenztheorie wäre es sehr naheliegend, daß jetzt alle Löwen gehörnt umherlaufen, denn einer mit Hörnern wird doch sicher besser durch die Welt kommen als einer ohne. Es ist jedoch ein augenscheinliches Gesetz, daß die Natur überall bei der Ausrüstung mit der größten Sparsamkeit vorgeht und jedem Individuum nur so viel mitgiebt, als es unbedingt zur Existenz braucht. Kein Tier mit einem scharfen Gebiß hat obendrein noch Hörner, und umgekehrt hat kein Tier mit Hörnern ein scharfes Gebiß. Der

Darwinismus steht dieser Thatsache gegenüber in Verlegenheit da, denn mit seinen Prinzipien ist sie unvereinbar.

Gerade das von Häckel proklamierte Gesetz der Kompensation läßt die Frage, ob in Wirklichkeit eine Entwickelung stattgefunden hat, in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen. Natürlich wird kein Mensch so thöricht sein und bestreiten wollen, daß wir heute im Vergleich zu den herumschweifenden Horden einen gewissen Fortschritt gemacht haben. Das ist offenkundig. Aber gegenüber den überschwänglichen Lobpreisungen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, soll doch darauf hingewiesen werden, daß dazu wenig Anlaß vorliegt.

Alle Übel nehmen nur eine andere Form an. Früher hatte der Schwache zu leiden, heute der Dumme. Früher starb man an Hunger, heute nimmt man sich das Leben, weil man seine Stellung oder das Vermögen verloren hat. Die Kriege haben sicherlich nicht soviel Unheil verursacht, wie heute manche Industriethätigkeit, z. B. die Beschäftigung mit Quecksilberarbeiten. Oder man denke an die elenden Knaben, die in den Schwefelgruben Siciliens geistig und körperlich dahinsiechen! —

Wie könnte man sich auch anders die Sehnsucht des Kulturmenschen nach der Natur erklären. Rosegger sagt vielleicht nicht ohne Grund: Jetzt kommen die Großstädter nur im Sommer aufs Land, später werden sie ganz dort bleiben. Ein begeisterter Anhänger von Rousseaus bekannter Aufforderung schien jener Oberförster zu sein, der den Ausspruch that: Lieber ein frierender Wolf im Walde als ein Kommerzienrat in der Stadt.

Ein Loblied auf die Kulturmenschheit enthält auch nachstehendes Lied nicht, das kürzlich ein Deutscher in Afrika vor seinem Tode niedergeschrieben hat, in dem es heißt:

Rauh und ruhlos war mein Leben,
Fremd war Weib mir, Heim und Herd;
Schön wars! — Eines Weichlings Dasein
Schien mir nie begehrenswert.
Frei lebt ich im freien Urwald
Mit der Büchse, meiner Braut,
Sie im Arme hab ich trotzig
Der Gefahr ins Aug' geschaut.
Städte waren mir zuwider u. s. w.

Es mußte auf diesen Punkt deshalb näher eingegangen werden, weil in unbegreiflicher Verkennung das Leben des Höhlenmenschen als ein höchst klägliches geschildert wird. Da nun Homer den Polyphem sehr guter Stimmung sein

läßt, so könnte man schon aus diesem Grunde an ein Phantasiegemälde glauben. Das trifft jedoch keineswegs zu. Der Höhlenbewohner war ohne Zweifel keinen Deut unglücklicher als wir. Betrachten wir doch einmal die Kehrseite unserer heutigen Zustände. Täglich nehmen sich eine Anzahl Menschen das Leben — und doch gewiß nicht zu ihrem Vergnügen. Das kam sicherlich bei den ersten Höhlenbewohnern nicht vor. In den Großstädten plagen sich Unzählige im Schweiße ihres Angesichts ihr lebenlang, um die Miete zu erschwingen — ein Begriff, von dem jene glücklicherweise gar keine Vorstellung hatten. Polizeiberichte und Gerichtsverhandlungen enthüllen täglich unsagbar viel Unglück. Hier mögen aus den letzten Tagen (August 1900) folgende Zeitungsnachrichten ihre Stelle finden.

1) Sterbend aufgefunden wurde Sonntag Nachmittag von einem Schutzmann ein etwa 60 Jahre alter Mann in einem Neubau an der Greifswalderstraße, wo er vermutlich Zuflucht gesucht hatte. Sein Zustand spottete jeder Beschreibung. Der ganze Körper war mit zum Teil bis auf die Knochen reichenden Wunden bedeckt, in denen sich bereits Würmer eingenistet hatten. Die Polizei ließ den Unglücklichen einem Krankenhause zuführen, wo er wenige Minuten nach der Einlieferung starb.

2) Ein Knabe, Sohn eines Lehrers, erschießt sich, weil er trotz Nachhülfestunden sein Ziel nicht erreichen kann. — Welche Fülle von Leid enthalten diese wenigen Zeilen.

3) Ein Vater, der sein Kind haßt. Schutz vor rohen Eltern!

Vor einigen Wochen erst — schreibt die Zeitung — konnten wir über die greulichen Mißhandlungen berichten, die ein kleines Mädchen von seinem eigenen Vater zu erdulden hatte, und schon hat das Vorgehen des Unmenschen vor Gericht seine Ahndung gefunden. Damit ist wohl in einem einzelnen krassen Fall der Gerechtigkeit Genüge geschehen, keineswegs aber die von uns so oft aufgeworfene Frage gelöst worden: „Wie schützt man Kinder vor den Rohheiten ihrer Eltern?“ Daß unser fortwährendes Hinweisen auf dieses Thema nicht wirkungslos geblieben ist, beweist die Thatsache, daß der gestrigen Verhandlung der Geschäftsführer des „Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung“ beiwohnte. Der Verein wird versuchen, das unglückliche Kind in seine Obhut zu bekommen.

Unter der Anklage der schweren Körperverletzung seiner zehnjährigen Tochter Martha wurde der Bauarbeiter B. aus

der Untersuchungshaft vorgeführt — Vor zwei Jahren hatte bereits der Angeklagte dem harmlos auf dem Hofe spielenden Kind ohne Veranlassung einen so wuchtigen Schlag mit einem Spatenstiel über den Arm versetzt, daß der Knochen brach. Er erhielt für diese Unthat ein Jahr Gefängnis. Im Oktober v. J. hatte er diese Strafe verbüßt.

Jetzt hatte er wiederum, wie seine Tochter, ein niedliches, zartgebautes Mädchen, bekundete, sein Kind derartig geohrfeigt, daß es hingeschlagen war. Hiermit nicht zufrieden, hatte er mit dem Fuße, der mit einer schweren Holzpantine bekleidet war, nach dem Gesicht seiner Tochter gestoßen. Er traf sie auf den Mund, wodurch die Oberlippe platzte und ihr zwei Vorderzähne ausgeschlagen wurden. Der Gerichtshof hielt eine Gefängnisstrafe von einem Jahre für diese Roheit am Platze.

Nun frage ich, hätte dieser auf der Straße gestorbene Mann oder hätten diese Kinder es als Höhlenbewohner annähernd so schlimm gehabt? Das Gegenteil ist anzunehmen, denn diese stehen den Affen näher und die Äffinnen sind wegen ihrer überschwänglichen Mutterliebe allgemein bekannt.

Man vergleiche mit dieser entsetzlichen Roheit der Kulturmenschen gegen ihre eigenen Kinder, wie sie leider weit verbreitet ist — es kommen noch viel schlimmere Fälle vor —, das Verhalten des gemeinsten und scheußlichsten Affen, des Pavians. Brehm schildert folgenden Vorfall (Bd. I S. 186). „Ein guter Teil der Herde war bereits am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse jedoch noch zurück. Unsere Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, warfen sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wütend funkelnden Blicken an, daß die sonst so mutigen, kampflustigen Tiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe und es gelang uns, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdes den andern nachgefolgt."

„Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich

nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unsern vortrefflichen Tieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können, allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom anderen Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützlinge ruhig ziehen ließen. Die mutige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nahe genug zur Zielscheibe bot."

So verschieden verhalten sich der Großstädter und der Pavian zu ihren Kindern. Was sagt doch gleich Professor Kuntze: „Mit Ekel wendet man sich hinweg von einem Standpunkt, von welchem aus nicht erkannt wird, wie himmelweit verschieden die Gesetze der unfreien vernunftlosen Natur von dem Sittengesetze freier Vernunftwesen sind." — Stolz liebe ich den homo sapiens!

X.

Gorilla und Orang-Utan.

Im nachstehenden ist eine Schilderung des Äußern und der Lebensweise von Gorilla und Orang-Utan nach Brehm gegeben.

Wenn sich auch die Erzählungen Du Chaillus von der fürchterlichen Gefährlichkeit des Gorilla als übertrieben herausgestellt haben, so bleibt doch immer noch soviel als feststehend übrig, daß man es mit einem Geschöpf von Riesenstärke zu thun hat. Es heißt dort (Bd. I S. 58)

Vor mehr als 2000 Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte zu dem Zwecke aus, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen Tausende von Männern und Frauen zu diesem Behufe von

Karthago aus, versehen mit Nahrung und allen zum Wirtschaften dienlichen Gegenständen. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem wohlbekannten Werke (dem Periplus Hannonis) der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra Leone bereits hinter sich, als dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mitteilung, welche auch für uns von Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken verteidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie töten, wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno unter den wilden behaarten Menschen nur einen Menschenaffen meinen kann, und wenn er auch vielleicht den Schimpansen vor Augen gehabt hat, sind wir doch berechtigt, den riesigsten aller Affen Gorilla zu nennen.

Der Gorilla, Ndschina, Nguyala, Mpungu der Eingeborenen (gorilla gina, simia, pithecus, satyrus, troglodytes und chimpanza gorilla, gorilla und troglodytes savagei), einziger Vertreter der Gattung Gorilla, ist kaum kleiner, aber bei weitem breitschultriger als ein starker Mann. Laut Owen, der zuerst eine ausführliche Abhandlung über den Gorilla geschrieben hat, beträgt nach den von Savage und Du Chaillu eingesandten Stücken beim Männchen die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel 1,65 m, die Breite von einer Schulter zur andern 95 cm, die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammengenommen 1,08 m, die der Vorderglieder 1,08 m, der Hinterglieder bis zur Ferse 75 cm, bis zur Spitze der Mittelzehe aber 1,5 m. Doch wird es noch größere männliche Gorillas geben, denn von Koppenfels

hat die Höhe eines frisch geschossenen zu 1,90 bestimmt, und auch R. Hartmann giebt größere Maße an.[1]) Die Weibchen sind kleiner. Die Länge und Stärke des Rumpfes und der Vorderglieder, die unverhältnismäßige Größe der Hände und Füße sowie die durch Bindehaut größtenteils vereinigten mittleren Finger und Zehen sind die bezeichnendsten Merkmale. Der Umriß des Kopfes bildet von dem stark hervortretenden Augenbrauenbeine an nach dem Scheitel zu anfänglich eine etwas eingesenkte, später sanft gewölbte Linie, steigt am Scheitel auf und fällt nach dem Nacken zu gerade ab. Der Brauenbogen wird durch die aufliegende dicke Haut und starke Behaarung noch weiter vorgerückt und läßt das nicht große, dunkelbraune Auge um so tiefer zurücktreten. Die Nase ist flach gedrückt, in der Mitte der Länge nach eingebuchtet und an ihren Flügeln sehr verbreitert, tritt aber der weiten, schief nach vorn und oben geöffneten Nasenlöcher halber, an ihrer Spitze merklich hervor; sie liegt in recht verschiedenen Abständen von den Augen, wodurch die meisten, von struppigem Haar umrahmten Gorillaphysiognomien ein unleugbares individuelles Gepräge erhalten. Das breite Maul wird durch dicke Lippen geschlossen, welche minder beweglich sind als bei anderen Menschenaffen, mehr mit denen des Menschen übereinstimmen und ebenfalls auffällige individuelle Verschiedenheiten zeigen. Das Kinn würde seiner Kürze halber zurücktreten, wäre nicht der ganze Unterteil des Gesichtes vorgeschoben. Das ziemlich weit nach hinten, in gleicher Höhe mit den Augen gelegene Ohr ist verhältnismäßig kleiner als das des Schimpansen, jedoch vergleichsweise größer als das des Menschen, diesem ähnlicher als das irgend eines anderen Affen, Leiste wie Gegenleiste, Ecke wie Gegenecke wohl entwickelt und selbst ein zwar kleines, aber entschieden hängendes Läppchen vorhanden. — Der Rumpf selbst fällt ebensowohl durch seine außerordentliche Stärke wie seine, im Vergleiche zu dem des Menschen, unverhältnismäßige Länge auf; der mächtige Brustkasten ist ungemein geräumig, die Schulterbreite fast unmäßig, der Rücken sanft gebogen, ohne daß die Schulterblätter hervortreten, der Bauch allseitig gewölbt. Die Glieder unterscheiden sich

[1]) Während des Druckes war in der Berliner Geweihausstellung ein im Hinterlande von Kamerun geschossener Gorilla zu sehen. Bei der Betrachtung dieses kolossalen Untieres, das lebend 2,07 m hoch und vier Zentner schwer gewesen sein soll, hatte ich nur den einen Wunsch, daß alle Leser sich dieses höchst merkwürdige Geschöpf der Natur ansehen möchten, es würde ihnen dann die Entstehung des Polyphemmythus sehr einleuchtend sein. Da dem Affen künstliche Augen eingesetzt waren, ließ sich die Rundäugigkeit leider nicht feststellen.

wesentlich von denen des Menschen durch die gleichmäßige Stärke ihrer einzelnen Teile, indem dem Oberarme die Anschwellung, dem Schienbeine die Wade gänzlich fehlt. Verhältnismäßig ist der Oberarm länger, der ganze Arm aber kürzer als bei anderen Menschenaffen, unter Berücksichtigung der Rumpflänge vergleichsweise nicht viel länger als beim Menschen, obgleich dies, der verhältnismäßig kurzen Beine halber, den Anschein hat. Der Unterarm geht ohne erhebliche Verschmächtigung in die ebenso kurze wie breite und dicke, wegen ihres langen Tellers ausgezeichnete Hand über, deren drei überaus dicke und kräftige, gleichsam geschwollene Mittelfinger bis zu dem dritten Gliede durch eine Bindehaut vereinigt sind, also höchstens zwei Glieder frei bewegen können, und Nägel tragen, welche zwar denen der Menschenhand an Größe gleichkommen, im Verhältnisse zu den Fingern aber klein erscheinen; der Daumen ist wie bei allen Menschenaffen schwach und kurz, kaum halb so lang als jeder andere Finger. Mit denen der Verwandten verglichen, erscheinen der Oberschenkel stark, der Unterschenkel dagegen ebenso kurz als schwach, der Fuß kurz und unförmlich breit, die an ihrer Spitze verbreiterte, sehr bewegliche Daumenzehe, welche unter einem Winkel von 60 Graden zu den anderen steht, verhältnismäßig stark und lang, die übrigen Zehen, unter denen die dritte die längste, die letzte sehr verkürzt ist, und deren zweite bis vierte unter sich ebenfalls größtenteils durch Haut verbunden sind, jener gegenüber kurz und schwach. Das am Nacken, Schultern, Hüften leicht gewellte, sonst straffe aber ziemlich lange und zottige Haar läßt das Vordergesicht, nach oben bis zu den Augenbrauen, seitlich bis zur Mitte der Jochbogen, nach unten hin bis zum Kinne, das Ohr, die Hand und den Fuß seitlich und, soweit Finger und Zehen nicht vereinigt sind, auch unten gänzlich frei. Dagegen bekleidet es ziemlich regelmäßig den übrigen Leib, Oberkopf, Nacken, Schultern, Oberarme, sowie Ober- und Unterschenkel, wo es manchmal 10 cm und darüber lang wird, am dichtesten, Brust und Bauch am spärlichsten, ist bei alten Tieren aber auch auf Mittel- und Unterrücken gewöhnlich abgerieben und hat, mit Ausnahme des Unterarmes, seinen Strich von vorn und oben nach hinten und unten, am Unterarme dagegen von unten nach oben. Alle nackten Teile haben graulich schieferschwarze, die mit Haaren bekleideten Hautteile dunkel lederbraune, die Haare dagegen verschiedene, schwer zu beschreibende Färbung. Ein düsteres Dunkelgrau, hervorgebracht durch wenige rötliche und viele graue Haare herrscht vor; die

Mischung beider Farben wird gleichmäßiger auf Oberkopf und Nacken, weshalb diese Teile deutlich graurot sogar fuchsig aussehen; auf dem Rücken kommt mehr das Grau, an den inneren Schenkelseiten das Braun zur Geltung. Einige schmutzig-weiße Haare finden sich am Gesäße. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht, außer durch Größe und Kopfbildung, alte und junge nicht wesentlich, nur besitzt der junge Gorilla die allen unentwickelten Tieren eigenen unproportionierten Formen.

Die Zähne sind sehr kräftig, die Eck- und Hundszähne kaum weniger als bei Raubtieren entwickelt; der hinterste untere Backenzahn zeigt drei kleine äußere und zwei innere Höcker, nebst einem hinteren Anhange. Das Gerippe entspricht hinsichtlich seiner Massigkeit der Größe des Tieres. Der ungeheure Schädel fällt besonders auf durch die Länge und Schmalheit des seitlich sehr zusammengedrückten, hinten eckig vortretenden, innen kleinen d. h. wenig geräumigen Hinterteils, den mächtig entwickelten Scheitelkamm des Männchens, der diesem selten, dem Weibchen stets fehlt, durch die weit vortretenden Brauen und Jochbogen und den riesigen Unterkiefer, der von 13 Rippenpaaren umschlossene Brustkasten durch seine Weite, das Arm- und Handgerüst durch seine gewaltige Stärke. Nach Huxlei und R. Hartmann ist das Skelett des Fußes nicht das einer hinteren Hand, sondern das eines echten Greiffußes mit sehr beweglicher, langer und dicker großer Zehe, die beim Klettern treffliche Dienste leistet.

Noch ist es nicht möglich, den Verbreitungskreis des Gorilla genau anzugeben. Er scheint bloß in einem verhältnismäßig kleinen Gebiete Westafrikas, und zwar Unterguineas, heimisch zu sein. Bisher ist er in den etwa zwischen dem Gleicher und dem fünften Grade südlicher Breite gelegenen Küstenländern sowie in den westlichen Teilen des angrenzenden Gebirges beobachtet worden. Da er ein Waldbewohner ist, wird er nicht weiter südwärts bis zum Kongo, auch nicht in den jenseits des Gebirges liegenden Landschaften, wahrscheinlich aber nordwärts von den Ogowe- und Gabunländern mindestens bis in das Kamerungebiet verbreitet sein, soweit sich die regen- und darum waldreichere Zone erstreckt. Vielleicht kommt er auch noch in gleichbegünstigten Gegenden Oberguineas vor.

Koppenfels ist bis jetzt der einzige Europäer, der nachweislich Gorillas in der Wildnis beobachtet und eigenhändig erlegt hat. Er bestätigt viele der Angaben, die

andere, besonders Reade, nach Hörensagen berichtet haben, und ergänzt sie nach eigenen Erfahrungen.

„So unglaublich es auch klingen mag, so kann ich doch versichern, daß selbst unter den jagdliebenden Buschbewohnern kaum ein Drittel der Bevölkerung jemals einen Gorilla in der Wildnis zu Gesicht bekommen hat. Der Gorilla lebt, bis auf die alten hypochondrischen Männer, im engeren Familienkreise und treibt sich des großen Verbrauches an Nahrung wegen nomadisierend umher, indem er da nächtigt, wo er sich bei Anbruch der Dunkelheit gerade befindet. Er baut also jeden Abend ein neues Nest und errichtet dies auf gesunden, schlank gewachsenen, nicht viel über 0,3 starken Bäumen in einer Höhe von 5—6 m. Dasselbe ist storchartig in der ersten Abzweigung stärkerer Äste aus grünen Reisern angelegt. Die Jungen und, wenn diese noch der Wärme bedürfen, auch die Mutter pflegen darauf der nächtlichen Ruhe, wogegen der Vater zusammengekauert am Fuße des Stammes, mit dem Rücken daran gelehnt, die Nacht verbringt und so die Seinigen vor dem Überfalle des Leoparden beschützt. In der trockenen Jahreszeit, wenn ihm Wasser und Nahrung im tiefen Innern der Wälder knapp zu werden beginnen, sucht er die Pflanzungen der Eingeborenen heim, dort nach Affenart große Verwüstungen anrichtend. Die Eigentümer stellen dann Wachen aus, und es gelingt in den meisten Fällen, ihn durch wiederholtes Abfeuern der Flinten zu verscheuchen. Zuweilen kommt es jedoch vor, daß alte Gorillamänner im Bewußtsein ihrer herkulischen Kraft, im Vertrauen auf ihre äußerst scharfen Sinne, vom Hunger getrieben, sich dadurch nicht stören lassen, sondern nächtlicher Weile ihre Verwüstungen fortsetzen. Die Geschädigten sehen sich dann wohl oder übel genötigt, dem Nimmersatte aufzulauern oder nachzustellen, um ihn unschädlich zu machen. Dies gelingt ihnen in den seltensten Fällen, da der schlaue Bursche die ernste Absicht seiner Verfolger bald herauswittert und sich auf einige Zeit empfiehlt."

„Sofern er unbehelligt bleibt, greift der Gorilla den Menschen nicht an, meidet vielmehr dessen Begegnung. Wird er jedoch überrascht, so richtet er sich auf, stößt aus tiefer Brust ein nicht wiederzugebendes, kurz abgebrochenes, bald rollendes, bald grunzendes Gebrüll aus und bearbeitet mit seinen Riesenfäusten die gigantische Brust, wobei unter Zähnefletschen und einem unendlich boshaftem Ausdrucke des Gesichtes sich seine Haare auf Kopf und Nacken

vibrierend sträuben. Ein wütender alter Gorilla bietet einen Furcht erweckenden Anblick. Reizt man ihn nicht und zieht sich bei guter Zeit allmählich zurück, noch bevor seine Wut ihren Höhepunkt erreicht, so glaube ich nicht, daß er zum Angriff schreiten würde. Sollte man aber das Unglück haben, ihn nur leicht zu verwunden, dann freilich bin ich, ohne es selbst erlebt zu haben, fest überzeugt, daß er den Schützen annimmt, und wehe diesem, wenn ihm nicht sofort eine zweite Kugel zu Gebote steht! Ein Fliehen ist ihm gegenüber unmöglich, eine Verteidigung mit anderen als Schußwaffen ein Unding."

„Soviel ich zu beobachten Gelegenheit fand, lebt der Gorilla von Vegetabilien. Die Jungen zeigen aber in der Gefangenschaft eine ganz besondere Vorliebe für animalische Kost; es läßt sich daraus schließen, daß sie auch in der Wildnis Fleisch sowie Eier nicht verschmähen. Der Gorilla ist mit dem Schimpansen, sofern man ihn nur einmal gesehen, nicht zu verwechseln. Abgesehen von der weit überragenden Größe, der robusteren Gestalt, hat er eine im Alter zunehmende graue Haarfärbung. Seine Gesichtsfarbe ist jedoch von der Jugend bis zum Alter schwarz; bei den Schimpansen verändert sie sich mit den Spielarten und dem Alter. Die gesamte Muskulatur des überaus massigen Körpers des Gorillas ist, bis auf die allen Affen fehlenden Waden, zur Unförmlichkeit ausgebildet, und sofern ich mir eine solche Kraftvergleichung erlauben darf, würde ich, seine zwar unbeholfen erscheinende, in der That aber große Gewandtheit mit in Anschlag bringend, auf ihn gegen einen starken Bären wetten. Die Eingeborenen benennen ihn verschieden. Die Mpongwe, Orunku, Kama, Galloa: ‚Ndschina'; die Mpongwe (Fan oder Pan, wie sie sich selbst nennen) geben ihm den Namen ‚Nguyala'."

Seinen ersten Gorilla erlegte H. von Koppenfels am Weihnachtsfeste 1874. Er hatte sich unfern von einem Ibabaume angestellt, dessen Früchte die Gorillas sehr lieben, und wo er von ihnen frisch angebissene gefunden hatte. „Eine Stunde wohl mochte ich vergeblich gewartet haben. Die Schatten der hereinbrechenden Nacht wurden bemerkbar; die Moskiten fingen an, mich empfindlich zu peinigen, und ich wollte bereits den Platz verlassen, als ein leichtes Brechen in der Gegend des Ibabaumes vernehmbar wurde. Hinter meinem Stamme hervorlugend, gewahrte ich dort eine Gorillafamilie sorglos mit den Früchten beschäftigt. Sie bestand aus den beiden Eltern und zwei im Alter verschiedenen

Jungen, das menschliche Alter zum Maßstabe genommen, konnte das ältere sechs Jahre, das jüngere ein Jahr alt sein. Es war rührend anzusehen, mit welcher Liebe das Weibchen um das Jüngste besorgt war. Der Vater hingegen kümmerte sich um nichts als um Stillung des eigenen Hungers. Die besseren Früchte mochten wohl aufgezehrt sein, als das Gorillaweibchen mit außerordentlicher Behendigkeit den Stamm erklomm und die reifen Früchte herunterschüttelte."

„Der männliche Gorilla begab sich nun kauend zum nahen Wasser, um zu trinken. Ihn hatte ich keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Die Erzählungen Du Chaillus und die märchenhaft übertriebenen der Eingeborenen hatten beim Erscheinen der Tiere in mir eine große Erregung hervorgerufen. Diese verschwand indes, als der Gorilla nahe am Rande des Wassers mit einem Male Unruhe zu erkennen gab und in geduckter Stellung nach dem Baume sicherte, der mich verbarg. Zu spät jedoch witterte[1]) er den nahen Feind, denn ich verfolgte bereits jede seiner Bewegungen mit der Büchse im Anschlage. Wenige Augenblicke genügten, das mich unbeweglich anäugende Wild aufs Korn zu nehmen. Der Schuß krachte. Noch bevor der Pulverrauch sich verzog, hatte ich eine neue Patrone in den Lauf geführt, so den Angriff des Tieres erwartend. Mein schwarzer Begleiter stand zitternd hinter mir, ein zweites Gewehr in der Hand. Es erfolgte jedoch kein Angriff, der männliche Gorilla war tötlich getroffen auf das Gesicht gestürzt. Die Jungen flüchteten, einmal kurz aufschreiend, in das Dickicht; die Mutter sprang aus beträchtlicher Höhe vom Baume zur Erde und eilte ihnen nach. Sie zu schießen, vergaß ich in der Aufregung. So hatte mir das Jagdglück zur Zeit, in welcher man bei uns die Weihnachtsbäume anzündete, ein prächtiges Christgeschenk zu teil werden lassen."

Nicht lange darauf schoß Koppenfels bei einer zufälligen Begegnung den stärksten Gorilla, den er überhaupt erlegt hat. Er war, von seinen Trägern gefolgt, im Walde einen schmalen Wildwechsel entlang gegangen. „Plötzlich

---

[1]) Koppenfels spricht von einem „Wittern" des Tieres, was bei einem Jäger sehr nahe liegt. Das ist nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich. Auch der von ihm gebrauchte Ausdruck Sichern d. h. doch also das aufmerksame und unablässige Betrachten eines dem Wilde verdächtigen Gegenstandes läßt eher das Gegenteil annehmen. — Ausschlaggebend wäre, ob man bei der Jagd auf Gorillas auf die Windrichtung achten muß — wie bei Hirschen u. s. w. — oder nicht. Davon erzählt Koppenfels leider nichts.

ertönte hinter mir ein Schrei des mir zunächst gehenden Galloa, und unter dem Zurufe: ‚Gieb acht, Herr, ein großer Gorilla!' warfen die feigen Burschen ihre Last fort und liefen davon. Ich war durch den Ruf bestürzt und gewahrte erst, als seitwärts ein dumpfes Grollen hörbar wurde, eine dunkle Masse kaum 15 Schritt vor mir sich riesenhaft aufrichten. Es war der größte Gorilla, den ich je gesehen, und der erste, welcher standhielt. Hätte er meine Bestürzung benutzt, ich wäre verloren gewesen. Auf eine Probe, wie lange dieses gegenseitige Anschauen wohl dauern würde, ließ ich es nicht ankommen. Als ich die Doppelbüchse hob, wurde das rollende Gebrüll bellender; das Trommeln auf der Brust wurde schneller; die struppigen Kopfhaare sträubten sich zitternd, und es schien als wollte mein schreckliches Gegenüber zum Angriffe übergehen. Hätte ich mich bei guter Zeit vorsichtig zurückgezogen, würde der Gorilla, davon bin ich überzeugt, mich nicht angenommen haben. Es lag dies indes garnicht in meiner Absicht. Meiner Aufregung Herr geworden, zielte ich ruhig und sicher nach dem Herzen. Nach abgegebenem Schusse schnellte das Tier in die Höhe und fiel, die Arme ausbreitend und sich drehend, auf das Gesicht. Hierbei hatte es eine 5 cm. starke Liane erfaßt, und so mächtig war seine Kraft, daß es mit dieser dürre und grüne Äste zur Erde riß. Sein Gewicht schätzte ich auf 200 kg.; seine Körperlänge betrug 1,9 m."

Der junge Gorilla, den das Berliner Aquarium beherbergte, wird folgendermaßen geschildert (S. 73).

Von allen Anthropomorphen der vornehmste aber ist der Gorilla. Es ist, als habe er ein Adelspatent mit auf die Welt gebracht. Unser etwa zwei Jahre alter männlicher Gorilla hat eine Höhe von fast drei Fuß erreicht. Sein Körper ist bedeckt mit seidenweichem, grau meliertem, auf dem Kopfe rötlichem Haare. Seine derbe, gedrungene Gestalt, seine muskulösen Arme, sein glattes, glänzend schwarzes Gesicht mit den wohlgeformten Ohren, das große, kluge, neckische Auge geben ihm etwas frappant Menschenähnliches. Er würde einem Negerknaben gleichen, wenn die Nase förmlicher gestaltet wäre. Dieser Eindruck steigert sich durch die Unbeholfenheit seines ganzen Wesens; jede seiner Bewegungen läßt mehr einen tölpelhaften Buben als einen Affen erkennen. Wenn er, dasitzend wie eine Pagode, seinen Blick über das ihn anstaunende Publikum schweifen läßt und dann mit nickendem Kopfe plötzlich in die Hände klatscht, hat er sich im Nu die Herzen aller erobert. Er verkehrt gern in großer Gesellschaft,

unterscheidet jung von alt, männlich von weiblich. Gegen Kinder von zwei bis drei Jahren ist er liebenswürdig, er küßt sie gern und läßt sich alles gefallen, ohne jemals von seinen überlegenen Kräften Gebrauch zu machen. Ältere Kinder behandelt er schon schlechter; läßt er sich auch gern auf das Spielen mit ihnen ein, rennt mit ihnen um die Wette um Tisch und Stühle, die er häufig umwirft, dabei in neckischer Weise bald diesem, bald jenem einen Schlag mit der Oberfläche seiner Hand versetzend, so geniert er sich auch nicht im mindesten, mitten im Spiele ein Bein zu erfassen und seine Zähne daran zu probieren. Auf dem Arme von Damen benimmt er sich höchst dankbar, er umarmt sie, und sich an ihre Schultern lehnend, bleibt er gern längere Zeit auf ihrem Schoße. Im allgemeinen Affenkäfig spielt er gern, und hier ist er der unbedingte Beherrscher, selbst der Schimpanse ordnete sich ihm widerstandslos unter. Er behandelte diesen aber ebenbürtiger, indem er ihn fast ausschließlich als Spielgefährten erwählte und ihn, wenn auch manchmal etwas derb, liebkoste, während er rücksichtslos mit dem gemeinen Affengesindel verkehrte. Er packte den Schimpansen, und ihn festhaltend, wälzte er sich mit ihm auf der Erde. Entwischte er ihm, so fiel der Gorilla wie ein ungeschickter Knabe mit vorgestreckten Händen auf die Erde. Sein Gang hat mit dem des Schimpansen viel Ähnlichkeit, er geht auf der Sohle des Fußes, indem er sich wie dieser auf die Außenflächen der Hand stützt. Aber er setzt die Füße mehr auswärts und trägt den Kopf aufrecht mit einer Vornehmheit, die den Eindruck, als gehöre er den höheren Ständen an, hinterläßt. In guter Laune, die ihn übrigens selten verläßt, steckt er die Spitze der roten Zunge aus dem glänzend schwarzen Gesichte, was den negerbubenhaften Eindruck noch erhöht.

Menschenähnlich wie sein ganzes Wesen ist auch die Weise, wie er lebt. Morgens um die achte Stunde erhebt er sich von seinem Lager, setzt sich aufrecht hin, gähnt, kratzt sich an einigen Stellen seines Körpers und bleibt schlaftrunken, teilnahmlos, bis er seine Morgenmilch eingenommen hat, die er aus einem Glase zu trinken pflegt. Nunmehr, ganz ermuntert, verläßt er sein Bett, sieht sich in der Stube um, ob er für seine Zerstörungslust einen Gegenstand findet, guckt zum Fenster hinaus, fängt zu klatschen und in Ermangelung passenderer Gesellschaft mit dem Wärter zu spielen an. Stets muß dieser bei ihm sein. Nicht einen Augenblick bleibt er ganz allein. Mit schrillen Tönen schreit er, wenn er sich von diesem verlassen findet. Um neun Uhr wird er gewaschen, was

ihm wohlgefällt. Mit grunzendem Tone giebt er seiner Freude hierüber Ausdruck. Dem Zusammenleben mit dem Wärter entsprechend, hält er seine Mahlzeiten wie dieser. Zum Frühstücke erhält er ein Paar Wiener, Frankfurter oder Jauersche Würste oder ein mit Hamburger Rauchfleisch, Berliner Kuhkäse oder sonstwie belegtes Butterbrot. Dazu trinkt er am liebsten seine kühle Weiße; höchst originell sieht er aus, wenn er das umfangreiche Glas mit seinen kurzen, dicken Fingern anfaßt, das ihm entfallen würde, wenn er nicht einen Fuß zu Hilfe nähme. Obst ißt er gern und viel, von Kirschen sondert er sorgfältig die Kerne. Um ein Uhr bringt die Frau des Wärters ihm sein Essen. Solange er während des heißen Sommers in meiner Wohnung lebte, erwartete er sehnsuchtsvoll diese Stunde. Er ließ es sich nicht nehmen, die Korridorthür selbst zu öffnen, wenn es klingelte. Erscheint die Frau, so untersucht er die Speisen und nascht gern von dem, was ihm am besten schmeckt. Eine Ohrfeige ist die gewöhnliche Folge seiner Naschhaftigkeit, und artig erwartet er dann, nicht einen Blick von den Speisen wendend, den Beginn der Mahlzeit. Zuerst eine Tasse Bouillon. Im Nu ist diese bis auf die Nagelprobe geleert. Dann giebt es Reis oder Gemüse, vornehmlich Kartoffeln, Mohrrüben oder Kohlrabi mit Fleisch gekocht. Die Frau hält darauf, daß er sich anständig benimmt, und er gebraucht in der That den Löffel schon mit Geschick. Sobald er sich aber unbeobachtet glaubt, fährt er mit dem Munde in die Schüssel. Zum Schlusse ist ihm ein Stück eines gebratenen Huhnes am willkommensten. Er ist kein Kostverächter, was der Wärter ißt, ist auch seine Speise, und an Menge giebt er diesem nicht viel nach. Ist das Essen vorüber, so will er seine Ruhe haben. Ein ein- bis anderthalbstündiger Schlaf macht ihn wieder aufgelegt zu neuem Spiele. Nachmittags erhält er Obst, abends Milch oder Thee und Butterbrot. Um neun Uhr geht er zur Ruhe. Er liegt auf einer Matratze in eine wollene Decke eingehüllt. Der Wärter bleibt bei ihm sitzen, bis er eingeschlafen ist, was bei seinem großen Bedürfnisse nach Schlaf nicht allzu lange dauert. Lieber schläft er mit dem Wärter in einem Bette, wobei er ihn umfaßt und den Kopf auf eine Stelle seines Körpers legt. Er schläft fest die ganze Nacht hindurch und pflegt vor acht Uhr nicht zu erwachen.

Auf diese Weise hat der Gorilla gleichmäßig gelebt und sich so wohl dabei befunden, daß sein Gewicht sich von 31 auf 37 Pfund vermehrt hat. Da plötzlich, vor etwa

14 Tagen, erkrankte er an einer Luftröhrenentzündung, mit der ein starkes Fieber verbunden war. Der sonst so muntere Affe lag teilnahmslos im Bette, hustete und röchelte, daß es ein Jammer war. Dabei verhielt er sich höchst unliebenswürdig, so daß er biß, wenn man ihn berührte. Fast acht Tage dauerte dieser besorgniserregende Zustand; außer Thee und Wasser nahm er nichts zu sich. Mehrere Ärzte versammelten sich täglich mehrmals an seinem Bette, darunter sein treuer Pfleger aus Afrika; er wurde mit Chinin behandelt und mußte Emser Kränchen trinken. Nachdem er das Bitter des Chinins das erste Mal gekostet, zog er später bei jedesmaliger Annäherung des Theelöffels die Decke über den Kopf. In seinem großen Krankenzimmer wurde stets eine gleichmäßige, mit Wasserdunst geschwängerte Temperatur von 19 Grad erhalten. Er erholte sich schnell und als ich ihn am Sonntag verließ, aß er wieder, zeigte die Zunge und klatschte in die Hände, untrügliche Zeichen seines Wohlbefindens. Vor wenigen Minuten noch brachte mir Professor Virchow die Nachricht, daß der Gorilla gestern auf ihn den Eindruck gemacht habe, als sei er ganz wieder der alte. Die Teilnahme des Publikums für den Patienten war groß, mehr als hundert Anfragen nach seinem Befinden erfolgten täglich. In kürzester Zeit hat er es verstanden, der allgemeine Liebling zu werden, und unstreitig ist Mpungu einer der populärsten Bewohner der deutschen Reichshauptstadt.

Es ist ihm ein eigener Glaspalast, der mit einem kleinen Palmenhause in Verbindung steht, erbaut worden. Dieser soll ihm die feuchte Atmosphäre seiner tropischen Heimat ersetzen. So darf ich bei seiner sonst kräftigen Natur wohl hoffen, den Gorilla als höchste Zierde unseres Aquariums längere Zeit zu erhalten, Deutschland zur Ehre, der Menschheit zur Freude, der Wissenschaft zum Ruhme.

Dieser Gorilla starb (13. November 1877), nachdem er neun Monate in Afrika, 15 Monate in Berlin beobachtet worden war und eine längere Kunstreise nach England vortrefflich bestanden hatte.

Der dem Gorilla nahestehende Orang-Utan wird von Brehm folgendermaßen geschildert (Bd. I S. 92.):

Von den afrikanischen Menschenaffen unterscheidet sich der wichtigste asiatische, welcher Orang-Utan (Wald-Mensch), fälschlich Orang-Utang, auf Borneo aber Meias oder Majas genannt wird (pithecus satyrus, simia satyrus) durch die bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig

zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze, hat auch nur zwölf rippentragende Wirbel. Solange er jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Tierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Der größte männliche Orang-Utan, welchen Wallace erlegte, war im Stehen 1,35 m hoch, klafterte aber mit ausgestreckten Armen 2,4 m; das Gesicht war 35 cm breit; der Umfang des Leibes betrug 1,15 m. Der Leib, an welchem der Bauch stark hervortritt, ist an den Hüften breit, der Hals kurz und vorn faltig, weil das Tier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die platten Nägel fehlen häufig den Daumen der Hinterhände. Die Lippen sind unschön, weil nicht allein gerunzelt, sondern auch stark angeschwollen und aufgetrieben, die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebisse treten die Eckzähne stark hervor, der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken und sehr dünn auf der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich, auf den Oberlippen und am Kinne, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, sonst abwärts gerichtet. Gesicht und Handflächen sind nackt, Brust und Oberseiten der Finger fast gänzlich nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostrot, seltener ein Braunrot, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Barte aber heller wird. Die nackten Teile sehen bläulich oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre bedeutende Größe, dichteres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigentümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkörper herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Tiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Weiter heißt es: (S. 95)

Der Orang-Utan verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Tau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu demselben

Baume zurück. Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr sauere oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rote fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken. Manchmal genießt er nur den kleinen Samen einer großen Frucht und verwüstet und zerstört dann weit mehr als er ißt, so daß man unter den Bäumen, auf denen er gespeist hat, stets eine Menge Reste liegen sieht. In hohem Grade liebt er die Durian und vernichtet eine Menge dieser köstlichen Früchte, kreuzt aber niemals Lichtungen, um sie zu holen. Außerst selten steigt der Orang-Utan auf die Erde herab, wahrscheinlich nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, saftige Schößlinge am Ufer sucht, oder wenn er bei sehr trockenem Wetter nach Wasser geht, von welchem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet. Nur einmal sah ich zwei halberwachsene Orangs auf der Erde in einem trockenen Loche. Sie spielten zusammen, standen aufrecht und faßten sich gegenseitig an den Armen an. Niemals geht dieser Affe aufrecht, es sei denn, daß er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalte, oder aber, daß er angegriffen werde. Abbildungen, welche ihn darstellen, wie er mit einem Stocke geht, sind gänzlich aus der Luft gegriffen.

Vor dem Menschen scheint sich der Meias nicht sehr zu fürchten. Diejenigen, welche ich beobachtete, glotzten häufig einige Minuten auf mich herab und entfernten sich dann nur langsam bis zu einem benachbarten Baume. Wenn ich einen gesehen hatte, mußte ich oft 1000 Schritt und weiter gehen, um mein Gewehr zu holen; trotzdem fand ich ihn nach meiner Rückkehr fast stets auf demselben Baume oder innerhalb eines Umkreises von ein paar hundert Fuß. Niemals sah ich zwei ganz erwachsene Tiere zusammen, wohl aber Männchen wie auch Weibchen zuweilen begleitet von halberwachsenen Jungen.

Die Dajaken sagen, daß der Meias niemals von Tieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakenhäuptlinge, welche ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Tier häufig vorkommt, versicherten: kein Tier sei stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst in den Dschangeln findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, welche dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dasselbe, schlägt es mit den Händen und Füßen, zerfleischt

und tötet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal einem solchen Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein anderer Häuptling sagte mir folgendes: Der Meias hat keine Feinde; denn kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tötet aber das Krokodil stets durch seine gewaltige Kraft, indem er sich auf dasselbe stellt, seine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet sie bald. Der Meias ist sehr stark; kein Tier in den Dschangeln ist so kräftig wie er.

Hieran möge sich eine Schilderung des jungen Orang-Utan schließen, der mehrere Jahre im Zoologischen Garten zu Berlin lebte. In der Berliner Illustrierten Zeitung 1899 Nr. 16 heißt es: Rolph, der Orang-Utan, ein echter Vertreter der Type der Menschenaffen, ist eine stattliche Erscheinung. Trotzdem er erst acht Lenze zählt, erreicht er immerhin schon die Größe eines 12—14 jährigen Knabens in aufrechter Stellung, mit erhobenen Armen aber die eines mittleren Mannes. Aber Rolph ist nicht nur ein stattlicher Geselle, sondern persona grata im eigentlichen Sinne des Wortes, der sich oft in sehr illustrer Gesellschaft bewegt und bis in die höchsten Kreise Gönner und Freunde hat. Selten pflegen durchreisende Fürstlichkeiten es zu verabsäumen, Rolph ihre Aufwartung zu machen. Sein Wärter und Freund, Herr Wilhelm Hübner, hatte schon oft die Ehre, seinen Schützling den Mitgliedern der kaiserlichen Familie vorzuführen. Ein besonderer Verehrer Rolphs ist auch Fürst Ferdinand von Bulgarien, der, wie bekannt, selber an Naturwissenschaften großes Interesse nimmt und als Ornithologe sich besten Rufes erfreut. Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin besuchte er Rolph zweimal und stellte ihn scherzend auch seiner Frau mit den Worten: „Voilà, Madame, mon cher ami Monsieur Rolph“ vor. Wer selber Gelegenheit fand, Rolph in seinem intimen Leben zu beobachten, seine Intelligenz zu bewundern, die nahe die Grenzen der Überlegung streift und logische Handlungsweise nicht verkennen läßt, wird es sehr natürlich finden, welch hohes physiologisches Interesse derselbe bei Männern der Wissenschaft und Freunden der Natur beanspruchen kann.

Unser Freund ist ein Geschenk des Herrn Dr. Dohm in Stettin, seine Heimat ist Sumatra. Er landete im Jahre 1895 nach guter Seereise wohlbehalten in Genua, von wo er auf dem Bahnweg nach Berlin überführt wurde, um am 10. April 1895 hier einzutreffen. Während alle seine

Vorgänger nach kurzer Zeit, spätestens nach zwei Jahren eingingen, hat Rolph sich gut akklimatisiert und nur beim Zahnen traten leichte Fieberschauer ein. Die ebenso rationelle wie liebevolle Pflege sind die Grundbedingungen seines Wohlbefindens. Seine eigentliche Nahrung besteht in Reis, Früchten, Nüssen und verschiedenen Süßigkeiten, und als Urbewohner des malayischen Archipels darf bei seinem Menu der Thee nicht fehlen. Obgleich seine Kräfte denen dreier Männer gleichkommen und er seinem Wärter gegenüber in jedem Falle die Situation behaupten könnte, hat er davon eigentlich noch nie Gebrauch gemacht, sondern hängt mit großer Liebe an seinem Beschützer, der innerhalb der vierjährigen Anwesenheit Rolphs nur einmal ihn züchtigen mußte. Allein dies ideale Verhältnis spricht für die hohe Intelligenz des Affen Beinahe rührend ist es anzusehen, wenn sein Freund ihn vorwurfsvoll frägt: „Aber Rolph, hast Du mich denn garnicht lieb?“ und der Affe alsdann ihn umschlingt, zärtlich drückt und liebkost. Andrerseits ist sein Gebahren dasjenige eines spielenden Kindes, dem nichts fest und hoch genug ist. Rolph versteht Streichhölzer anzuzünden und zu löschen, Feuer im Ofen zu machen, und wenn es nicht recht brennen will, bläst er so lange, bis die Flamme lustig prasselt. Die Speisekammer in der Wärterstube, wo die Delikatessen für unsern Freund lagern, kennt er genau, hat er nun nach einem oder andrem Gelüste, so holt er selbst die Schlüssel, drückt sie Herrn Hübner in die Hand und bedeutet ihm, aufzuschließen. Dauert ihm die Sache aber doch zu lange, so giebt er seinem Wärter zunächst einige gelinde Stöße, helfen diese etwa auch nichts, so nimmt er ihn, wie man so zu sagen pflegt, beim Schopfe und schiebt ihn gewaltsam zur Thür. Auch lachen kann er, daß es eine Lust ist. Als Herr von Distinktion bedarf er nach dem Mittagsschläfchen großer Toilette, und Rolph erscheint vor dem Publikum gewaschen und gekämmt u. s. w.

XI.

Wie muß Polyphem ausgesehen und gelebt haben? Gründe für die Entstehung von Staat und Recht, insbesondere für die des Strafrechts.

Wie sich später zeigen wird, ist gerade der Umstand von der allergrößten Bedeutung, daß der Gorilla im Gegensatz zu

den meisten andern Affenarten allein lebt. Zum besseren Verständnis dieser Erscheinung muß auf die Gründe für die Entstehung von Staat und Recht eingegangen werden. Hierüber sind eine Menge von Theorieen aufgestellt worden, über deren Wert man geteilter Ansicht sein kann. Sie lassen sich in Notwendigkeits- und Vertragstheorieen einteilen.

Die heute herrschende historische Schule sieht in dem Staate eine Naturnotwendigkeit, gleich der Sprache und dem Rechte mit dem Volke und dessen Individualität von selbst gegeben.

Zunächst muß die Gleichstellung von Recht und Sprache Widerspruch herausfordern. Die heutigen Staatsregierungen sind mächtig genug, ev. ein neues Recht einzuführen, aber selbst eine absolute Regierung wäre außer stande, mit derselben Geschwindigkeit ihren Unterthanen eine andere Sprache aufzuzwingen.

Sodann widerspricht diese Theorie den thatsächlichen Verhältnissen. Es hat zu allen Zeiten herumschweifende Horden gegeben, die wohl eine Sprache besaßen, jedoch kaum die Elemente eines Rechts hatten und sicherlich keinen Staat im heutigen Sinne bildeten. Wo war denn z. B. bei den deutschen Stämmen, die während der Völkerwanderung weite Strecken durchzogen, der Staat als Naturnotwendigkeit gegeben?

Andere Notwendigkeitstheorieen sind das Patriarchal- und Patrimonialprinzip. Nach dem ersteren wird der Staat auf die väterliche Gewalt zurückgeführt und als eine Erweiterung der Familie hingestellt. Nach dem letzteren stellt sich die Staatsgewalt als Ausfluß des Eigentums an Grund und Boden hin.

Nach dem Patriarchalprinzip würde es also, wenn die Kinder nach kurzer Zeit selbständig wären, was bei vielen Tieren der Fall ist, niemals zu einer Staatenbildung gekommen sein — was entschieden unrichtig sein dürfte. Ebenso müßte es nach dem Patrimonialprinzip unmöglich sein, daß z. B. die Eskimos oder Fischervölker, bei denen Grund und Boden überhaupt keine Rolle spielt, oder z. B. die Pfahlbewohner jemals einen Staat gebildet hätten — was auch keinem Menschen einleuchten wird.

Merkwürdig ist auch die Theorie des jus fortioris. Der Staat beruht z. B. nach Haller auf dem Naturgesetz, daß der Stärkere den Schwächeren beherrscht. Es fragt sich nun bloß — und zwar nicht nur bei dieser, sondern auch bei jeder anderen Theorie, — weshalb sich der Schwächere das gefallen läßt und nicht dahin wandert, wo er von der Herrschaft eines Stärkeren frei ist.

Die religiöse Theorie lassen wir hier wohl ganz beiseite. Man kann ein durchaus gläubiger Christ sein und es trotzdem ablehnen, alle Schwierigkeiten, die sich bei Lösung von Problemen erheben, durch den Hinweis auf den lieben Gott zu beseitigen. Staat und Obrigkeit sind göttliche Anordnungen, erklärt uns in keiner Weise, warum bei dem einen Volke ein wohlgefügtes Staatsgebilde besteht, während das andere als Horde umherschweift.

Kant und nach ihm Wilhelm von Humboldt bezeichneten den Staat als durch Rechtsgesetz gerechtfertigt. Der Staat ist eine Naturnotwendigkeit; er beruht auf der unbedingten Forderung des Rechtsgesetzes, auf einer Rechtspflicht.

Wenn ein unabhängiger Kopf mit Thatendrang erfüllt und von Unabhängigkeitsgefühl durchglüht, sich in den engen Schranken des Kulturstaats nicht wohl fühlt, sondern ins Ausland geht, um als Trapper in der Wildnis zu leben, so wird ihm das kein Mensch verargen. Wenn sämtliche Einwohner eines kleinen Staates so dächten, sich in Familien auflösten und ins Ausland gingen, so könnte ihnen das ebenfalls niemand verwehren. Denn daß sie eine Rechtspflicht verletzt hätten, ist eine Behauptung, deren Richtigkeit absolut nicht einzusehen ist.

So bliebe denn von den Notwendigkeitstheorieen nur noch die rationelle Theorie zu erwähnen; der Staat ist mit Rücksicht auf seinen vernünftigen Zweck eine Vernunftnotwendigkeit. Danach würden also alle die Leute, die über das Wasser gingen, um als Farmer in der Wildnis frei und unabhängig zu leben, die namentlich den Wunsch hätten, keinen preußischen Landrat und keinen preußischen Gendarm mehr zu sehen, lediglich an einem beklagenswerten Mangel von Vernunft gelitten haben, weil sie die Vorzüge unserer staatlichen Verhältnisse nicht eingesehen haben. Es wird wenige Menschen geben, welche diese Ansicht für richtig halten werden.

Im Gegensatz zu den Notwendigkeitstheorieen führen die sogenannten Vertragstheorieen die Entstehung des Staats auf eine vertragsmäßige Unterwerfung der Unterthanen unter die Staatsgewalt (contrat social) zurück, eine Ansicht, die durch Jean Jacques Rousseau populär gemacht wurde, vordem aber schon von den Engländern Hobbes und Locke vertreten war. An sich ist es natürlich heller Unsinn, daß der Begriff des Vertrages, zu dessen Verständnis sicherlich der Mensch erst nach Generationen gelangte, schon zu einer Zeit existiert haben soll, wo die Menschen ähnlich manchen

Tieren, sich in einem staatenlosen Zustande befunden haben. Sodann verhält sich der Vertrag zum Staat, wie das Ei zur Henne; der Vertrag setzt zu seiner Gültigkeit das Bestehen eines Rechts, also eines Staates voraus, wie das Ei zu seiner Entstehung eine Henne.

Im übrigen giebt keine einzige Theorie uns über die Fundamentalfrage Aufklärung: Warum gehorcht der Mensch einem Oberhaupte? Warum begiebt er sich nicht — wie der Gorilla — dorthin, wo er nicht zu gehorchen braucht? — An sich gehorcht doch kein Mensch gern.

Man hat mit Recht, um das Verständnis für unsere staatlichen und Rechtsinstitute zu erhöhen, auf die Einrichtungen unkultivierter Völker sein Augenmerk gelenkt. Die Einsicht, daß sich bei den primitivsten Völkern gewisse Rechtsanschauungen und Sitten überall vorfinden, ist garnicht so wunderbar. Merkwürdig ist nur, daß man hierbei stehen geblieben ist und nicht noch einen Schritt weiter gethan hat, um sich zu überzeugen, was bei den höher organisierten Tieren, namentlich bei den Affenherden Analoges zu finden ist.

Der Gorilla lebt, wie übereinstimmend berichtet wird (vgl. S. 115), einzeln oder mit seinen Familienangehörigen, der Pavian lebt stets in Herden. — Warum geschieht das? Koppenfels und ebenso Espinas behaupten, daß der Gorilla deshalb einzeln leben müsse, weil er so viel Nahrung brauche. Diese Ansicht ist entschieden falsch, wie sich später zeigen wird.

Von verschiedenen Seiten ist behauptet worden, es wäre überhaupt ein Unsinn, von Tierstaaten zu sprechen. So weit es sich um Bienen-, Ameisen- und ähnliche Staaten niedrig stehender Tiere handelt, ist diese Behauptung völlig richtig. Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß diese Staaten eigentlich nur ein einziger Körper seien, bei dem jede einzelne Zelle ein Leben für sich als Ameise oder Biene führe. Schon der Umstand, daß geschlechtlose Tiere eine so große Rolle spielen, und daß die Fortpflanzung durch ein Tier stattfindet, zeigt eine nicht zu übersehende Abweichung Es ist deshalb unrichtig zu sagen: Sei so fleißig wie eine Biene. — Mit demselben Rechte könnte man sagen: Sei so fleißig wie dein Puls oder dein Herz u. s. w. Thätigkeiten, die ganz unbewußt ohne unsere Mitwirkung sich vollziehen, wie das Verdauen des Magens u. s. w. können verständigerweise nicht mit einem Prädikate verbunden werden, das eine sittliche Wertschätzung enthält.

Ganz anders liegt die Sache bei den Herden der höher

organisierten Tiere. Hier ist von einem wirklichen Staatsleben die Rede, denn der einzelne ist sich des Unterschiedes zwischen seinem Wohlergehen und dem der Gesamtheit durchaus bewußt.

In der Pavianherde führt der, welcher die stärksten Arme und das furchtbarste Gebiß besitzt, den Oberbefehl. Er duldet durchaus nicht, daß ein anderes Männchen sich mit einem Weibchen einlasse, er beansprucht die Gunst der Weibchen lediglich für sich. Daß Affen und namentlich so verliebte Affen wie die Paviane auf den Genuß der Liebe freiwillig oder gern verzichten, wird kein Mensch glauben. Warum tritt nun ein solches Männchen, das dem Häuptling hat weichen müssen, nicht aus der Herde aus — warum bleibt es darin?

Wenn wir eine dahin gehende Frage an einen solchen Pavian richten würden — welche Antwort würden wir dann erhalten? Sie kann nur folgende sein. — „Allerdings ist" — würde er sagen — „der Verzicht auf die Freuden der Liebe außerordentlich schmerzlich und empört mich täglich — allerdings ist es öfters nicht angenehm, Wache zu stehen, während die anderen sich Nahrung suchen oder Possen treiben — aber, aber . . . Unser furchtbarster Feind ist der Leopard, der uns immer auf den Fersen sitzt. Würde ich aus der Herde austreten, so bin ich mir ganz klar darüber, daß ich in kurzer Zeit in seinen Krallen mein Dasein enden würde. Die Herde gewährt mir Schutz und Sicherheit, eine Pavianherde anzugreifen, trägt selbst der Löwe Bedenken."

So allein kann die Begründung lauten — Staatenbildung ist lediglich Ausfluß des Egoismus oder des Selbsterhaltungstriebes. Alle angeblichen Gründe von Vertrag und Notwendigkeit sind weiter nichts als Produkte einer weltfremden Büchergelehrsamkeit. Kein Tier und ebenso kein Mensch gehorcht gern. Wenn er trotzdem dem Staatsoberhaupt gehorcht, so kann ihn lediglich die Selbstsucht dazu treiben.[1])

Ferner sei noch folgendes hervorgehoben. Das Zusammensein mit anderen Artgenossen bietet eine Reihe von

[1]) Post, der Ursprung des Rechts 1876, der in Einzelheiten abweicht, kommt sachlich zu demselben Resultat (S. 25): Das Recht ist ein reines Produkt der Notwendigkeit oder richtiger der Not. Man wird vergebens nach irgend welcher idealen Basis im Rechte suchen. Es ist nichts als der Selbsterhaltungstrieb, welcher die Staaten erzeugt hat und sie hernach erhält.

Vorteilen und Bequemlichkeiten, auf die der einzeln Lebende verzichten muß.

Paviane fressen gern die unter den Steinen befindlichen Insekten und Larven. Sehr oft ist einem der Felsblock zu schwer, dann helfen mehrere, und die gemeinsame Beute wird geteilt.

Bei dem teilweise riesigen Haarwuchs ist Ungeziefer für die Einzelnen nicht leicht zu entfernen, ebenso Dornen an Stellen, wohin man nicht gelangen kann. Gemeinsam kann man sich jedoch gegenseitig mit Leichtigkeit reinigen.

Viele Tiere spielen gern mit einander. Darauf muß natürlich das einzeln lebende Individuum verzichten.

Verstoßung aus der Herde ist deshalb für alle diese Herdentiere fast gleichbedeutend mit dem Tode, ähnlich wie früher elend eine ganz andere Bedeutung hatte wie heute. Alle Tiere, die sich von der Herde eigenmächtig absondern, fallen in erster Linie den Raubtieren zum Opfer. Das thun freiwillig, wie es scheint, die früheren Häupter, die jüngeren haben weichen müssen und sich zum Gehorchen auf ihre alten Tage nicht entschließen können. Diese alten Männchen sind wegen ihrer Bösartigkeit allgemein gefürchtet. Sodann werden kranke Tiere ausgestoßen, und damit ist ihr Schicksal in kurzer Zeit besiegelt. Behauptet man doch, daß namentlich der Tiger nicht eine so bequeme Existenzmöglichkeit hätte, wenn ihm nicht gerade die abgesonderten Tiere die Beschaffung der Nahrung so leicht machten. Als Gegner der Todesstrafe sich also auf die Tierwelt zu berufen, ist total widersinnig, denn das Ausstoßen aus der Herde ist die trockene Guillotine in optima forma.

Der Mohamedaner, der aus religiösen Gründen sich schwer zum Töten eines Tieres entschließt, benutzt diese Furcht vor der Absonderung in folgender Weise. Affenherden sind eine furchtbare Plage für den Landwirt, da sie zehnmal mehr verwüsten als verzehren. Hat man einen solchen Plagegeist gefangen, so schnallt man ihm ein Schurzfell oder ein anderes Kleidungsstück möglichst fest um, und läßt ihn laufen. Der Affe eilt sofort zu seiner Herde, die entsetzt sich jedoch vor ihm und will nichts von ihm wissen. Da sie flieht und er beständig hinter ihr her ist, so ist der Landmann so lange, wie das Kleidungsstück hält, vor einem Besuch dieser Affenherde sicher.

Lediglich die Selbsterhaltung ist also die Wurzel für Herden- und Staatenbildung. Wo die Selbsterhaltung die Vereinigung mit Artgenossen nicht gebietet, da denkt das Individuum auch garnicht daran, sozial zu werden.

Der Beweis für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Anschauung läßt sich mit Leichtigkeit führen.

Der Gorilla lebt nicht deshalb allein, weil er zuviel frißt und es an Nahrung gebrechen würde, sondern weil er mit allen Feinden fertig wird. Der furchtbare Leopard wird von ihm getötet, wenn er es wagen sollte, ein Junges von ihm rauben zu wollen. Dasselbe trifft bei dem Bären zu, ebenso bei zahlreichen Raubtieren wie Löwen, Tigern, Leoparden u. s. w. Es kommt wohl vor, daß mehrere dieser Tiere sich vereinigen, um gemeinsam ein Opfer zu überwältigen, aber solche Vereinigungen scheinen selten und überdies nur vorübergehender Natur zu sein. Sie lassen jedem einzelnen Tiere volle Freiheit und bedingen gewiß keine Gehorsamspflicht.

Der Wolf schlägt sich deshalb im Winter in Rudeln, weil er nur in Herden zu dieser Jahreszeit im stande ist, sein Leben zu fristen. Nur in Gemeinschaft kann er größere Säugetiere wie Pferde, Rinder, Menschen mit Erfolg angreifen. Wäre die gegnerische Ansicht von der Futtermenge richtig, so müßte der Wolf, da im Winter viel weniger Nahrung vorhanden ist und der Körper bei der Kälte mehr Stoffe braucht, gerade umgekehrt handeln; er müßte im Sommer in Rudeln leben, und im Winter allein. Hieraus geht zur Evidenz hervor, daß der gedachte Grund nicht richtig ist. Bei Brehm heißt es (Bd. II S. 22):

„Während des Frühjahrs und Sommers lebt er einzeln, zu zweien, zu dreien, im Herbste in Familien, im Winter in mehr oder minder zahlreichen Meuten, je nachdem die Gegend ein Zusammenscharen größerer Rudel begünstigt oder nicht. Trifft man ihn zu zweien an, so hat man es in der Regel, im Frühjahr fast ausnahmslos mit einem Paar zu thun; bei größeren Trupps pflegen männliche Wölfe zu überwiegen."

„Einmal geschart, treibt er alle Tagesgeschäfte gemeinschaftlich, unterstützt seine Mitwölfe und ruft diese nötigenfalls durch Geheul herbei. Gesellschaftlich treibt er sein Umherschweifen ebensogut, als wenn er einzeln lebt, folgt Gebirgszügen, wandert über Ebenen, durchreist, von einem Walde zum andern sich wendend, ganze Provinzen und tritt deshalb urplötzlich in Gegenden auf, in denen man ihn längere Zeit, vielleicht Jahre nacheinander, nicht beobachtet hatte. Erwiesenermaßen durchmißt er bei seinen Jagd- und Wanderzügen Strecken von 40—70 km in einer einzigen Nacht. Nicht selten, im Winter bei tiefem Schnee ziemlich regel-

mäßig, bilden Wolfsgesellschaften lange Rotten, indem die einzelnen Tiere, wie die Indianer auf ihrem Kriegspfade dicht hintereinander herlaufen und, wie es von den Luchsen bekannt, möglichst in dieselbe Spur treten, so daß es selbst für den Kundigen schwer wird, zu erkennen, aus wie vielen Stücken eine Meute besteht. Gegen Morgen bietet irgend ein dichter Waldesteil der wandernden Räubergesellschaft Zuflucht; in der nächsten Nacht geht es weiter, bisweilen auch wieder zurück. Gegen Frühjahr hin nach der Ranzzeit, vereinzeln sich die Rudel, und die trächtige Wölfin sucht, nach bestimmten Versicherungen glaubwürdiger Jäger, meist in Gesellschaft eines Wolfes, ihren früheren oder einen ähnlichen Standort wieder auf, um zu wölfen und ihre Jungen zu erziehen."

Ebenso lebt der Bär nicht deshalb allein, weil er soviel frißt, sondern weil er außer dem Menschen keinen Feind hat, den er zu fürchten hätte, überdies während der kalten Jahreszeit Winterschlaf hält.

Wenn vom Orang-Utan gesagt wird (S. 123), daß nie zwei erwachsene zusammengesehen wurden, während andere von herdenweisem Vorkommen sprechen, so kann beides völlig der Wahrheit entsprechen. In gewissen Gegenden können die Gefahren — z. B. durch Menschen — viel größer sein als anderswo. So scheint auch das Leben des Schimpansen von solchen äußeren Umständen abhängig zu sein.

Wie schon äußerlich die Horden umherschweifender Wilden mit den Herden von Pavianen, die ebenfalls der Nahrung halber von Ort zu Ort ziehen müssen, die größte Ähnlichkeit haben, so ist auch bei dem Menschen lediglich der Selbsterhaltungstrieb die Grundlage zur Staatenbildung gewesen. Daß nachher mit der höheren Entwickelung des Staates immer mehr Aufgaben von ihm übernommen wurden, die an sich mit seinem ursprünglichen Zweck nichts zu thun haben, kann an der Sache nichts ändern. Die Freiheitsstrafen sind zur Besserung der Gefangenen benutzt worden, aber es wäre eine Thorheit zu behaupten, Strafen wären deshalb eingeführt, um die Menschen zu bessern. Die Ableistung der allgemeinen Wehrpflicht wird dazu benutzt, um polnische Soldaten in rein germanische Garnisonen zu bringen und umgekehrt deutsche Soldaten in polnische Gegenden, aber die allgemeine Wehrpflicht ist nicht deshalb eingeführt worden, um zu germanisieren, ebensowenig die Post, um Renten auszuzahlen, wenngleich sie sich damit befaßt. Der Mensch ist also ein ζῷον πολιτικόν aus Selbsterhaltungstrieb. Seine

Schwäche ist der wahre Grund. Ehrlich gestanden würde wohl auch niemand die zahlreichen Pflichten, welche der Staat fordert, wie Zahlung von Steuern, Ableistung der Wehrpflicht, Übernahme von Ehrenämtern u. s. w. gern übernehmen, wenn er frei und unabhängig ebenso leben könnte, ohne zugleich die ihm durch die Geselligkeit gebotenen Genüsse zu vermissen.

Sehr richtig sagt daher Darwin (a. a. O. S. 95): „Hinsichtlich der körperlichen Größe und Stärke wissen wir nicht, ob der Mensch von irgend einer kleinen Art abstamme, wie der Schimpanse, oder von einer, die so stark war, wie der Gorilla ist. Wir können daher nicht feststellen, ob der Mensch größer und stärker als seine Ahnen geworden sei oder kleiner und schwächer. Wir müssen aber im Gedächtnis behalten, daß ein im Besitz von Größe, Kraft und Wildheit befindliches Tier, das sich, wie der Gorilla, gegen jeden Feind verteidigen kann, vielleicht nicht sozial geworden wäre" u. s. w.

Zur Bestätigung des hier Gesagten fügen wir nachstehende Schilderung der Vorzüge des Gesellschaftslebens an. Bei Espinas (S. 482 ffge.) heißt es:

„Ein Teil der Affen lebt in kleineren Familien, ein anderer in zahlreichen Herden. Woher dieser Unterschied rührt, wird man ohne eine bessere Kenntnis der Sitten jeder Art und (falls die Darwinsche Theorie zulässig) der Sitten der Stammarten, nicht angeben können. Vielleicht würde aber unter günstigen Verhältnissen eine viel größere Zahl sozial sein. Die Gorillas z. B. bewohnen Wälder, welche beständig von Negerhorden durchstreift werden; sie leben allein oder in kleinen Familien. Die Schimpansen scheinen in größeren oder kleineren Trupps zu leben, je nach der Sicherheit, deren sie sich erfreuen; eine Art (der Soko der Eingeborenen) bildet beständige Herden aus mehreren monogamen Paaren, und man hat in der Tiefe der stillen Wälder, in denen sie wohnen, bis zu fünf ihrer Schirmdächer oder Blätterhütten auf demselben Baume zusammengefunden. Es steht übrigens fest, daß der Gorilla durch seine bedeutende Größe und die enorme Menge ganz besonderer vegetabilischer Nahrungsmittel, deren er bedarf, zum isolierten Leben gezwungen ist. Endlich scheint dieser Affe auch der am wenigsten intelligente der vier anthropoiden Arten zu sein. Aber wir haben uns bei diesen Vermutungen schon zu lange aufgehalten; um diese verwickelte Frage lösen zu können, muß man weitere Aufklärung abwarten."

„Was die Herden der Affen vor denen anderer Tiere auszeichnet, ist erstens das Zusammenwirken, welches jedes Individuum dem anderen entgegenbringt, oder die Solidarität ihrer Glieder; zweitens der Gehorsam, den alle, selbst die Männchen, einem einzigen Führer leisten, welcher für das gemeine Wohl zu wachen hat, oder die Subordination."

„Die Solidarität äußert sich hier nicht in gemeinschaftlich ausgeführten Arbeiten, sondern in direkten Hülfeleistungen, welche jeder den Personen seiner Gefährten selbst zu teil werden läßt. So suchen die Affen gegenseitig sich das Ungeziefer ab; ziehen sich nach einem Marsch durch die Gebüsche die Dornen aus, welche in ihrer Haut stecken geblieben sind; mehrere vereinigen sich, um nötigenfalls einen zu schweren Stein zu heben, und die alten verteidigen ganz unterschiedslos die Jungen, deren Erziehung sehr lange Zeit in Anspruch nimmt."

„Wenn mehrere Uistitis in Gefangenschaft gehalten werden, und einer von ihnen krank wird, so drängen die anderen sich um ihn, und es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie sie ihn mit Beweisen ihrer Teilnahme überschütten. Kein Tier ist im stande seinen Gefährten in der Weise Hülfe zu leisten, wie der Affe, weil keines die Greifwerkzeuge besitzt, welche diesem zu Gebote stehen. Houzeau hat mehrere Male beabachtet, mit welch vollständiger Gleichgültigkeit eine Kuh ihre Gefährtin in den Uferschlamm eines Flusses versinken sieht; wie sollte aber auch ein Trieb zur Hülfeleistung sich ausbilden, wenn jedes Mittel zu seiner Befriedigung fehlt? Allerdings verteidigen die Pferde- und Rinderherden sich manchmal gemeinschaftlich; da sie aber in vielen Fällen, wie dem eben erwähnten, machtlos sind, so erhebt ihr Instinkt der Solidarität an keiner Stelle sich so hoch, wie der des Affen. Hierfür nur ein Beispiel. Ein großer Adler hatte eine kleine Meerkatze angegriffen. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde und im Nu war der Adler (spizaëtos occipitalis) von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn auch sofort von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe freigemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene

in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen würde, stand wohl fest. An einer anderen Stelle erzählt Brehm einen Fall von Aufopferung eines alten Mantelpavians, welcher ein Junges seiner Herde aus den Zähnen der Hunde befreite (vgl. S. 109). Die Paviane halten durch ihre enge Solidarität sogar den Leoparden und Löwen in Schach. Selbst der Mensch würde ohne Feuerwaffen furchtbare Gegner in ihnen finden, denn von der Höhe der abschüssigen Thäler, in denen sie leben, schleudern sie gewaltige Steine[1]) dem Angreifer entgegen, oder stürzen sogar, wenn der Jäger unbewaffnet ist, von mehreren Seiten auf ihn los, wie jene Meerkatzen auf den Adler. Wir haben schon gesehen, daß die Familie der Affen einem Führer gehorcht; aber auch die Völkerschaft ist stark organisiert. Jede Mutter beschäftigt sich mit ihren Jungen; der Führer wacht über alle, und die Männchen, der kriegerische Teil der Schar, richten alle ihre Bewegungen nach den seinigen. Den Befehl übt er durch die Stimme aus: ‚der alte Herr geht stets voran; die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Äste wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einen Baum bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebnis derselben ein günstiges ist, so wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben.‘ Damit haben wir die höchste Stufe der Kollektivorganisation erreicht, deren eine Tierschar fähig ist: unter den Gliedern herrscht eine Solidarität, nicht eine lediglich passive, wie bei den Antilopen, sondern

[1]) Pechuel-Loesche erklärt das Werfen von Steinen der Paviane für eine irrtümliche Beobachtung Brehms. In Wirklichkeit schlügen die Paviane in ihrer Wut mit den Händen auf die Erde, so daß infolgedessen sich leicht Steine ablösen und hinunterrollen könnten. Wasmann (vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und höheren Tiere im Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria Laach 70 S. 27) meint triumphierend, daraus ergäbe sich das Gegenteil von dem, was Darwin sagt. — Für die vorliegende Abhandlung ist es selbstverständlich völlig gleichgültig, ob Paviane Steine werfen können oder nicht. Hier handelt es sich nur um den Grund der Herden- und Staatenbildung und daß dieser lediglich im Selbsterhaltungstrieb liegt, dürfte überzeugend nachgewiesen sein. Dagegen sei darauf aufmerksam gemacht, daß ein so ruhiger Beobachter wie Gustav Fritsch (Drei Jahre in Südafrika 1868) behauptet, daß die Paviane den Leoparden steinigen, d. h. daß sie nicht nur werfen, sondern auch treffen, was bekanntlich ein großer Unterschied ist.

eine aktive, wie bei den Hunden, Pferden und Büffeln; eine kooperierende Solidarität, die sich in den allerverschiedensten Fällen ganz konstant kund thut — und eine Subordination, nicht nur durch die Nachahmung der Bewegungen, sondern durch die Übertragung der Gedanken mit Hülfe von Zeichen; eine Subordination überdies, die ein Führer fordert, welcher zugleich befiehlt und leitet, und welcher dem verwickeltsten und schwierigsten Verkehr der Herde mit der Außenwelt vorsteht."

Von den Schweineherden erzählt Brehm (Bd. II S. 25) folgendes:

„In ebenso mißliche Lage gerät Isegrimm, wenn er versucht, in den Waldungen Spaniens oder Kroatiens sich einen Schweinebraten zu holen. Ein vereinzeltes Schwein wird ihm vielleicht zur Beute; eine größere geschlossene Herde dagegen bleibt, wie man mir in Spanien und Kroatien übereinstimmend versicherte, regelmäßig von Wölfen verschont, wird von ihnen sogar ängstlich gemieden. Die tapferen Borstenträger stehen mutig ein für das Wohl der Gesamtheit, alle für einen, und bearbeiten den bösen Wolf, welcher sich erfrechen sollte, unter ihnen einzufallen, mit den Hauzähnen so wacker, daß er alle Räubergelüste vergißt und nur daran denkt, sein aufs höchste bedrohtes Leben in Sicherheit zu bringen. Versäumt er den rechten Augenblick, so wird er von den erbosten Schweinen unbarmherzig niedergemacht und dann mit demselben Behagen verzehrt, welches ein Schweinebraten bei ihm erwecken mag. So erklärt es sich, daß man da, wo Schweine im Walde weiden, fast nie einen Wolf spürt, und andrerseits wird es verständlich, daß der Jäger, welcher mit seinen Hunden zufällig in die Nähe einer Schweineherde gerät, nicht minder ernste Gefahr läuft als die Wölfe. Denn die Schweine sehen in fremden Hunden so nahe Verwandte der von ihnen gefürchteten Raubtiere, daß sie sich ebensogut auf jene stürzen wie auf diese und, einmal wütend geworden, auch den zum Schutze seiner treuen Gehilfen herbeieilenden Jäger nicht schonen. Selbst einzelne Schweine kämpfen auf Leben und Tod, ehe sie sich dem Wolfe ergeben."

Von den Hulmans heißt es (Bd. I S. 117):

„Das tägliche Treiben und gesellige Leben der Hulmans ist das aller Hundsaffen. Sie bilden im Walde, ihrem eigentlichen Wohngebiete, zahlreiche Banden, denen ein aus hartnäckigen Kämpfen siegreich hervorgegangenes Männchen vorsteht, und streifen unter dessen Führung plündernd,

raubend und mehr verwüstend als verbrauchend in ihm und in den benachbarten Feldern und Gärten umher, Gebrandschatzten zur Geißel, frommen Narren und unbeteiligten Forschern zur Augenweide. Ihre Vermehrung in günstigen, d. h. unter dem Schutze der Dummgläubigkeit stehenden, Gegenden ist eine Besorgnis erregende; dagegen sterben sie erwiesenermaßen in höher gelegenen Gegenden Oberindiens, woselbst sie eingeführt wurden und werden, bald wieder aus; denn diese Heiligen können reine Luft nicht vertragen. Blyth berichtet, daß hier und da halberwachsene oder besiegte Männchen einer Bande von dem sein Haremsrecht wahrenden Affensultan ausgetrieben und gezwungen werden, sich eigene Vereine zu bilden, erfuhr auch von den Eingeborenen, daß des Streitens und Kämpfens unter verschiedenen Männchen kein Ende wäre; Hutton beobachtete ähnliches von dem auf dem Himalaya lebenden Verwandten des Hulman. Beide unternehmen, wie es scheint, zuweilen größere Streifzüge oder Wanderungen, jener bei Eintritt kalter Witterung in seinen Höhen, dieser um von der blindgläubigen Bevölkerung Zoll zu erheben."

Die aus der Herde Austretenden bilden also sofort wieder eine neue Herde.

Wie ausschließlich der Selbsterhaltungstrieb maßgebend ist, kann man aus folgendem sehen. Wo Licht ist, ist naturgemäß auch Schatten. Herdenbildung bringt nicht nur Vorteile, sondern unter Umständen auch Nachteile. Einen einzelnen Biberbau kann der Jäger übersehen, eine Biberkolonie schwerlich.[1]) Deshalb zerstreuen sich Rebhühner, die stark verfolgt werden, dasselbe thun auch andere Herdentiere.

Ebenso wie das Staatsrecht, so basiert auch das Strafrecht in seinen Uranfängen lediglich auf dem Selbsterhaltungstrieb und nicht, wie die herrschende Lehre annimmt, auf dem Gefühl der Rache.

Es war schon früher hervorgehoben worden, daß die Insektenstaaten wie die Ameisen- und Bienenstaaten mit den menschlichen nicht verglichen werden können. Vor allen Dingen fehlt den einzelnen Bienen und Ameisen das Bewußtsein der Kollision ihres Wohles und des Gesamtwohles. Dieses Bewußtsein haben nicht nur die Menschen, sondern auch die höherstehenden Säugetiere.

So entsinne ich mich eines sehr interessanten Bildes, auf

[1]) Vgl. z. B. Girod, Tierstaaten übersetzt von Marshall 1901. S. 54.

dem zwei kämpfende Elefanten dargestellt waren. Zur Erklärung war beigefügt, daß wenn auch die Elefanten im allgemeinen ihrem Oberhaupte gehorchen, doch manchmal Fälle vorkommen, wo einer den Gehorsam verweigert. Es entspinne sich dann ein furchtbarer Kampf zwischen dem Führer und dem rebellischen Untergebenen.

Es liegt ja auch auf der Hand, daß an sich nichts wunderbarer ist, als daß bei der Ausübung der Pflichten bei Tierherden so selten Differenzen zu konstatieren sind. Fast in allen Beschreibungen liest man übereinstimmend, daß die Sorge für die Bewachung das Leittier übernimmt. Nun muß dieses doch auch einmal am Tage etwas fressen und — wenn auch nur kurze Zeit — ruhen. — Was geschieht dann? Dann heißt es immer: Sobald sich das Leittier hinlegt, steht sofort ein anderes Tier auf und übernimmt das Wachen. — Ja, warum thut es denn das? Fressen und Ruhen ist doch viel angenehmer als Stehen und Wachen! — Die Sozialdemokraten hätten mit ihrem Zukunftsstaate ja vollständig Recht, wenn auch bei den Menschen jeder mit derselben Opferfreudigkeit seine Arbeit übernähme.

Es ist im vorstehenden bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, wie in der Tierwelt sich die größten Wunder offenbaren — Achtung vor dem Eigentum in Anbetracht der Nester, Respekt vor bloßen Lappen u. s. w. — ohne daß ihnen die gebührende Beobachtung geschenkt wurde. Hier liegt unzweifelhaft ein Fall vor, welcher der gründlichsten Untersuchung würdig wäre Denn die Frage ist doch sehr naheliegend, ob nicht einmal ein Tier die ihm übertragene Pflicht nicht oder nicht gehörig ausgeführt und was dann geschieht.

Ein Reisender erzählt von einer Begegnung mit Orang-Utans folgendes Erlebnis, ohne es näher zu erklären. Er sei eines Tages erstaunt gewesen, daß es in seiner Gegend solche Tiere gäbe. Einmal habe er sich herangeschlichen und einem alten Affen eines aufgebrannt, ihm jedoch nur den Arm zerschmettert. Kurze Zeit darauf habe er folgendes beobachtet. Mehrere Affen, darunter der Verwundete schrieen auf einen anderen ein, der lebhaft gestikulierte. Plötzlich stürzten sie sich auf ihn und zerrissen ihn.

Bedenkt man, daß auch von den Pavianen erzählt wird, daß sie unaufmerksame Wächter tot prügeln, so liegt die Vermutung nahe, daß der Affe wegen Unaufmerksamkeit getötet wurde, weil er den heranschleichenden Schützen nicht bemerkt hatte. Es liegt ja auch klar zu Tage, daß die Herde in

irgend einer Weise gegen den Wachtposten reagieren muß, der sie von einer drohenden Gefahr nicht benachrichtigt hat. Das Urverbrechen würde demnach die Unaufmerksamkeit auf Posten bilden[1]), und der Urgrund der Strafe nicht in der Rache, sondern in dem Selbsterhaltungstriebe wurzeln.

Wie schwer man zu allen Zeiten das genannte Verbrechen verurteilt hat, geht daraus hervor, daß Feldherren, die sonst keineswegs grausam waren, eigenhändig schlafenden Schildwachen ihr Schwert ins Herz gestoßen und so brevi manu die Schläfer ins Jenseit befördert haben. Militärische Verbrechen waren auch die Elemente, aus denen sich das Strafrecht bei den alten Deutschen zusammensetzte, namentlich das scutum relinquere, ebenso werden die ignavi und prodigi erwähnt.

Verräter kann es bei Tierherden nicht geben, das liegt in der Natur der Sache. Bei einem gemeinsamen Angriff könnte es jedoch leicht Feiglinge geben. Trotzdem habe ich niemals von einem solchen Falle etwas gehört. Das will natürlich nichts besagen, denn leider sind wir ja über diese hier erwähnten Vorgänge, die von dem allergrößten Interesse sind, viel zu wenig unterrichtet.

Im Eingange war die Frage aufgeworfen, ob nicht analog den Gorillas auch Menschen entstanden waren, die von Natur[2]) mit so enormer Kraft ausgerüstet waren, daß sie keinen Feind zu fürchten hatten und deshalb wie die Gorillas oder die Bären einzeln oder nur mit ihren Familien gelebt hätten. Diese Frage war bejaht und weiter behauptet, die Schilderung des Kyklopen bei Homer gäbe nur einen Sinn, wenn wir sie als Erinnerung an das Zusammentreffen mit einem solchen Gorilla- oder Bärenmenschen auffassen.

Man wird hiergegen geltend machen, daß man dann wenigstens von diesem Menschenschlage Überreste gefunden haben müßte. Das ist jedoch durchaus unrichtig. Denn von dem heute noch existierenden Gorilla haben wir erst seit etwa zwei Jahrhunderten glaubhafte Kenntnis, obwohl er vielleicht das auffallendste Tier in der ganzen Natur ist. Wäre

---

[1]) Dieses Unrecht muß stets strafrechtlich geahndet werden. Daraus geht hervor, daß die Grenzen zwischen Strafrecht und Civilrecht nicht relativer Natur sind, wie die herrschende Meinung annimmt.

[2]) Ein Trapper im Urwald ist natürlich nicht ein solcher Mensch da er lediglich durch ein Kulturprodukt, das Schießgewehr, als Einzelner seine Überlegenheit geltend machen kann. Ohne Schußwaffe würde sein Dasein nicht lange dauern.

er ausgestorben, so würden wir wahrscheinlich auch heutigen Tages keine Ahnung von seiner früheren Existenz haben.

Die Gründe für das späte Bekanntwerden liegen in der Unzugänglichkeit Westafrikas und in dem Umstande, daß der Gorilla nur auf einem sehr beschränkten Gebiete in der Nähe des Äquators vorkommt. Wenn nun der Gorillamensch ebenfalls nur auf einem kleinen Gebiete gelebt hätte, so wäre es ganz natürlich, daß wir heute noch nichts von ihm wissen.[1])

Wie der Gorillamensch ausgestorben ist, so befürchtet man das Aussterben des Gorillas, der deshalb auf die Liste der schonungsbedürftigen Tiere gesetzt werden soll. Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß wenn Afrika und besonders die Westküste am Äquator nicht so unzugänglich wäre, der Gorilla längst ausgerottet wäre. Derjenige, der dann solchen Affen nachträglich konstruierte, würde dem allgemeinen Spott und Hohne verfallen sein.

Die Wahrscheinlichkeit, daß das Existenzgebiet des Gorillamenschen ebenfalls nur beschränkt gewesen ist, geht daraus hervor, weil sein Fortkommen nur in einem warmen Klima möglich war, wo die Natur Überfluß an Nahrungsmitteln bot.

XII.

Die Schilderung Homers nach J. H. Voß.

Da jeder, der sich für die Sache tiefer interessiert, auch im Besitze eines Homers sein dürfte, so erübrigt sich die Anführung der Verse. Es soll demnach nur eine Übersetzung gegeben werden und zwar die allbekannte von Voß, da dieser doch gewiß nicht im Verdachte stehen wird, die hier vertretene Ansicht geteilt zu haben.

105. Also steurten wir fürder hinweg, schwermütiges Herzens.
Und an das Land der Cyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche der Macht unsterblicher Götter vertrauend,
Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen, oder zu Feldfrucht;
Sondern ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,

---

[1]) Übrigens könnte auch als Wohnort die an der Westküste Afrikas befindlich gewesene sagenhafte Insel Atlantis gedacht werden. Doch soll auf diesen Punkt nicht näher eingegangen werden, um nicht in den Verdacht der Phantasterei zu geraten.

Weizen sowohl und Gerst', als edele Reben belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz, noch Ratsversammlung des Volkes;
Sondern all umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern.
Eine mäßige Insel erstreckt sich außer der Bucht hin,
Gegen das Land der Cyklopen, so wenig nah, wie entfernet,
Wälderreich; und der Ziegen unendliche Menge durchstreift sie,
Wildes Geschlechts; weil nimmer ein Pfad der Menschen sie scheuchet;
Nie auch wandeln hinein nachspürende Jäger, die mühvoll
Durch das Gehölz arbeiten, und luftige Gipfel umklettern.
Weder geweidete Flur, noch geackerte, breitet sich irgend;
Sondern ohn' Anpflanzer und Ackerer immer und ewig
Wildert sie menschenleer, nur meckernde Ziegen ernährend.
Denn es gebricht den Cyklopen an rotgeschnäbelten Schiffen;
Auch sind dort nicht Meister des Schiffbaus, klug in Bereitung
Schöngebordeter Schiffe, die mancherlei Werke bestellend
Wohl zu den Städten der Welt hinsteuerten: so wie gewöhnlich
Männer umher zu einander im Schiff durchfahren die Meerflut;
Welche bald auch die Insel zum blühenden Lande sich schüfen.
Denn nicht karg ist jen' und sie fruchtete jeglicher Jahrszeit.
Drin ja strecken sich Auen am Strand des graulichen Meeres,
Saftreich, schwellend von Gras; wo der fröhlichste Wein sich erhübe.
Drin ist lockerer Grund; wo wuchernde Saaten beständig
Reiften zur Erntezeit; denn fett ist unten das Erdreich.
Drin auch die sicherste Bucht, wo nie man brauchet der Fessel,
Weder ein Anker zu werfen, noch anzuknüpfen ein Haltseil;
Sondern man legt an den Strand und verweilt dort, bis es dem Schiffer
Weiter zu fahren gefällt und günstige Winde daherwehn.
Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Wasser,
Quellend aus Felsengeklüft; und umher sind grünende Pappeln.
Dorthin kamen die Schiff, und ein Gott war unser Geleiter
Durch stockdunkle Nacht, denn nichts erschien vor dem Anblick.
Schwarz um die Schiffe gedrängt lag Finsternis; selber der Mond nicht
Schien vom Himmel herab; ihn hüllete tief das Gewölk ein.
Keiner daher erblickte das Eiland dort mit den Augen;
Nicht auch die schwellenden Wogen, die lang anrollten zum Ufer,
Schaueten wir, bis gelandet die schöngebordeten Schiffe.
Als nun die Schiffe gelandet, da zogen wir nieder die Segel;
Aus dann stiegen wir selbst am Wogenschlage des Meeres,
Schlummerten dort ein wenig, und harrten der heiligen Frühe.
Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Jetzt durchwanderten wir das Eiland rings mit Bewundrung.
Und es erregten die Nymphen, des Agiserschütterers Töchter
Kletternde Ziegen der Berge, zum labenden Schmaus den Genossen,
Eilig gekrümmte Bogen und ragende Spieße der Wildjagd
Holeten wir aus den Schiffen, und rings dreifach uns verteilend

Schoſſen wir; bald dann ſchenkt uns ein Gott mutſtärkendes Wildpret.
Zwölf leichtſegelnde Schiffe gehorchten mir, und für ein jedes
Gab neun Ziegen das Los; und zehn erkor ich mir ſelber.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Saßen wir, reichlich mit Fleiſch und lieblichem Wein uns erquickend.
Denn noch nicht in den Schiffen entbehrten wir rötliches Weines;
Noch war genug: denn viel in alle gehenkelten Krüge
Schöpften wir, als den Kikonen die heilige Stadt wir beraubet.
Aber das Land der Cyklopen erkannten wir, nahe von dannen,
Wallenden Rauch, und Stimmen des Volks, und der Ziegen und Schafe.
Als die Sonne nunmehr abſank und das Dunkel heraufzog,
Jetzo ruheten wir am Wogenſchlage des Meeres.
Als die dämmernde Eos mit Roſenfingern emporſtieg,
Jetzo berief ich die Freund', und redete vor der Verſammlung:
Bleibt ihr anderen nun, ihr wert mir geachteten Freunde.
Aber mit eigenem Schiff werd' ich und eigenen Männern
Gehn, daß dort ich Menſchen erkundige, wie ſie geartet:
Sein ſie ſchwärmende Horden der Frevler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor den Göttern.
Alſo ſprach ich und trat in das Schiff und befahl den Genoſſen,
Selbſt auch einzuſteigen und abzulöſen die Seile.
Alle ſie ſtiegen hinein, auf Ruderbänke ſich ſetzend,
Saßen gereiht und ſchlugen die grauliche Woge mit Rudern.
Als wir nunmehr am Geſtad' anlandeten, nahe von dannen,
Sahn wir ein Felſengeklüft am äußerſten Rande des Meeres,
Hochgewölbt, umſchattet mit Lorbeergebüſch, wo am Abend
Viele Schaf' und Ziegen ſich lagerten; aber umher war
Hoch ein Geheg' erbaut von eingegrabenem Bruchſtein,
Auch langſtämmigen Fichten und hochgewipfelten Eichen.
Dort nun hauſet ein Mann von Rieſengeſtalt, der die Herde
Einſam pflegte zu weiden und abwärts, nie auch mit andern
Umging, ſondern für ſich auf frevele Tücke bedacht war.
Denn groß war zum Entſetzen das Scheuſal, ähnlich auch keinem
Manne vom Halme genährt, nein gleich dem bewaldeten Gipfel
Hoch auffteigender Berge, der einſam ragt vor den andern.
Siehe den anderen nun der teueren Freunde befahl ich,
Dort beim Schiffe zu bleiben im Meer und das Schiff zu bewahren.
Selbſt dann ging ich mit zwölf der Tapferſten, die ich mir auskor
Vom geißledernen Schlauche beſchwert; voll dunkeles Weines,
Liebliches, den mir Maron geſchenkt, der Sohn des Euanthes,
Er ein Prieſter Apollons, der Ismaros mächtig umwandelt:
Weil wir ihn mit dem Sohne beſchirmeten und der Genoſſin,
Ehrfurchtsvoll; denn er wohnt in des treffenden Phöbos Apollon
Heiligem Schattenhain; und er ſchenkte mir köſtliche Gaben:
Schenkte mir ſieben Talente des ſchöngebildeten Goldes;

Einen Krug auch ſchenkt' er von lauterem Silber; und endlich
Wein auch ſchöpfet er mir in zwölf gehenkelte Eimer,
Süß und unverfälſcht, ein Göttergetränk; und es kannt' ihn
Keiner der Knecht', und keine der dienenden Mägd' in der Wohnung;
Nur er ſelbſt, und die Gattin mit ihm, und die Schaffnerin einzig.
Wann ſie von dem einſt tranken, dem roten, balſamiſchen Feſtwein;
Einen Becher gefüllt in zwanzig Maße des Waſſers
Goß er; und ſüß umhauchten den Miſchkrug edle Gerüche,
Göttlicher Kraft: dann war es gewiß nicht Freude zu durſten!
Des nun trug' ich gefüllt den mächtigen Schlauch, und im Korbe
Reiſekoſt; denn ich ahndet in mutiger Seele vorher ſchon,
Einen Mann zu beſuchen, mit mächtiger Stärke gerüſtet,
Ungezähmt, nicht kundig der Billigkeit, noch des Geſetzes.

Hurtig nunmehr zu der Höhle gelangten wir; aber daheim nicht
Fanden wir ihn, ſchon trieb er die weidliche Herd' auf die Bergtrift.
Wir, in die Höhl' eingehend, umſahn mit Bewunderung alles.
Ringsher ſtrotzten von Käſe die Körb', auch Lämmer und Zicklein
Waren gedrängt in den Ställen; und jegliche Gattung beſonders
Eingeſperrt: wie die Frühling' allein, ſo allein auch die Mittlern,
Und auch die Spätling' allein; voll ſchwamm das Geſchirr von der Molke,
Butten und Kübel geſamt, und geglättete Eimer des Melkens.
Anfangs fleheten mir mit dringenden Worten die Freunde,
Daß wir der Käſ' uns nehmend enteileten; jetzo von neuem,
Daß wir, zum hurtigen Schiffe nur ſchnell die Lämmer und Zicklein
Aus dem Geheg' hintreibend, die ſalzige Woge durchſteuerten.
Aber ich hörete nicht: (wie heilſam, hätt' ich gehöret!)
Um ihn ſelber zu ſchaun, und ein Gaſtgeſchenk zu erwarten
Bald ach meinen Genoſſen ein nicht holdſeliger Anblick!
Wir nun zündeten Feuer und opferten; ſelber ſodann auch
Nahmen wir Käſ' und aßen, und harreten, drinnen uns ſetzend,
Bis er die Herd' heimtrieb. Er trug die gewaltige Ladung
Trockenes Holzes daher, daß bei Licht er äße zu Abend.
Drinnen im Fels nun warf er es ab, und lautes Gekrach ſcholl;
Und wie wir alle vor Schrecken entflohn in den Winkel der Felskluft.
Dann in die räumige Kluft trieb er ſein weidliches Maſtvieh,
Alle, ſoviel er melkt'; und die männlichen ließ er draußen,
Widder und Böcke geſamt, in dem hochumgehegeten Vorhof.
Auf nun ſchwang er und ſtellte den mächtigen Fels vor den Eingang,
Fürchterlich groß; nicht hätten ihn zweiundzwanzig der Wagen,
Starkgebaut, vierrädrig, vom Boden hinweg gewälzet:
Solch ein ungeheures Geſtein hub jener zum Eingang.
Jetzo ſaß er und melkte die Schaf und meckernden Ziegen,
Alles der Ordnung gemäß und die Säuglinge legt er ans Euter.
Als er darauf die Hälfte der weißen Milch ſich gelabet,
Stellt er ſie eingedrängt in geflochtene Körbe zum Ablauf.
Dann verwahrt er die Hälft' in weitem Geſchirr, daß er hätte,
Sich zum Trunk zu nehmen, und wann er ſchmauſte zu Abend.

Aber nachdem er geeilt zu fertigen seine Geschäfte,
Jetzo zündet er Feuer, erblickt' uns drauf, und begann so:
Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? woher durchschifft ihr die Woge?
Ist es vielleicht um Gewerb', ist's wahllos, daß ihr umherirrt,
Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
Selbst darbietend das Leben, ein Volk zu befeinden im Ausland.
So der Cyklop; da brach uns allen das Herz vor Entsetzen,
Über das rauhe Gebrüll, und ihn selbst, das gräßliche Scheusal.
Aber ich faßte mich doch, und redete, solches erwidernd:
Wir von Troja's Ufer umhergeirrte Achaier,
Über die Fluten des Meers von mancherlei Stürmen geschleudert,
Heimwärts wollten wir gehn; doch andere Fahrten und Wege
Kamen wir: also beschloß es vielleicht Zeus waltende Vorsicht.
Kriegsvolk preisen wir uns von Atreus Sohn Agamemnon,
Den jetzt Ruhm verherrlichet unter dem Himmel:
Solch' ein Reich zerstört' er mit Macht und vernichtete Völker,
Viel an Zahl. Wir aber, zu deinen Knieen genahet
Flehn, ob ein Gastgeschenk du darreichst, oder auch sonst uns
Eine Gabe gewährst, wie Fremdlingen etwa gebühret.
Scheue doch, Bester, die Götter! wir nahn dir jetzo in Demut;
Aber den Nahenden ist und Fremdlingen Zeus ein Rächer,
Der gastfreundlich den Gang ehrwürdiger Fremdlinge leitet.
Also ich selbst; doch jener erwiderte grausames Herzens:
Thöricht bist du, o Fremdling, wo nicht von ferne du herkamst.
Der du die Götter zu scheun mich ermahnst und die Rache der Götter!
Nichts ja gilt dem Cyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter; denn weit vortrefflicher sind wir!
Nein, wohl nimmer aus Scheu vor Kronions Rache verschon' ich,
Weder dein, noch der Freunde, wo nicht mein Herz mir gebietet.
Sage mir denn, wohin dein treffliches Schiff du gesteuert;
Ob an den ferneren Strand, ob nahe wo; daß ich es wisse.
Jener sprachs arglistig, umsonst mich Kundigen täuschend.
Wieder begann ich darauf die ersonnenen Worte des Truges:
Ach, mein Schiff, das zerbrach mir der Erderschütterer Poseidon,
Der an die Klippen es warf, um die Gegenden eures Gestades,
Treibend zum Vorgebirg'; und der Wind aus dem Meere verfolgt' es!
Ich nur allein samt diesen entrann' dem grausen Verderben!
Also ich selbst; doch nichts antwortet' er grausames Herzens;
Sondern er streckt' auffahrend die Händ' aus gegen die Freunde,
Deren er zween anpackt', und wie Hündelein stracks auf den Boden
Schlug; daß Blut und Gehirn aufspritzete, netzend den Boden.
Drauf zerhackt' er sie Glied vor Glied, und bestellte die Nachtkost,
Fraß dann darein, wie ein Löwe des Waldgebirgs; und er ließ nicht
Eingeweide, noch Fleisch, noch selbst die markichten Knochen.
Laut nun jammerten wir, die Hände gestreckt zu Kronion,
Als den Gräuel wir sahn; und es starrte das Herz in Betäubung.
Aber nachdem der Cyklop den mächtigen Wanst sich gefüllet,
Menschenfleisch einschlingend, und drauf den lauteren Milchtrunk;
Lag er im Felsengeklüft langhin durch die Herde gebreitet.
Jetzo erwog ich den Rat in meiner erhabenen Seele,
Näher zu gehn, und hurtig das Schwert von der Hüfte mir reißend,

Ihm zu durchstoßen die Brust, wo Zwerchfell grenzet und Leber,
Mit nachdrängender Hand; doch hielt mich ein andrer Gedank ab,
Denn dort wären auch wir des schrecklichen Todes gestorben:
Nicht ja hätten wir alle vermocht, von der Höhe des Eingangs
Weg mit den Händen zu rücken den Felsblock, welchen er vorhob.
Also seufzeten wir und harrten der heiligen Frühe.
Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg;
Jetzo zündet' er Feuer, und melkte die stattliche Herde,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt' er ans Euter.
Aber nachdem er geeilt zu fertigen seine Geschäfte,
Packt' er abermal zween machtvoll, und bestellte die Frühkost.
Als er geschmaust, da trieb er die weibliche Herd aus der Felskluft,
Sonder Müh abhebend den mächtigen Block; und von neuem
Setzt' er ihn vor, wie wenn er den Deckel setzt' auf den Köcher.
Fort nun trieb der Cyklop mit gellendem Pfeifen sein Mastvieh
Bergwärts; aber ich selbst blieb dort voll arges Entwurfes,
Ob ja vergelten ich möcht', und Ruhm mir gewährt Athenäa.
Dieser Gedank erschien dem Zweifelnden endlich der beste.
Drinnen lag des Cyklopen gewaltige Keul' an der Stallung,
Grün, von des Ölbaums Stamm; er haute sie, künftig zu tragen
Wann sie gedorrt; uns aber erschien sie etwa von Ansehn
Gleich dem erhabenen Maste des zwanzigrudrigen Lastschiffs,
Das breitbäuchig die Bürd' hinträgt durch schwellende Wasser:
Gleich ihm schien sie an Läng', und gleich an Dicke von Ansehn.
Davon haut' ich genaht, soviel die Klafter umspannt,
Reichte den Pfahl den Genossen, und glatt ihn zu schaben gebot ich.
Rasch auch glätteten sie; dann ging ich selber und schärft' ihn
Oben, und brannt' ihn vor, in lodernder Flamme gewendet.
Diesen darauf verbarg ich mit Sorgfalt unter dem Miste,
Welcher umher durch die Höhl' in unendlicher Menge gestreut war.
Aber die anderen trieb ich, das Los mit einander zu werfen,
Wer daran sich wagte, mit mir den erhobenen Ölbrand
Dem in das Auge zu drehn, wenn sanft ihm nahte der Schlummer.
Und es traf, die ich selbst mir auszuwählen gewünschet,
Vier der Freund'; und der fünfte war ich, der zu ihnen sich darbot.
Jetzt am Abende kam er, der Hirt schönfließiger Herden;
Schnell in die räumige Kluft nun trieb er das weibliche Mastvieh,
Alles zugleich nichts lassend im hochumhegeten Vorhof.
Weil er vielleicht argwöhnte; vielleicht auch fügt' es ein Gott so.
Auf nun schwang er und stellte den mächtigen Fels vor den Eingang.
Setzte sich dann und melkte die Schaf' und meckernden Ziegen,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt' er ans Euter.
Aber nachdem er geeilt zu fertigen seine Geschäfte,
Packt' er abermal zween machtvoll und bestellte die Nachtkost.
Jetzo begann ich selber, und sprach dem Cyklopen genahet,
Eine hölzerne Kanne des dunkelen Weins in den Händen:
Nimm, o Cyklop, und trink; auf Menschenfleisch ist der Wein gut!
Daß du lernst, wie köstlich den Trunk hier hegte das Meerschiff,
Welches uns trug. Dir bracht' ich zur Sprenge nur, wenn du erbarmend
Heim mich zu senden gewährst. Doch du wütest ja ganz unerträglich!

Böser Mann, wie mag dir ein anderer nahen in Zukunft,
So viel Menschen auch sind, du hast nicht billig gehandelt!
Also ich selbst; da nahm er und leerete; und mit Entzückung
Trank er das süße Getränk; dann bat er mich wieder von neuem:
Gieb mir noch eins willfährig und sage mir auch wie du heißest,
Jetzo gleich, daß ich wieder mit Gastgeschenk dich erfreue.
Denn auch uns Cyklopen gebiert das fruchtbare Erdreich
Hier großtraubigen Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Doch dem strömte der Saft von Ambrosia selber und Nektar!
Jener sprachs; ihm gab ich des funkelnden Weines von neuem.
Dreimal schenkt' ich ihm voll, und dreimal leert' er in Dummheit.
Aber sobald dem Cyklopen der Wein die Besinnung umnebelt,
Jetzo begann ich wieder, und sprach mit schmeichelnden Worten:
Meinen Namen, Cyklop, den Gepriesenen? Siehe, du sollst ihn
Wissen; nur reiche mir du das Geschenk auch, wie du versprachest.
Niemand ist mein Name, denn Niemand nennen mich alle,
Mutter zugleich und Vater, und andere meine Genossen.
Also ich selbst; und sogleich antwortet' er grausames Herzens:
Niemand denn verzehr' ich zuletzt nach seinen Genossen,
Alle die andern zuvor; das soll dein gastlich Geschenk sein.
Sprachs, und zurückgelehnt hin taumelt' er; jetzo sich dehnend,
Lag er mit feistem Nacken gekrümmt; ihn faßte des Schlummers
Allgewaltige Kraft, und dem Schlund entstürzten mit Weine
Stücke von Menschenfleisch, die trunkenen Mutes er ausbrach.
Schnell nun steckt ich den Pfahl in den glimmenden Haufen der Asche,
Daß er Feuer mir fing', und redete meinen Genossen
Herzhaft zu daß keiner zurück mir führe vor Zagheit.
Aber da gleich nunmehr der Olivenpfahl in dem Feuer
Brennen wollt', auch grün wie er war, und funkelte furchtbar;
Trug ich ihn schnell aus dem Feuer hinan, und die meinigen ringsum
Stellten sich; aber mit Mut beseelt uns kräftig ein Dämon.
Jene, zugleich aufhebend den abgespitzeten Ölbrand,
Stießen ins Aug' ihm hinab; und ich, in die Höhe gerichtet,
Dreh'te. Wie mit dem Bohrer ein Mann den Balken des Schiffes
Bohrt, und jene von unten herum ihn drehn mit dem Riemen
Fassend an jeglicher Seit', und stetiges Laufs er hineindringt;
Also fest in das Auge den glühenden Pfahl ihn haltend,
Dreheten wir, daß Blut siedheiß um den laufenden aufquoll.
Alle Wimpern umher und die Brauen ihm sengte die Lohe
Seines entflammten Sterns; und es prasselten brennend die Wurzeln.
Wie wenn ein Meister in Erz die Holzaxt, oder das Schlichtbeil,
Taucht in kühlendes Wasser, das laut mit Gesprudel emporbraust,
Härtend durch Kunst; denn solches ersetzt die Kräfte des Eisens:
Also zischt' ihm das Aug' um die feurige Spitze des Ölbrands.
Graunvoll brüllt' er Geheul laut auf, daß der Felsen umherscholl;
Und wir, bebend vor Angst, entflüchteten. Jener in Hast nun
Riß aus dem Auge den Pfahl, von triefendem Blute besudelt,
Welchen er ferne von sich fortschleuderte, tobend vor Unsinn;
Und nun rief die Cyklopen der brüllende, welche benachbart
Wohnten im Felsengeklüft um des Strands windhallende Häupter.
Jene vernahmen den Ruf, und wandelten dorther und daher,
Und um die Höhle gestellt, erforschten sie, was ihn betrübte:

Was doch geschah, Polyphemos, zu Leide dir, daß du so brüllest
Durch die ambrosische Nacht, und uns aufweckest vom Schlummer?
Ob dir die Herden vielleicht der Sterblichen einer hinwegraubt,
Oder dich selbst auch tötet, durch Arglist oder gewaltsam?
Wieder begann aus der Höhle das Ungeheur Polyphemos:
Niemand tötet mich, Freunde, durch Arglist; keiner gewaltsam!
Drauf antworteten jene und schrie'n die geflügelten Worte:
Nun wofern mit Gewalt dich Einsamen keiner beleidigt;
Krankheit von Zeus, dem erhab'nen, vermag kein Mittel zu wenden.
Du denn flehe zum Vater, dem Meerbeherrscher Poseidon.
Jene schrie'n's und enteilten; und inniglich lachte das Herz mir
Daß mein Name getäuscht und der wohlersonnene Ratschluß.
Doch der Cyklop, aufstöhnend vor Qual und jämmerlich winselnd,
Tappt' umher mit den Händen, und nahm den Fels von dem Eingang;
Setzte sich dann inwendig der Pfort', und die Hände verbreitend
Tastet' er, einen zu fahn, der hinausging unter den Schafen:
Denn so ganz einfältig, vermutet' er, würd' ich ihm handeln.
Aber ich selbst ratschlagte, wie doch am besten zu thun sei,
Ob ich vielleicht die Genossen vom Jammertot und mich selber
Rettete. Tausend Entwürf' und verschlungene Listen entwarf ich;
Denn es galt um das Leben, und fürchterlich drang die Entscheidung.
Dieser Gedank' erschien dem Zweifelnden endlich der beste.
Widder waren daselbst, dichtbuschiger Vließ und gemästet,
Groß und stattlich an Wuchs, mit dunkeler Wolle bekleidet.
Diese verband ich geheim mit zähgeflochtenem Reifig,
Wo der Cyklop auf schlief, das gesetzlos denkende Scheusal,
Drei und drei: so trug mir der mittlere einen der Männer,
Und zween andere gingen beiher, zu der Freunde Beschirmung.
Jeglichen trugen demnach drei Böcke mir, aber ich selber
Wählte den stattlichsten Bock, der weit vorragte vor allen:
Diesen faßt' ich am Rücken, und unter dem wolligen Bauch hin
Lag ich gewälzt, und darauf im herrlichen Flockengekräusel
Hielt ich fest die Hände gedreht, ausdaurendes Herzens.
Also seufzeten wir und harrten der heiligen Frühe.
Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Jetzt nacheinander entsprang die männliche Herd auf die Weide;
Doch sie dort, ungemelkt um die Stallungen blökten die Mütter,
Strotzend die Euter von Milch. Ihr Herr, den schreckliche Qualen
Folterten, saß die Rücken der sämtlichen Widder betastend,
So wie sie grad' aufstiegen, und ahnte nicht in der Dummheit,
Daß ich sie unter die Brust der wolligen Böcke gebunden.
Langsam wandelte nun mein Bock zur Pforte des Felsens,
Schwer mit Wolle beladen, und mir, der mancherlei dachte,
Ihn auch betastet', und sprach das Ungeheur Polyphemos:

Böckchen, o Freund, wie trabst du so hinter der Herd' aus dem Felsen?
Nie ja duldest du sonst, daß andere Schafe vorangehn;
Sondern zuerst ereilst du die Flur voll Gräschen und Blümlein,
Mächtiges Schritts; auch zuerst an strömende Bäche gelangst du;
Und auch zuerst in den Stall arbeitest du wiederzukehren,
Dämmert es. Jetzt nach allen der äußerste? Ob dich das Auge
Deines Herrn so betrübt? das der tückische Mann mir geblendet,
Samt dem losen Gesindel, mit Wein mir die Seele betäubend,

Niemand, der wohl schwerlich bereits dem Verderben entflohn ist!
Wenn du nur so dächtest wie ich, und Sprache verständest,
Mir zu sagen, wo der vor meiner Gewalt sich versteckt hält;
Traun dann sollte sein Hirn durch die Höhle mir hiehin und dorthin
Aus dem zerschmetterten spritzen am Grund; dann sollte das Herz mir
Wohl sich erlusten des Wehs, das der Taugenichts brachte, der Niemand!
Also sprach der Cyklop und ließ den Widder hinausgehn.
Als wir ein wenig entfernt von der Höhl' uns sahn und dem Vorhof,
Macht' ich unter dem Widder mich los, und löste die Freund' auch.
Ohne Verzug die feisten und keck herschreitenden Böcke
Trieben wir, viel umwendend in Krümmungen, bis wir zum Meer-
Schiff kamen. Mit herzlicher Freud' ersahn uns die lieben Genossen,
Die wir entrannen dem Tod', und jammerten laut um die andern.
Aber ich duldet' es nicht, und wehrete jeglichem winkend,
Daß er weint'; und gebot, nur die Trift schönfließiger Böcke
Hurtig ins Schiff einwerfend, die salzige Flut zu durchsteuern.
Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.
Als ich soweit nun war, wie erschallt volltönender Ausruf,
Jetzo laut zum Cyklopen die kränkenden Worte begann ich:
Ha Cyklop, doch keines verächtlichen Mannes Genossen
Fraßest du dort im hohlen Geklüft mit gewaltiger Stärke!
Endlich mußten ja wohl des Frevels Thaten dich treffen!
Grausamer, weil du die Gäste so ungescheut in der Wohnung
Eingeschluckt; drum strafte dich Zeus und die anderen Götter!
Also ich selbst; da ergrimmte noch weit zornvoller der Wütrich;
Und er entsandt' abreißend das Haupt des großen Gebirges.
Aber er warf jenseits des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs,
Wenig, und kaum verfehlt' er des Steuers Ende zu treffen.
Hoch auf schwoll das Gewässer vom niederstürzenden Felsblock;
Und schnell rast' ans Gestade die rückwärts wogende Brandung
Flutend das Schiff aus dem Meer, und strudelt' es nahe zum Ufer.
Aber ich selbst mit den Händen ergriff den mächtigen Schafter,
Stieß vom Land', und ermahnte mit dringendem Ernst die Genossen,
Anzustrengen die Ruder, damit wir entflöhn aus dem Unglück.
Mit zuwinkendem Haupt; und sie stürzten sich rasch auf die Ruder
Als nun doppelt so weit fortschiffend ins Meer wir gekommen
Jetzo rief ich von neuem dem Wüterich. Aber die Freunde
Hemmten mich, andere anderswoher, mit freundlichen Worten:
Unglückseliger, strebst du den grausamen Mann zu erbittern,
Der nur eben ins Meer hinwarf sein Geschoß, und das Schiff uns
Rückwärts rast' ans Gestade, wo gleich zu verderben wir dachten?
Hätt' er dich Redenden nur, ja den Laut nur der Stimme gehöret;
Wahrlich zerschellt hätt' er allen das Haupt, und des Schiffes Gebälk auch,
Unter dem zackigen Felsengeschoß! So weiß er zu schleudern!
Also die Freund', umsonst das erhabene Herz mir beredend;
Dennoch rief ich von neuem ihm zu mit ereiferter Seele:
Höre, Cyklop, wofern dich ein sterblicher Erdebewohner
Jemals fragt um des Auges erbarmungswürdige Blendung;
Sag ihm: der Städteverwüster Odysseus hat mich geblendet,
Er des Laertes Sohn, wohnhaft in Ithaka's Eiland!
Also ich selbst, doch laut mit Geheul antwortete jener:

Wehe, gewiß nun trifft mich ein Los uralter Verkündung!
Hier war einst ein Prophet, ein Mann so groß und gewaltig,
Telemos, Eurymos Sohn, der kundigste Seher der Zukunft,
Welcher allhier weissagend bei uns Cyklopen gealtert.
Dieser sprach, wie das alles dereinst mir käm' in Erfüllung,
Durch des Odysseus Hände beraubt zu sein des Gesichtes.
Doch erwartet' ich stets, ein großer und stattlicher Kernmann
Sollte daher einst kommen, mit Kraft und Stärke gerüstet;
Und nun hat so ein Ding, so ein elender Wicht, so ein Weichling,
Mir mein Auge geblendet, nachdem er mit Wein mich bewältigt!
Komm doch heran, Odysseus; damit ich als Gast dich bewirte,
Und ein Geleit dir schaffe vom mächtigen Ländererschütterer;
Denn ihm bin ich ein Sohn, und er rühmt sich meinen Erzeuger!
Auch wird der mich heilen, gefällt es ihm; keiner der andern,
Weder ein seliger Gott, noch ein sterblicher Erdebewohner.
Jener sprachs; und ich selbst antwortete, solches erwidernd:
Könnt' ich nur so sicher der Lebenskraft und des Geistes
Dich entlediget sehen in Aides Schattenbehausung,
Als nicht heilt dein Auge sogar der Ländererschütterer!
Also ich selbst; doch jetzo dem Meerbeherrscher Poseidon
Flehet' er, streckend die Hände zum Sterngewölbe des Himmels:
Höre mich Poseidon, Umuferer, Finstergelockter!
Bin ich fürwahr dein Sohn, und rühmst du dich meinen Erzeuger:
Gieb, daß nicht heimkehre der Städteverwüster Odysseus,
Er, des Laertes Sohn, wohnhaft in Ithakas Eiland!
Ward ihm aber bestimmt, die Freunde zu schaun, und zu kommen
In das begüterte Haus, und die heimischen Fluren der Vater;
Laß ihn spät, unglücklich, entblößt von allen Genossen,
Kehren auf fremdem Schiff, und Elend finden im Hause!
Also flehet' er laut; ihn hörete Poseidon.
Wieder darauf erhob er ein noch viel größeres Felsstück,
Sandt' es daher umschwingend, und strengt' unermeßliche Kraft an.
Aber er warf diesseits des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs,
Wenig, und kaum verfehlt' er des Steuers Ende zu treffen.
Hoch auf schwoll das Gewässer vom niederstürzenden Felsblock,
Vorwärts wogend das Schiff, und strudelt' es nahe zum Ufer.
Als wir nunmehr zur Insel gelangeten, dort wo die andern
Schöngebordeten Schiffe gedrängt verweilten, und ringsum
Saßen die Freund' in Trauer, und uns beständig erwartend;
Schoben wir, dort anlandend, das Schiff ans sandige Ufer;
Als dann stiegen wir selbst am Wogenschlage des Meeres.
Auch die erbeutete Herd', aus dem räumigen Schiffe genommen,
Teilten wir gleich, daß keiner mir leer ausginge des Gutes.
Doch mir gaben den Widder die hellumschienten Genossen
Vor den geteileten Böcken voraus. Ihn bracht' ich am Ufer
Kronos Sohn im Donnergewölk, dem Ordner der Welt Zeus,
Weihend, und brannte die Schenkel. Allein er verschmähte das Opfer,
Unversöhnt, und beschloß den Untergang der gesamten
Schöngebordeten Schiff', und wert mir geachteten Freunde.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Saßen wir, reichlich mit Fleisch und lieblichem Wein uns erquickend.
Als die Sonne nunmehr absank, und das Dunkel heraufzog;
Jetzo ruheten wir am Wogenschlage des Meeres.
Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg;

Jetzo mit dringendem Ernst ermahnt ich meine Genossen,
Selber einzusteigen, und abzulösen die Seile.
Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.
Also steurten wir fürder hinweg, schwermütiges Herzens,
Froh aus der Todesgefahr, doch beraubt der lieben Genossen.

XIII.

Das eine Auge.

Der Glaube an die Existenz von Riesen liegt so nahe, daß darüber kein Wort zu verlieren ist.

Man sah Wälle und andere mauerartige Gebilde, die so aussahen, als ob sie künstlich errichtet seien. Da Menschenarme die Blöcke, aus denen sie bestanden, nicht hätten heben können, so war der Gedanke nicht fernliegend, sich Riesen als Baumeister vorzustellen. Diese Art von Cyklopen kommen hier garnicht in Betracht.

Das gleiche gilt von den Cyklopen, zu deren Vorstellung die Thätigkeit feuerspeiender Berge Anlaß gab. Sie wurden deshalb als Gehülfen des Hephästus gedacht, dem sie die Blitze schmieden halfen.

Sodann lehrte die alltägliche Erfahrung, daß es oft sehr große Menschen gab, die jedoch nicht selten durch die Klugheit kleiner Personen bezwungen wurden. Da nun der Mensch, namentlich im Kampfe mit den Geschöpfen, die ihm an Körperkraft unendlich überlegen waren, diese nicht bloß häufig besiegte, sondern sie wie die Pferde, Kamele, Elefanten obendrein zähmte und sie zu seinen Dienstleistungen benutzte, so mußten ihm Erzählungen, in denen Riesen von Zwergen überwunden wurden, besonders nahe liegen. Und so sind diese denn auch in Unzahl vorhanden. Die Geschichte vom kleinen David, der den Goliath bezwingt, ist typisch.

Wie tief diese Anschauung im Menschenherzen begründet ist, ersehen wir z. B. daraus, daß die nüchtern und praktisch denkenden Amerikaner, denen doch kein Mensch einen Überfluß von Phantasie nachsagen wird, die Sprengung eines Felsens durch die Hand des kleinen Töchterchens ihres Präsidenten vornehmen ließen. Die Handbewegung eines Kindes

machte den Felsen lautlos versinken. — Welcher Triumph des menschlichen Geistes über die rohe Masse!

So erscheint denn auch zunächst die Blendung eines Riesen durch einen Menschen weiter nichts als eben ein Ausfluß dieser Anschauung zu sein, wie ja auch die Bezwingung der Trolde (vgl. S. 54) durch Knaben sich aus diesem Grunde erklären läßt. Das ist um so wahrscheinlicher, als man eine Reihe von Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten feststellen kann, die sich leicht erklären. Wer phantasiert, der kann eben Widersprüche leicht übersehen.

Während aber die sonstigen Begegnungen mit Riesen sich leicht als reine Phantasieen nachweisen lassen, ist bei der homerischen Darstellung manches angeführt, was nicht rein erdacht sein kann. Um das Resultat vorweg zu nehmen, so ist dieses folgendes. Sie enthält eine uralte Erinnerung an eine Begegnung mit einem Gorillamenschen. Als man später das Verständnis hierfür verloren hatte, schweißte man sie mit einer anderen Erzählung von der Art, wie sie Grimm in Menge anführt, zusammen.

Der Kernpunkt der Erzählung ist folgender. Man geriet mit einem solchen Unhold zusammen und entrann demselben dadurch glücklich, weil er unter den in Stich gelassenen Vorräten Wein fand und sich daran berauschte.

Woran kann man jedoch erkennen, wo Wahres und Falsches steckt? — Einfach daran, daß das eine sich widerspricht, das andere nicht.

Es giebt jedoch glücklicherweise noch ein anderes vorzügliches Beweismittel. Odysseus kommt auch mit anderen Riesen, nämlich mit den Lästrygonen zusammen. Obwohl eine Reihe charakteristischer Merkmale dabei nicht angegeben werden, sieht die herrschende Meinung nichts als eine Verdoppelung darin. Man entblödet sich also nicht, Homer auf das Niveau eines langweiligen Schwätzers zu stellen, der zweimal dasselbe erzählt, obwohl schon Odysseus selbst (Od. Buch XII, 452) dagegen energisch protestiert.

Gerade also in diesen Abweichungen von den Lästrygonen und den anderen Riesengeschichten liegt der Kern der Erzählung, wie sich später herausstellen wird.

Zuvörderst sollen jedoch die Phantasiegebilde und Ausschmückungen als solche nachgewiesen werden.

Die Begegnung der Knaben mit den Trolden ist reine Erfindung. Säugetiere wie überhaupt höher organisierte Geschöpfe mit einem Auge giebt es ganz unzweifelhaft nicht, meherer Geschöpfe mit einem Auge zusammen erst recht nicht. Da Affen und Menschen und demnach auch Riesen gut sehen

und demgemäß schlecht riechen können (cf. S. 92), so sind alle Erzählungen von schlimmen Augen von Riesen von vornherein höchst unwahrscheinlich. Ebenfalls sind angebliche Ausrufe wie: „Ich wittere Menschenfleisch oder Christenblut" als Erfindungen zu betrachten, da sie eine Sinnesschärfe voraussetzen, die bei großen Menschen nicht anzunehmen ist.

Daß die Knaben sich mit den Trolden haben verständigen können, ist ebenfalls nicht zu glauben.

Da also lauter Unwahrscheinlichkeiten vorliegen, so zeigt sich eben hierdurch die Erzählung als ein Phantasiegemälde.

Wunderbarerweise kommt nun die Blendung von Riesen so häufig vor, daß man beinahe vermuten könnte, es stecke etwas Wahres dahinter.

Aber die Sache erklärt sich sehr leicht. Wer einen Riesen bezwingen will, muß dessen schwächsten Punkt ausfindig machen. Das ist nun unzweifelhaft das Auge. Ohne Sehkraft ist selbst der Riese nicht zu fürchten. Deshalb blendet man den gefangenen Simson.

Überall sehen wir denselben Vorgang; schwache Geschöpfe pflegen ihre Angriffe gegen die Augen stärker zu richten. Die Frau droht dem riesenstarken Mann mit den Worten: Du, ich kratze Dir die Augen aus! Tiere, die im Vergleich zu uns Zwerge sind, machen es oft ebenso. Die Glucke richtet ihre Angriffe gegen die Augen des Kommenden. In Böhmen kam es vor einigen Jahren mehrmals vor, daß angeschossene Rohrdommeln dem Jäger, der sie in die Hand genommen hatte, blitzschnell ein Auge ausstachen.

Bei aller Hochachtung vor Grimm dürfte die Bemerkung gestattet sein, daß die Erzählung von den Trolden nicht die ursprüngliche, sondern umgekehrt die spätere ist. Kann nämlich ein Mensch einen Riesen durch Blendung bezwingen, so überwältigt er sogar drei Riesen, falls sie nur zusammen ein Auge haben. Wenn nun das Auge so locker sitzt, daß es bei einem Stoße gegen den Körper herausfällt, dann kann schließlich ein Knabe dasselbe leisten.

So erweist sich die Sache als eine Ausgeburt grübelnder Phantasie, die darin schwelgt, daß ein noch unerwachsener Mensch bereits drei Riesen bezwingen kann.

An sich ist sie so thöricht, wie nur denkbar. Die Natur ist viel zu weise, ein so kostbares Gut nur einmal zu schenken, sie giebt jedem höher organisierten Geschöpfe ein Reserveauge mit. Das konnte jedoch den Phantasten nicht in den Kram passen, denn ein Auge läßt sich natürlich leichter ausstechen als zwei. Schilderte ein Erzähler, wie ein Mensch einem zweiäugigen Riesen die Augen ausstach, so war es immer

unwahrscheinlich, daß das Vorhaben gelang. Jeder, dem in ein Auge gestochen wird, zuckt unwillkürlich zurück und macht dadurch das Gelingen der gänzlichen Blendung unwahrscheinlich.

Die einäugigen Riesen sind deshalb naturgemäß konstruiert worden, um diese Unwahrscheinlichkeit des Gelingens zu beseitigen.

Nach denselben Grundsätzen lassen sich bei Homer die Phantasieauswüchse leicht nachweisen.

Unwahr ist die Existenz eines einäugigen Geschöpfes. Zwar behauptet sie Homer nicht ausdrücklich, aber sie geht aus der Erzählung hervor. Man hatte eben die ursprüngliche Erzählung nicht mehr verstanden, namentlich nicht, was κύκλωψ bedeutet. Unwahr ist die Art der Blendung. Selbst dem größten lebenden Geschöpf, dem Potwal, der bei mehr als 20 m Länge ein Gewicht von etwa 3000 bis 4000 Ctr. besitzt, kann man unzweifelhaft mit einem Schwerte ein Auge ausstechen. Daß Odysseus dazu einen glühenden Pfahl nebst vier Mann brauchte, ist lächerliche Übertreibung.

Unwahr ist die Unterhaltung, ebenso der Name Niemand. Diese Erzählung ist weit verbreitet; der Schiffer an der Havel, der z. B. den Nix prügelt, erreicht denselben Effekt, indem er sich: Selbergethan nennt.

Unwahrscheinlich ist, daß er, der Sprecher, nicht sofort gefressen wird, ebenso daß keiner von den vier ausgelosten Genossen gepackt wird. In anderen Erzählungen ist die Schonung desAnführers mit dessen Magerkeit begründet, einer Eigenschaft, die bei Anführern nicht sehr wahrscheinlich klingt.

Unwahrscheinlich ist die Flucht durch die Widder, da Odysseus wohl seine Gefährten fest binden konnte, aber sich nicht selbst.[1])

Über die doppelte Rufweite kann man geteilter Ansicht sein. Odysseus konnte ja noch einmal so stark rufen als gewöhnlich.

Unwahrscheinlich ist das Werfen mit Steinen durch einen Blinden und deren Wirkung.

Unwahr ist das Beten. Das steht im Widerspruch mit dem Anfange V. 275.

Unwahr ist die Erzählung von dem Propheten. Das steht im Widerspruch mit V. 115, 187. Sie verkehrten ja nicht einmal mit einander, viel weniger mit fremden Personen.

[1]) Genügte es, daß er sich festhielt — was man sich schwer vorstellen kann — so war das Festbinden der Genossen sehr unklug. Denn ein ertappter Festgebundener konnte dem blinden Riesen nicht mehr entschlüpfen.

Unwahr ist deshalb auch das Kommen der anderen Cyklopen in der Nacht. Krankheit bei Naturmenschen ist ebenfalls unwahrscheinlich. Das Beten ist aber ebenfalls mit V. 275 widersprechend.

Kümmerten sich aber die anderen Cyklopen wirklich um Polyphem, so daß sie selbst in der Nacht kamen, so war es höchst wunderbar, daß sie am anderen Morgen sich nicht einfanden, um nach seinem Befinden zu sehen. Wenn Polyphem in der Trunkenheit ihnen die Blendung nicht auseinander setzen konnte, so war es doch am andern Morgen, als er wieder einen klaren Kopf besaß, das nächstliegende, die Genossen wiederum zu rufen. Es ist direkt unglaublich, daß er allein das Betasten der Widder übernahm. Als er nun den Odysseus rufen hörte, da war es doch das Natürlichste, die anderen Cyklopen zur Verfolgung herbeizurufen. Wenn er sogar als Blinder das Schiff beinahe zum scheitern brachte, so mußte es doch für seine sehenden Landsleute eine Kleinigkeit sein, ihn zu rächen.[1])

Für einige Unwahrscheinlichkeiten liegt die Erklärung klar zu Tage.

Odysseus muß alle möglichen Abenteuer erleben, namentlich Schiffbruch erleiden, ehe er nach Hause kommt. Daher muß ihm der Meergott feindlich gesinnt sein. Umgekehrt muß Polyphem — da das Meer die größten Ungetüme hervorbringt — ein Sohn des Meergottes sein. So war die Blendung des Riesen ein willkommener Grund, die Verzögerung der Heimkehr zu erklären.

Ferner dringt bei den Griechen bei vielen Gelegenheiten die Vorstellung durch, daß niemand seinem Schicksal entfliehen kann. So mußte denn auch dem Polyphem seine Blendung prophezeit sein. Auf diese Weise kommt der Prophet zu den Cyklopen, wo er garnicht hingehört.

Erwägt man, welche Bedeutung das Steinschleudern bei den nordischen Völkern, in den Sagen von Brunhilde u. s. w. hat, so könnte man vermuten, daß es ursprünglich nur den Lästrygonen nachgesagt und erst nachträglich von dem Cyklopen erzählt wurde.

Dieser Teil der Erzählung — darin hat W. Grimm völlig Recht — ist lediglich Phantasiegebilde.

Den ursprünglich historischen Teil können wir daran erkennen, daß er bei den anderen Geschichten von Riesen

---

[1]) Wenn sie auch keine Schiffe besaßen, so konnten sie doch dem Odysseus schwimmend nachsetzen.

nicht vorkommt und Beobachtungen enthält, die an sich unverständlich wären, wenn nicht wirkliche Begebenheiten vorlägen.

Nehmen wir an, daß es sich um einen Gorillamenschen gehandelt hat, so würde folgendes genau stimmen:

Auf die Größe und Stärke soll weiter kein großes Gewicht gelegt werden. Da die Affen längere Arme und kürzere Beine als Menschen besitzen, so müßte ein entsprechender Mensch größer als ein Gorilla, also bedeutend größer als zwei Meter gewesen sein.

Die Kraft muß der des Gorilla entsprechend gewesen sein. Koppenfels hält den Gorilla für stärker als einen Bären. Von diesem weiß man, daß seine Kraft ungefähr als die von zwölf Männern geschätzt wird. Brehm führt folgende Beispiele an (Bd. II S. 220):

„Ist Meister Braun einmal dreist geworden, so kommt er auch an Ställe heran und versucht, deren Thüren zu erbrechen oder, wie in Skandinavien mehrmals geschehen sein soll, deren Dächer abzudecken. Seine außerordentliche Stärke ermöglicht es ihm, selbst große Beutetiere fortzuschaffen. Von der ungemeinen Kraft starker Bären giebt Krementz mehrere Beispiele. Ein Bär zerbrach im Todeskampfe 8 bis 10 cm dicke Kiefernstangen; ein anderer nahm eine eben geschlagene und noch zappelnde Kuh mit den Vorderbranten und trug sie, erhoben gehend, durch einen Bach in den Wald. Einen am Feuer sitzenden Waldwärter überfiel ein unbeabsichtigt aus seinem Winterlager aufgeschreckter Bär von hinten, und zerschmetterte ihm durch einen mächtigen Schlag und Ruck mit den Vorderbranten den Hirnschädel, so daß augenblicklicher Tod erfolgte. Ein vierter zog einen in eine Grube gestürzten lebenden Elchhirsch, dessen Gewicht an 300 kg. geschätzt wurde, aus dieser heraus und schleifte ihn einen halben Kilometer weit durch den Sumpf."

Von der riesigen Kraft der großen Affen wird viel erzählt, ohne daß man genauere Beispiele anführt. Von dem jungen vorhin erwähnten Orang-Utan Rolph, der leider vor zwei Jahren gestorben ist, erzählte mir der Wärter folgendes. Wenn der Affe mit einigen Fingern eine Eisenstange festhielt, so konnte er — ein ziemlich kräftiger Mann — mit beiden Armen aus Leibeskräften am anderen Ende ziehen, ohne daß der Affe deswegen den gebeugten Arm streckte. An Entreißenkönnen war überhaupt kein Gedanke. Da der Orang-Utan ebenfalls erst mit 16—20 Jahren erwachsen und sicherlich nicht kräftiger als der Gorilla ist, so kann man wohl glauben, daß ein Gorillamensch einen Felsen heben kann, den zwölf Männer

nicht schieben können, zumal wenn sie schlecht an ihn herankommen können.

Die Behaarung scheint aus V. 191 ὑλήεντι hervorzugehen, bei den Lästrygonen wird dieses Beiwort nicht erwähnt[1]).

Die Vorliebe für den Weingenuß ist gerade bei den Affen höchst charakteristisch. Brehm sagt darüber folgendes (Bd. I S. 178):

„Alle unsere Paviane teilten mit den Eingeborenen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudanesen aus den Körnern der Durra oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudanesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rotwein tranken die Affen auch, Branntwein dagegen verschmähten sie stets. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Tiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermütig, leidenschaftlich, tierisch, kurz, gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen betrunkenen Menschen. Am anderen Morgen stellte sich der Katzenjammer mit allen seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige, sie hielten sich auch wohl wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargebrachte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Zitronen außerordentlich; sie gebärdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich und würden unzweifelhaft dem Heringe die gebührende Ehre angethan haben, hätten wir ihnen denselben nur reichen können." —

Polyphemos heißt nicht der Weitberühmte, sondern wie

---

[1]) Vom Kyklopen heißt es: ῥίῳ ὑλήεντι ὑψηλῶν ὀρέων, von der Königin der Lästrygonen: ὅσην τ'ὄρεος κορυφήν. Sollte sich ὑλήεις nur auf das Haupthaar beziehen, so war es doch bei einer Frau erst recht am Platze. — Ein merkwürdiger Zufall ist es — oder ist es kein Zufall? — daß der männliche Gorilla (vgl. S. 114) einen mächtig entwickelten Scheitelkamm (First = ῥίον) besitzt.

die Anhänger des Sonnenmythus Grimm, Osterwald u. a. ebenfalls behaupten: der Brüller. Nun ist es natürlich, daß besonders große Menschen auch besonders laut schreien können, deshalb heißt es von dem Herrscher der Lästrygonen τεῦχε βοήν. Aber trotzdem giebt es keinen Polyphem unter ihnen. Die Bezeichnung Brüller ist aber deshalb so auffallend, weil gerade vom Gorilla als besonderes Charakteristikum das entsetzliche Gebrüll erwähnt wird.[1]) Auch der Orang-Utan, der einen Brüllsack besitzt, brüllt entsetzlich. Ein dem Gorilla analoges Geschöpf müßte ebenfalls furchtbar haben brüllen können, und die Bezeichnung Polyphemos ist daher nicht nur ganz natürlich, sondern auch außerordentlich zutreffend.

Jeden Zweifel aber schließt die Bezeichnung κύκλωψ aus, die gerade den Gelehrten soviel Kopfzerbrechen verursacht hat.

Einäugige Säugetiere giebt es nicht. Man könnte nun an folgende Erklärung denken.

Affen sehen ausgezeichnet, bei Polyphem ist dasselbe der Fall. Geblendet ist er fast wehrlos. Könnte er wie ein Hund wittern, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die Feinde in der Höhle zu entdecken.

Das kann er jedoch nicht, und hieraus ist nach dem im Kapitel VII Gesagten mit Gewißheit anzunehmen, daß er hervorragend scharfe Augen besaß. Da er nun überdies sehr groß ist, so konnte er manches sehen, was anderen nicht möglich war.

Diese vorzügliche Sehschärfe konnte dahin führen, ihm mehr als zwei Augen anzudichten. Wie in der poetischen Sprache der Orientalen von Wißmann der Mann mit sieben Köpfen genannt wurde, wie die chinesischen Boxer ihrem Götzenbilde acht Arme, wie die Griechen der Artemis mehr als zwei Brüste gegeben haben, so konnte man das gleiche von dem Cyklopen annehmen. Seine riesige Sehschärfe konnte durch drei Augen angedeutet werden, wovon das dritte sich auf der Stirn befand, wie es ja z. B. Grimm vom Bilde des Zeus erwähnt.

Bei ruhiger Betrachtung erscheint jedoch diese Erklärung zu gesucht, zumal ja κύκλωψ garnicht einäugig bedeutet, sondern wie alle zugeben, rundäugig heißt.

Als ich im Geiste die menschenähnlichen Affen, die ich gesehen hatte, Revue passieren ließ und mir die Frage vorlegte: Was würdest du wohl als das Merkwürdigste und Abweichendste vom Menschen bezeichnen — abgesehen von Behaarung,

[1]) Vgl. in Kap. X die Schilderung von Koppenfels.

Gebiß u. s. w. — namentlich was die Augen betrifft, da mußte ich antworten: Man kann häufig die Augen so schwer finden.

Und als ich mir weiter die Frage, vorlegte, weshalb das der Fall sei, mußte ich antworten: Weil sie sich von der Umgebung nicht abheben.

Und als ich auch die Frage, weshalb das der Fall sei, mir vorlegte, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: weil sie kein Weißes im Auge haben, da die Sklerotika bedeckt ist, weil sie — rundäugig, κύκλωπες, sind.

Das ist ja eben das Charakteristische an den Tieraugen — man sehe sich z. B. eine Katze an — daß alle im Gegensatz zum Menschen rundäugig sind.

Die alten Griechen hatten also wieder einmal vorzüglich beobachtet. Sie hatten mit sicherem Instinkt das von dem Menschen Unterscheidende sofort hervorgehoben.

Umgekehrt haben unsere Naturforscher, die sich in der eingehendsten Weise mit den Unterschieden zwischen Affen und Menschen befassen, diesem Umstande nicht die gebührende Beachtung geschenkt. Darwin erwähnt ihn überhaupt nicht, während es doch selbstverständlich wäre, alle unzivilisierten Völker daraufhin genau zu beobachten, wieviel Weißes (bez. Gelbes u. s. w.) bei ihnen im Auge zu sehen ist. Gabriel Max hat auf seinem bekannten Bilde pithecanthropus alalus dem Affenmenschen unverzagt menschenähnliche Augen gegeben, während doch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß er runde Augen wie der Affe besessen hat.[1])

Aber wie beschämt müssen wir überhaupt alle gestehen, was für stümperhafte Beobachter wir sind. Hunderttausende

---

[1]) Unsere Augen gleichen Bildern mit einem weißen Rande, Tieraugen Bildern ohne solchen. — Die kreisrunden Augen des Orang-Utan sind z. B. bei Brehm Bd. I S. 93 und in Meyers Konversationslexikon Bd. I Artikel Affen vorzüglich dargestellt. Dagegen ist bei Brockhaus das Bild schlecht gezeichnet, da hier die Augen schon menschenähnlichere Form haben. Auch in streng wissenschaftlichen Werken ist dieselbe Unrichtigkeit zu beobachten. In R. Hartmanns Werke: Der Gorilla hat auf den Holzschnitten S. 21 der erwachsene weibliche Gorilla sowie auf S. 31 der Orang-Utan durchaus menschliche Augen, während die beiden Gorillas auf S. 160 Tafel I vollständig rundäugig sind. Auch die Augen des jungen Berliner Gorillas (Tafel II und III) sind nach dessen Photographie prima facie cyclopisch, doch läßt sich ein Anflug von Menschenähnlichkeit nicht absprechen, da sie bei genauerem Hinsehen nicht so völlig kreisrund sind wie z. B. die Augen des Orang-Utans bei Brehm. Solche Verschiedenheiten kommen ja auch bei Menschen vor, so soll man bei Goethe das Weiße oberhalb und unterhalb der Iris haben sehen können.

und abermals Hunderttausende haben den Homer gelesen und sich gefragt: wer sind die Cyklopen? Wörtlich heißt κύκλωψ kreisäugig, rundäugig — welches Geschöpf ist rundäugig? Und obwohl wir täglich Hunde und andere Tiere sehen, die alle rundäugig sind, ist noch niemand auf diesen so naheliegenden Gedanken gekommen.

Selbst wer die hier vertretene Ansicht nicht teilt, muß zugeben, daß κύκλωψ übersetzt werden muß mit: ein Geschöpf mit Tieraugen.

XIV.

Zusammenstellung der Gründe, die für die hier vertretene Ansicht und gegen einen Sonnenmythus sprechen.

Lebte nun aber in vergangenen Zeiten ein derartiger Menschenschlag, der wie der Gorilla oder der Bär nie herdenweise sich zeigte, sondern stets einzeln oder nur mit Familie auftrat, so mußte das den gesellschaftlich lebenden Menschen am meisten auffallen. Und was sehen wir nun bei Homer? Gerade dieser Umstand wird gleich Eingangs mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit erwähnt, die Staunen erregen muß: (V. 112 ffge.).

τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες,
ἀλλ' οἵ γ' ὑψηλῶν ὀρέων ναίουσι κάρηνα,
ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι, θεμιστεύει δὲ ἕκαστος
παίδων ἠδ' ἀλόχων, οὐδ' ἀλλήλων ἀλέγουσιν.

Wer sich nicht absichtlich gegen jede Einsicht verschließt, der muß zugeben, daß die hier vertretene Ansicht in diesen Versen die stärkste Unterstützung findet. Selbstverständlich konnte sich bei solchen Einzelindividuen auch keine Religion entwickeln, deshalb hebt Polyphem seine Nichtachtung der Götter ausdrücklich hervor (V. 275). —

Wo kein Staat vorhanden ist, da kann es natürlich auch kein Recht geben. Denn das Recht ist begrifflich eine Schranke, eine Grenzziehung zwischen kollidierenden Ansprüchen. Bei einem Menschen, der allein lebt, giebt es aber keine Kollisionen und demnach auch keine Gesetze.

Daß die Gesetzlosigkeit sich nicht etwa auf völkerrechtswidriges Verhalten gegen Fremde bezieht, erhellt deutlich aus

dem Abenteuer mit den Läſtrygonen. Hier wird der Geſandte des Odyſſeus getötet, gewiß der ärgſte Verſtoß gegen das Völkerrecht. Trotzdem werden die Läſtrygonen nicht als Geſetzesverächter bezeichnet, während es von den Cyklopen bezw. Polyphem ausdrücklich heißt: (V. 106: ἀθεμίστων — V. 189: ἀθεμίστια ἤδη — V. 215: οὔτε δίκας ἐὺ εἰδότα οὔτε θέμιστας — V. 428: ἀθεμίστια εἰδώς u. ſ. w.) Im Gegenteil, damit uns der klaffende Gegenſatz zwiſchen dem Rieſenvolke der Läſtrygonen und den Cyklopen recht deutlich vor Augen geſtellt wird, erwähnt der Dichter in den wenigen Verſen ausdrücklich, 1) daß ein Herrſcher vorhanden iſt, alſo von einem ſtaatenloſen Zuſtande keine Rede ſein kann, wie denn auch unzählige ſofort auf ſeinen Ruf herbeieilen, 2) die Kultur des Volkes — den Palaſt des Herrſchers, 3) noch ganz beſonders, daß der Vater aus der Verſammlung gerufen wurde: ἡ δ' αἰψ' ἐξ ἀγορῆς ἐκάλει κλυτὸν Ἀντιφατῆα.

Kann der ſoziale und der nicht ſoziale Menſch deutlicher geſchildert werden? — Und da redet die herrſchende Meinung von einer Wiederholung eines Abenteuers?

Gerade dieſe Erwähnung von dem Nichtſozialleben der Cyklopen — etwas, worauf doch ein Phantaſt gewiß nicht kommen wird, weil es ganz außerhalb der gewöhnlichen Lebensweiſe der Menſchen liegt — und die fortwährende und ausdrückliche Betonung dieſer Eigentümlichkeit — ferner der Umſtand, daß wir dieſe Merkwürdigkeit niemals in dieſer Ausführlichkeit bei anderen Rieſen hervorgehoben finden, zeigt deutlich, daß hier eine wirkliche Erinnerung an thatſächliche Erlebniſſe vorliegt.

Nach der hier vertretenen Anſicht geht aus den in Kap. XII angeführten Verſen deutlich hervor, daß ein ſolcher Gorillamenſch thatſächlich in früheren Epochen gelebt hat, und daß die Erinnerung daran jahrhundertelang nach ſeinem Ausſterben in Erzählungen gewahrt wurde. Die vollſtändig zutreffenden Beobachtungen von dem Nichtſozial- und Religionsloſsleben und dem Brüllen und der Rundäugigkeit wurden aber in ſpäteren Zeiten nicht mehr verſtanden. Wie auf den Trümmern einer alten Stadt eine neue entſteht, ſo ſetzte ſich die bei allen Völkern beliebte Erzählung eines Kampfes zwiſchen einem liſtigen Menſchen und einem Rieſen an die uralte Erzählung von Polyphem an und verſchmolz mit ihr. Wie Leſſing aus der richtigen Beobachtung des Witterns ein Sehen macht, ſo machte man ebenfalls aus Mangel an Verſtändnis aus Rundäugigkeit Einäugigkeit. Das Schweigen Homers über dieſen Punkt deutet wohl am

besten die Unklarheit an, was denn eigentlich unter κύκλωψ zu verstehen sei. Wie wenig die Menschen aus ihrer Haut heraus können, zeigt deutlich der Widerspruch zwischen V. 275, wo Polyphem sich der Nichtachtung der Götter rühmt im V. 107, wo von den Cyklopen gesagt wird, daß sie im Vertrauen auf die Götter den Acker nicht bestellen. Welcher Vers hat nun Recht? Selbstverständlich V. 275. Nur weil die Griechen so durchdrungen von der Idee waren, daß, wer die Hände in den Schoß legt und den Acker nicht bestellt, ein felsenfestes Zutrauen zu den Göttern haben muß, deshalb ergiebt sich der Schluß: Die Cyklopen treiben keinen Ackerbau, folglich u. s. w. Es ist derselbe Fehlschluß wie bei Lessing. Weil die Menschen sich nach den Augen richten, muß beim Pferd, wenn es bei der Wahrnehmung eines Kameles scheut, ebenfalls das Sehen diese Wirkung ausüben.

Wunderbar ist auch, daß die Schilderung des Thuns und Treibens des Cyklopen so ganz und gar dem Leben eines auf unterster Kulturstufe stehenden Menschen entspricht, wenn man von gewissen Ausschmückungen absieht.

Ausschmückung ist die Unterhaltung, worüber schon vorhin gesprochen ist. Daß ein solcher Gorillamensch hat sprechen können, ist sehr unwahrscheinlich, daher ist der Witz mit dem οὔτις Zusatz. Da der Weinbau eine sehr hohe Kultur voraussetzt, überhaupt schon das Ernten von Getreide das Zusammenwirken mehrerer Menschen erfordert, so ist V. 359 Ausschmückung. Sehr interessant ist das ausdrückliche Hervorheben, daß Ackerbau nicht betrieben wird.

Daß ein Gorillamensch bereits das Feuer kannte, ist unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, da er es von anderen Herdenmenschen hatte absehen können.

Diese gedachten Ausschmückungen ergaben sich wohl von selbst für den Dichter, da er mit einem sprachlosen Ungetüm nichts oder nichts Poetisches hätte anfangen können. Alles andere ist sehr naturgetreu. Kein Kulturgegenstand, nicht einmal ein Hund, ist im Besitze Polyphems. Er hat auch keine Hirtenpfeife, was doch sehr nahe lag. Ebenso besitzt er keine eiserne Waffe, nicht einmal einen Bogen.

Man wird einwenden, wenn Polyphem einen Hund gehabt hätte, so wäre Odysseus und seine Gefährten trotz der Blendung verloren gewesen. Aber ein so kluger Kopf wie der Laertiade konnte nicht bloß Wein für den Riesen, er konnte auch Gift für den Hund mitnehmen.

Im übrigen ist das Betrunkenmachen und die Blendung eine ganz überflüssige Kraftvergeudung. Einem

Schlafenden ein einziges Auge auszubrennen, ist doch keine Heldenthat. Andrerseits konnte Odysseus sehr wohl die Angetrunkenheit des als beschränkt geschilderten Cyklopen zur Rettung benutzen, wie das im Leben und in Erzählungen tausendfach vorkommt.

Der Mangel eines Schatzes bringt die Anhänger des Sonnenmythus zur Verzweiflung, die hier vertretene Ansicht findet gerade darin eine Bestärkung.

Vorhin war ausdrücklich hervorgehoben, daß ein Geschöpf, das nicht sozial lebte, nur in einer sehr fruchtbaren Gegend sein Fortkommen finden konnte. Die Fruchtbarkeit des Cyklopenlandes wird ausdrücklich von dem Dichter als Besonderheit hervorgehoben.

Wo ist nun die Lage des Landes anzunehmen, in dem die Gorillamenschen hausten? Selbstverständlich da, wo die großen Affen noch heute leben, an der westafrikanischen Küste, von der natürlich nur der nördliche Teil in Betracht kommt.

Damit stimmt in der wunderbarsten Weise überein, daß Krichenbauer, nach dem die Cyklopen an der Ostküste wohnen, die Ziegeninsel an der Westküste liegen läßt. Es heißt bei ihm (S. 105): „Ich erinnere zuerst an die kleine Insel vor dem Hafen; sie war im Cyklopenlande beschrieben, wo die Beschreibung weder im Texte der Odyssee noch in der Natur sich passend zeigte. Der Hafen von Garachico aber ist für die Odyssee so wichtig, daß dessen Beschreibung erwartet werden kann. Und in der That hat er die Merkwürdigkeit, daß eine kleine Insel vor demselben liegt: ‚Eine kleine Felseninsel, el Roque, mit abgerundeten Konturen, unbebaut, nur als Weide benützt, liegt Garachico gegenüber und bildet mit dessen Küsten eine Art Meerenge, (Dr. Bolle XI, 83); sie war noch voll Ziegen wildester Art, als die Spanier sie betraten. Hierher paßt wörtlich die Beschreibung dieser Insel IX 116—124 und 131—135; hierher paßt die Beschreibung des vortrefflichen Hafens IX, 136—140.“

Ebenso wunderbar stimmt das mit der Behauptung des Dichters überein, daß die Cyklopen in der Nähe der Phäaken gewohnt hätten, als deren Wohnsitz man die Insulae fortunatae ansieht. Auch Krichenbauer betont diesen Umstand, obwohl seine Auffassung von dem Lande der Cyklopen an der Ostküste Afrikas — eine schöne Nähe! — damit unvereinbar ist. Es heißt bei ihm (S. 98): „Zeus nennt die Phaiaken ἀγχίθεοι V, 35, so wie sie sich selbst rühmen, den Göttern nahe zu sein VII, 205 und 206. Daß diese Gottnähe im lokalen Sinne aufzufassen sei, lehrt

einerseits der Vergleich mit den Giganten und Cyklopen VII, 206, anderseits die ausdrückliche Erwähnung, daß die Phaiaken einst in der Nähe der Cyklopen im Tropenlande Hypereie gewohnt hatten; von diesen geschädigt, seien sie unter Nausithoos nach Scherie ausgewandert, VI, 4—8. Die Phaiaken sind nicht Söhne der Götter, wohnen nicht im Tropenlande selbst, sondern nahe den Göttern, nahe dem Cyklopenlande Hypereie, das heißt sie wohnen im subtropischen Lande. Das ist eine allgemeine Angabe der geographischen Breite von Scherie. Im äußersten Westen im Meere nahe dem Wendekreise liegen nur die Fortunaten.[1]) Die alten Bewohner der Inseln, die Guanchen, gehören wirklich dem Berberstamme an, der durch ganz Nordafrika verbreitet ist; sie mögen als die westlichsten und sanftmütigsten übers Meer gedrängt worden sein. Od. I, 23—25."

Noch sei folgende Möglichkeit ins Auge gefaßt.

Es möchte nämlich jemand einwenden, daß, da heute noch Gorillas an der Westküste Afrikas leben, das Abenteuer des Odysseus als Grundlage einen Zusammenstoß mit einem solchen Tier hat. Das ist jedoch aus folgenden Gründen nicht anzunehmen.

Zwar würde dann Größe und Kraft, ferner die Bezeichnung Polyphem, κύκλωψ und das staatenlose Leben übereinstimmen, ebenso die Vorliebe für den Wein und die Fruchtbarkeit der Gegend — also immerhin der Kernpunkt der Erzählung — jedoch alles andere im Widerspruch damit stehen.

Von einem solchen Tiere zu sagen, daß es ohne Gesetze und ohne Religion lebe, ist doch schon schwer verständlich. Daß der Gorilla keine Menschen frißt und kein Feuer anmachen kann, steht außer allem Zweifel. Unmöglich ist, daß er Schafzucht getrieben hat, was gerade in der größten Ausführlichkeit geschildert wird. Ferner ist er kein Höhlenbewohner, sondern ein Waldtier. Schließlich kommt noch folgendes in Betracht.

Wenn die alten Griechen das Ungetüm so genau betrachteten, daß sie seine Rundäugigkeit als Charakteristikum hervorhoben, so mußten ihnen ebenso auffallen:

1) die hervorragenden, raubtierartigen Eckzähne,
2) die langen Arme, die bis zum Knie reichen,
3) die verhältnismäßig schwachen Füße, die dem Gorilla das Aufrechtgehen unmöglich machen.

[1]) Eine von diesen Inseln heißt nach Plinius Capraria.

Obwohl es also unwahrscheinlich ist, daß es sich um einen Gorilla[1]) handelt, so soll nicht behauptet werden, daß es unmöglich sei. Das soll schon aus dem Grunde nicht geschehen, weil die meisten Leser sagen werden: Der Gorilla existiert noch heute, an den glaube ich; der Gorillamensch ist eine Konstruktion, an die glaube ich nicht.

Sie könnten für ihre Ansicht folgendes geltend machen. Wohl überall, wo große Affen leben, nehmen die in der Nähe wohnenden Menschen nicht den geringsten Anstoß, diese als Verwandte zu bezeichnen. Die Neger behaupten vom Schimpansen, er rede nicht, weil er sonst arbeiten oder sich waschen müsse. Orang-Utan heißt wörtlich Waldmensch. Ein gebildeter Römer wie Plinius spricht ungezwungen von der Ähnlichkeit der Affen und Menschen. Den Orang-Utan erwähnt er unter den Affen (hist. nat. Buch 8 Nr. 80), aber er schildert ihn unter den Menschen (eod. Buch 1 Nr. 2).

Bei uns hört man gewöhnlich sagen, der Affe sei ein Zerrbild des Menschen. Wenn man sich eine schöne deutsche Jungfrau, etwa eine Germania, vorstellt und daneben ein häßliches Negerweib, so ist letzteres auch ein Zerrbild. Damit ist also noch nicht einmal bewiesen, daß es kein Mensch sei.

Andere sagen, die Affen machen uns alles nach. Nun steht gerade der Deutsche im Geruche, allen fremden Nationen nachzuahmen, ohne in den Verdacht geraten zu

---

[1]) Mancher wird vielleicht auf den Gedanken kommen, ob es nicht etwa ein Bär gewesen sei. Dann würde ebenfalls das Gebrüll, die Rundäugigkeit und das staatenlose Leben übereinstimmen, ebenso Größe und Kraft. Auch ist der Bär, wenn er auch abseit von Wäldern selten vorkommt, ein Höhlenbewohner und kann zur Not aufrecht gehen. Nicht recht passen würde dagegen der Reichtum an Vegetabilien, wie überhaupt die ganze Gegend, denn in Afrika kommen Bären fast nirgends vor. Ebenso schlecht paßt das Weintrinken. Denn wenn auch Bären in der Gefangenschaft einen guten Tropfen lieben, so hat man doch niemals davon gehört, daß in Freiheit befindliche wie Affen durch Alkohol gefangen werden. Hier zeigt sich nun recht deutlich, wie gut daran gethan wurde, die Sinnesorgane der einzelnen Tiere, namentlich des Bären genau zu schildern. Ein geblendeter Bär würde bei seiner feinen Nase unfehlbar Menschen in seiner Höhle finden und zerreißen können.

Abgesehen hiervon ist diese Möglichkeit aus folgendem Grunde ausgeschlossen. Man kann einen großen Affen allenfalls für einen Waldmenschen halten, doch einen Bären unmöglich. Von ihm sagen, daß er ohne Gesetz und Versammlung — und ohne Religion — lebe, ist einfach thöricht. Ein schafzuchttreibender Bär ist selbst für Mythen etwas Unglaubliches. Ausschlaggebend ist jedoch der Umstand, daß der Bär — im Gegensatz zum Gorilla — im Altertum ein ganz bekanntes Tier war.

sein, nicht als Mensch zu gelten. Stets wird den Intelligenteren nachgeäfft, man denke an die germanischen Völkerschaften und die Römer, den Offizierburschen und seinen Vorgesetzten. Sodann aber ist die Behauptung, daß alles Nachahmung sei, durchaus unzutreffend. Der erwähnte junge männliche Orang-Utan war zu jedermann sehr freundlich, aber beim Anblick von Spreewälder Ammen wurde er fuchswild. Daß bei uns hübsche Ammen mit wütenden Blicken — namentlich von den Männern — betrachtet werden, wird kaum jemand behaupten können. — Gründlich widerlegt wird jedoch diese Ansicht durch den Gruß unter den Affen. Schon Darwin hatte darauf aufmerksam gemacht, daß Affen sich gern das Hinterteil zudrehen, und daraus geschlossen, daß sie sich dadurch begrüßen. Das wäre ja auch nicht wunderbar, denn die verschiedenen Völker der Erde bevorzugen ja auch verschiedene Körperteile beim Gruße. Selbstverständlich erregt man mit einer solchen Behauptung besonders bei gebildeten Leuten Gelächter — denn wenn man studiert hat, besitzt man bekanntlich das Vorrecht, über Dinge zu urteilen, die man nicht versteht — obwohl jeder Affenwärter ihre Richtigkeit bestätigen wird. Wie oft hört man von ihnen sagen: Wenn ein Affe mir sein Hinterteil zudreht, so weiß ich, daß ich seinen Käfig ohne Furcht vor Bissen betreten kann. Erst im letzten Sommer war ich im Berliner Zoologischen Garten Zeuge folgender Scene: Eine elegante Dame betrat mit ihrem Töchterchen das Affenhaus. Ein zutraulicher Affe warf der Kleinen Kußfinger zu: „O welch ein niedliches Tierchen!“ rief erfreut die Mama. Als er jedoch im Anschluß daran seinen speziellen Affengruß entbot und sein Hinterteil zeigte, war die Dame entsetzt und rief: „Welch abscheuliches Tier!“ Sie hatte keine Ahnung, daß es sich um eine besondere Ehrerbietung handelte. — Diese Grußform, um die Wertschätzung auszudrücken, können uns die Affen unmöglich abgesehen haben.

So ist es denn garnicht wunderbar, daß Griechen und Römer manche großen Affen unter den Menschen aufzählen. Vorhin waren als charakteristisches Merkmal der Affen außer den runden Augen noch die schwachen Beine angeführt. Es ist nun im höchsten Grade interessant, daß Plinius und andere Schriftsteller unter den Bewohnern Afrikas auch die Himantopoden, also die Riemen- oder Lederbeine, erwähnten (hist. nat. Buch 5 Nr. 8). Wäre uns dieser Name nur allein überliefert, so könnte man auf Tiere schließen, die wie manche Wasservögel Beine von lederartigem Aussehen haben. Da

er aber ausdrücklich sagt, daß sie sich nur durch Kriechen fortbewegen können, (loripedes quidam, quibus serpendo ingredi natura est) so kann kein Zweifel bestehen, daß es sich um große afrikanische Affen, also um Gorilla, Schimpanse, Mandrill, Drill u. s. w. handelt. Nicht in Betracht kommen die gewöhnlichen Paviansarten, da diese Plinius genau kennt.

Der Ausdruck Lederbein für schlappe Beine, die den Körper nicht tragen können — wir würden Knickebein sagen — ist vorzüglich und zeigt wiederum, was für vortreffliche Beobachter die alten Griechen und Römer waren. Vielleicht waren Cyklop und Himantopode nur verschiedene Bezeichnungen für den Gorilla oder Schimpansen. Der Umstand, daß beide als Höhlenbewohner bezeichnet werden (troglodytes gorilla und troglodytes niger oder simia troglodytes) spricht ebenfalls dafür.

Am meisten aber spricht für diese Ansicht, daß ja auch Hanno die Schimpansen als haarige Menschen bezeichnet hat. Hiernach könnte man die Fahrt des Odysseus als einen Vorläufer der karthagischen Expedition betrachten[1]).

Jedenfalls soll die Möglichkeit, daß es sich um einen

---

[1]) Allerdings ist diese Fahrt des Hanno bezweifelt worden, so von H. Tauxier, der darzuthun versucht hat, daß der Bericht nicht original, sondern nur eine nach älteren phönizischen Angaben abgefaßte Kompilation sei. Mit Recht sagt jedoch ein so gründlicher Kenner jener Gegenden Professor Hartmann (Die Nigritier Bd. I S. 65), daß in diesem Falle doch echte und zwar recht gute Nachrichten vorgelegen haben müssen, da die Alten sich die Dinge, die noch heute völlig zutreffen, nicht aus den Fingern haben saugen können.

Es darf doch nicht vergessen werden, daß phönizische Seefahrer bereits um das Jahr 1100 v. Chr. die Säulen des Melkart, die jetzige Straße von Gibraltar, durchfuhren. Da sie von den britischen Inseln Zinn holten und von der norddeutschen Küste Bernstein einhandelten, so ist bei einem solchen Volke die Kenntnis vom Gorilla höchst wahrscheinlich, zumal ihm Madeira und die Kanarischen Inseln bekannt waren. Vielleicht haben gerade diese Fahrten den Anlaß zur Entstehung der Odyssee gegeben, indem die unternehmungslustigen Seeleute in der Heimat ihre Erlebnisse zum Besten gaben — naturgemäß wie es bei den Schiffern und Förstern nun einmal ist — mit den gehörigen Ausschmückungen. Die an sich unwahren Erzählungen von der Scylla und Charybdis, von der Totenfahrt würden sich dann daraus erklären, daß die geriebenen phönizischen Kaufleute aus freier Phantasie etwas recht Gruseliges hinzudichteten, um sich unliebsame Konkurrenten vom Halse zu halten.

Hat nun Tauxier recht, daß Hanno nur diese alten Berichte abgeschrieben hat, so wäre ja damit erklärt, weshalb Homer bereits die Insulae fortunatae, die Ziegeninsel, den Bernstein — was allerdings zweifelhaft ist — die Lästrygonen und ihre kurzen Nächte kannte, sodann die Zwerge im Urwald am Nil, die Passatwinde, den veränderten Stand

Gorilla handelt, nicht verneint werden, und es ist diesem Umstande sowie der wahrscheinlichen Ansicht der Majorität der Leser bei dem Titel dieses Buches Rechnung getragen. —

Daß Polyphem kein Höhlenmensch gewesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß dieser der wilden Tiere wegen sozial sein mußte. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß der Höhlenmensch noch zu einer Zeit lebte, wo er mit den heutigen Menschen hätte zusammentreffen können.

Ganz ausgeschlossen aber ist, daß er die von Homer geschilderte Kraft und Größe besessen hat. Sehr richtig sagt Darwin, daß in diesem Falle die heutige Menschheit nicht sozial geworden wäre.

Ausgeschlossen ist schließlich auch die letzte Möglichkeit, daß es sich um auffallend große und starke Menschen gehandelt hätte. Dagegen spricht folgendes:

Ein Trapper und ein Farmer können in der Wildnis allein leben wie die Cyklopen, weil ihnen das Schießgewehr eine so riesige Überlegenheit gewährt. Nicht ausgeschlossen

---

der Sonne südlich vom Aequator, die lybischen Schafe mit nicht gewundenen Hörnern, schließlich wie hier nachzuweisen versucht ist, die Sitte afrikanischer Völker, Felle von wilden Tieren zu tragen, die kolossalen Strauße auf Madagaskar und den riesigsten Affen, der als Mensch geschildert wird.

Weil ferner die Phönizier ihre Fahrten bis nach Norden ausdehnten, rührt daher die Kenntnis nordischer Verhältnisse, nicht aber ist sie darauf gegründet, weil die Odyssee eine Sage ist, die in diesen Gegenden entstanden ist. Damit stimmt auch vortrefflich die Entstehungszeit des Epos, die man gerade nach den großen phönizischen Seefahrten ansetzt.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und folgende Vermutung aufstellen. Wenn der Dichter in seiner Jugend die Ilias verfaßt hat und später als gereifter Mann, als er auf Reisen u. dgl. von den phönizischen Abenteuern hörte, die Odyssee, dann fallen viele Zweifel, ob wirklich nur ein Verfasser vorliegt, hinweg. Nicht nur hatte er dann weit mehr von der Welt erfahren, sondern seine Anschauungen über Götter u. dgl. konnten sich geläutert haben. Je jünger man ist, desto grausamer ist man, ist doch der Zerstörungstrieb eines Kindes etwas allgemein Bekanntes. Ist es denn ohne weiteres einleuchtend, daß der Verfasser der Räuber und der Maria Stuart oder der Verfasser von Götz von Berlichingen und von Torquato Tasso oder von Iphigenie eine und dieselbe Person ist?

Die Hypothese vom Gorillamenschen muß dann allerdings fallen gelassen werden. Daß der Gorilla bei Homer nicht als Waldtier erscheint, ist freilich auffallend, aber in dem Berichte von Hanno ist diese Eigentümlichkeit des Schimpansen ebenfalls nicht erwähnt. (Vergl. Seite 111.)

ist auch, daß ein einzelner ein solcher Herkules ist, daß er es vermöge seiner Kraft und Stärke ebenfalls kann. Dem widerspricht aber, daß Polyphem nicht eine solche Ausnahme war, sondern daß sämtliche Cyklopen so lebten.

Ausdrücklich hebt auch der Dichter hervor, daß er keinem vergleichbar war, der von Getreide sich nährt, was ebenfalls gegen diese Annahme spricht.

Ferner spricht dagegen, daß große Menschen eher im Norden als in warmen Gegenden anzutreffen sind, weil die Entwickelung im warmen Klima eher abgeschlossen ist. Die Lästrygonen wohnen daher auch im Norden. Wenn die Cyklopen auch nur Menschen waren, so ist nicht einzusehen, warum gerade bei ihnen der Held als Brüller bezeichnet wird. Daß heutige Menschen Tieraugen haben, d. h. rundäugig sind, ist wohl ganz undenkbar, wenigstens versicherte mir ein berühmter Anthropologe, daß er das für völlig ausgeschlossen erachte. Damit ist die ganze Theorie hinfällig.

Unwahrscheinlich ist auch die Behaarung, wie die fabelhafte Größe und Kraft aller Bewohner, ferner die Annahme, daß je eine Mehrheit von Menschen nur familienweise gelebt hat. Selbst bei den unkultiviertesten Völkern, wie den Eskimos und Patagoniern u. dgl., wo von einer Obrigkeit kaum die Rede sein kann, findet doch stets ein Zusammenleben statt, weil das schon durch die Natur der Sache bedingt ist. Wenn selbst äußere Feinde fehlen, wie bei den Eskimos, so bringt doch schon der Kampf mit den Elementen und den reißenden Tieren es mit sich, daß einer dem andern beistehen muß. Gerade das warme Klima bringt die gefährlichsten Raubtiere hervor.

Wie sozial selbst die staatlich so tief stehenden Patagonier denken, geht z. B. daraus hervor, daß, wie Darwin erzählt (S. 165) drei davon, einer nach dem andern, es vorzogen, totgeschossen zu werden, als die Kriegspläne ihrer Genossen zu verraten.

Aber auch aus anderen Erwägungen geht hervor, daß es unmöglich ist, an riesige Menschen zu denken.

Große Affen ebenso wie die Bären sind mehrmals so stark wie Menschen und haben ein riesiges Gebiß. Das ist nicht Zufall, sondern beruht auf dem schon mehrfach erwähnten Gesetz der Kompensation. Sehr richtig sagt Darwin, daß der Mensch als Gegengewicht für diese Schwäche mit anderen Gaben ausgestattet sei. Es heißt (S. 95) bei

ihm: „Die geringe Kraft und Gelenkigkeit des Menschen, sein Mangel an natürlichen Waffen u. s. w. werden mehr als aufgewogen: erstens durch seine intellektuellen Kräfte, durch die er schon im Zustande der Barbarei sich Waffen, Werkzeuge u. dgl. geschaffen hat; zweitens durch seine sozialen Eigenschaften, die ihn dahin führten, seinen Genossen zu helfen und Hilfe von ihnen zu erhalten. Kein Gebiet der Welt weist mehr gefährliche Bestien auf als Südafrika, kein Gebiet schrecklichere physische Verhältnisse als die arktischen Regionen — und doch erhält sich eine der schwächsten Rassen, die der Buschmänner in Südafrika, sowie der zwerghaften Eskimos in den arktischen Gegenden."

Wie kein Löwe Hörner hat, wie kein Säugetier, das ausgezeichnet riechen kann, noch vorzüglich sehen kann, so ist es nach dem Gesetze der Kompensation undenkbar, daß ein Geschöpf von der Größe und Stärke eines Polyphem noch überdies den Intellekt eines Menschen besitzt. Selbst die Buschleute sind durch geistige Gaben auf die Erfindung von Bogen und Pfeile, sowie auf die Benutzung von vergifteten Waffen gelangt, bei einem Gorillamenschen wäre das undenkbar. Er hätte so etwas den sozial lebenden Menschen höchstens absehen können. Geistig steht er dem Tiere viel näher, wie denn auch die tierischen Augen für ihn charakteristisch sind.

Die Vorstellung von riesigen Menschen mit menschlichem Intellekt — wodurch sie doch eben erst Menschen werden — beruht auf dem völligen Verkennen des Grundgesetzes der Kompensation. Deshalb sind alle Erklärungsversuche dieser Art eitel Hirngespinste.[1]) —

Es dürfte eine Gegenüberstellung der Gründe für die hier vertretene Ansicht und der für einen Sonnenmythus am Platze sein.

---

[1]) So will z. B. C. A. Böttiger (kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts herausgegeben von Jul. Sillig Bd. I S. 164) in den Cyklopen bemalte Menschen sehen, deren Stirn durch die Malerei so aussah, als ob ein Auge sich darauf befände. Obwohl die Ansicht vielfach Beifall gefunden hat — z. B. bei Friedreich, die Realien in der Iliade und Odyssee 2. Aufl. S. 534 — so ergäben sich aus dieser Annahme drei Augen statt eines. Warum machte aber nur die Malerei auf der Stirn diesen Eindruck, warum nicht auch die der Wangen? — Dann käme man glücklich auf fünf Augen.

	herrschende Ansicht	hier vertretene Ansicht	Bemerkungen
mehrere Cyklopen	unverständlich — mehrere Sonnengötter?	sehr zutreffend	
Abenteuer mit den Läſtrygonen	"	"	
ungebildet, roh und dumme Kerle	unverständlich — Sonnengötter mit dieſen Eigenſchaften?[1])	"	[1]) vgl. dazu den dem Helios analogen Apollo als Führer der Muſen.
Brüller	unverständlich	"	
Liebe zum Alkohol	"	"	[2]) war Apollo je betrunken?
Menſchenfreſſer	" [3])	vereinbar	[3]) vgl. ebenfalls Apollo.
behaart	" [3])	ſehr zutreffend	
liegt auf Binſen	" [3])	"	
nicht die geringſte Kultur	"	"	
kann in der dunklen Höhle nicht ſehen	"	vereinbar	
muß Feuer anmachen	"		
keinen Hund	unwahrſcheinlich	ſehr zutreffend	
keinen Bogen keinen Schatz	ganz unverſtändlich bei einem Sonnengotte	"	
keine Achtung vor Göttern	"	"	
kein Recht kein Geſetz	" die Sonne iſt doch die Regelmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit ſelbſt[4])	"	[4]) vgl. den Ausſpruch des Pyrrhus: Eher ließe ſich die Sonne von ihrer Bahn ablenken u. ſ. w.
jeder für ſich[5])	unverſtändlich	"	[5]) gerade d. Elemente verbünden ſich doch mit Vorliebe gegen den Menſchen; z. B. Feuer und Waſſer gegen den Seemann.

Also bei einem Sonnengotte paßt eigentlich garnichts, namentlich nicht die Bezeichnung Polyphem = der Brüller, die Vorliebe für Alkohol, das Fehlen des Schatzes, die Gesetzlosigkeit u. s. w. Warum er gerade in einer fruchtbaren Gegend lebt, ist wenig verständlich, noch weniger, was er speziell in der Nähe des Phäakenlandes, der kanarischen Inseln, also in Westafrika zu thun hat. Einen Sonnengott vermutet man doch eher im Osten. Selbst das runde Auge ist eigentlich nicht am Platze, denn Helios führt doch keinen hierauf hinweisenden Beinamen. Da die Sonne weit weniger als z. B. der Vollmond den Eindruck des Runden macht, so dachten sich die Griechen den Sonnengott auch nicht mit einer Scheibe, sondern mit Rossen und einem Strahlenhaupte.

Bei den Gorillamenschen bez. Gorilla paßt dagegen alles. Er ist κύκλωψ, rundäugig, weil das Weiße im Auge bedeckt und nur die kreisrunde Iris mit Pupille zu sehen ist. Jeder Reisende erzählt von dem entsetzlichen Gebrüll, das er beim Zusammentreffen ausgestoßen hat Er lebt nur in Westafrika in fruchtbarer Gegend, hat wie alle Affen ausgesprochene Vorliebe für Wein und kann natürlich keinen Schatz besitzen. Im Gegensatz zu seinen Verwandten haust er stets allein oder in Familien und besitzt die von Homer geschilderte Kraft und Größe. Ein Gorillamensch würde sich jedenfalls durch Gesetz- und Religionslosigkeit ausgezeichnet haben.

Eine unparteiische Beurteilung wird demnach nicht umhin können, es für völlig verfehlt zu erachten, wenn man in dem Cyklopen Polyphem eine Personifikation der Sonne erblickt.

XV.

Schlußbetrachtung.

Selbst wer die hier vertretene Ansicht nicht teilt, wird hoffentlich das Buch nicht ohne jeglichen Nutzen aus der Hand legen. Daß κύκλωψ ein Geschöpf mit tierischen Augen bedeutet, wird wohl kaum Widerspruch begegnen. Ebenso wird der Hinweis auf die verschiedene Sinnesschärfe bei den einzelnen Tieren vielleicht Anlaß geben, sich mit dieser hochinteressanten Thatsache näher zu befassen. Wir können ein Tier absolut nicht beurteilen, wenn wir nicht den Grad der Schärfe der einzelnen Sinnesorgane kennen. Wird doch oft ein

kurzsichtiges Kind vom Lehrer für dumm gehalten, obwohl lediglich die Schwäche seiner Augen an den ungenügenden Antworten schuld ist. Ein Verwandter erzählte mit Vorliebe aus seiner Jugendzeit, wie er als Knabe oftmals von seinem Vater Schläge erhielt, weil er nicht angeben konnte, wieviel die Turmuhr zeigte. Nachträglich stellte sich dann heraus, daß nicht Mangel an Intelligenz, sondern Kurzsichtigkeit an dem Unvermögen der Beantwortung schuld war.

Sollten die hier aufgestellten Behauptungen richtig sein, so würde die Frage sehr nahe liegen, warum denn auf so einfache für jedermann zugängliche Dinge bisher noch kein anderer gekommen ist. Eine Antwort auf diese Frage möchte nicht schwer fallen. Das Gesetz der Kompensation gilt eben überall so auch hier. Wie ein Gelehrter in der Regel kein Riese ist, weil die Geisteskraft sich auf Kosten der körperlichen entwickelt, so hat auch unsere Vorbildung die Fehler ihrer Vorzüge. Ein Stadtkind, das stets Musterschüler war, wird in allen Dingen reiner Büchergelehrsamkeit Großartiges leisten, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß es z. B. für die geistigen Produkte der alten Griechen, die doch keine Bücherwürmer, sondern Naturkinder waren, Verständnis besitzt. Ich habe sehr gelehrte Herren kennen gelernt, die ein Fremdwort spielend bis zur Urwurzel zurückführten, aber, wie ich mich selbst überzeugte, garnicht wußten, was z. B. ein Giebel oder ein Sims ist. Wie oft habe ich aus dem Munde studierter Leute den Ausdruck: „ein ganzer Rattenkönig von Prozessen" gehört und niemals, falls ich ihnen wegen dieser Bezeichnung auf den Leib rückte, einen gefunden, der eine Ahnung davon hatte, was es mit dem Rattenkönig für eine Bewandtnis hat.

Aus diesem Grunde habe ich absichtlich im zweiten Kapitel nachzuweisen versucht, wie Gelehrte aller Fakultäten in Bezug auf zoologische Dinge eine Unkenntnis bekunden, die einfach deshalb unverständlich ist, weil sonst niemand über ein Gebiet urteilt, das er nicht kennt. Wir rühmen uns, das Volk der Denker zu sein, und sind stolz auf unsere Universitäten und unsere Schulen. Das schließt jedoch nicht aus, daß das fortwährende Beschäftigen mit Lernen und Lesen die Beobachtungsgabe völlig unterdrückt.

Gerade bei unzähligen Kritikern der homerischen Gedichte muß dieser Mangel an Beobachtungsgabe auffallen. Wie oft liest man nicht die Begründung, daß dies oder jenes nicht wahr sein kann, weil es mit dem oder jenem vernünftigen Handeln in Widerspruch stände. Das nächste würde doch

sein, unsere Verhältnisse zum Vergleiche heranzuziehen, ob hier alles mit den Anforderungen der Vernunft in Einklang steht. Dieser Punkt ist so wichtig, daß es sich wohl verlohnt, ihn etwas näher zu betrachten.

Wenn man nämlich stets die strengsten Anforderungen an die Intelligenz stellt, dann kann man in die Lage kommen, Dinge zu bestreiten, die sich thatsächlich ereignet haben. Mir fallen da zwei Sachen dieser Art ein. Wenn ein Mordprozeß in der Hauptstadt öffentlich verhandelt wird, und die Zeitungen ausführliche Berichte darüber bringen, so wird man es für ausgeschlossen halten, daß bei der Unmasse von gescheiten Leuten etwas Erhebliches übersehen wird. Trotzdem ist mir folgender Punkt unverständlich geblieben. Der Angeklagte sollte in Berlin in einer Nacht etwa um zwei Uhr einen Mord begangen haben, war jedoch schon morgens acht Uhr in einer Wirtschaft in Frankfurt a. O. gewesen. Es drehte sich nun alles um die Frage: Kann jemand von Berlin aus in der Nacht in sechs Stunden zehn Meilen zurücklegen? Es wurden die eifrigsten Recherchen veranstaltet, selbst die Eisenbahnbehörde wurde befragt, ob nicht etwa ein Güterzug in der fraglichen Nacht hätte benutzt werden können, doch vergeblich. Nun lag doch die Erklärung sehr nahe, daß ein Radfahrer in einer Juninacht, wo es schon um zwei Uhr hell ist, mit Bequemlichkeit diese Strecke zurücklegen konnte. Hatte der Angeklagte die That begangen, und in dieser Weise den Weg zurückgelegt, so mußte er also um jeden Preis bestreiten, daß er radfahren könne. Letzteres that er auch, obwohl ihn einige in Radfahrerkostüm gesehen haben wollten.

Nach Lage der Dinge mußte sich nun alles um den einen Punkt drehen, ob er Radfahrer war oder nicht. Sein Leugnen war ebenso gleichgültig oder selbstverständlich, wie daß ein Mörder die That bestreitet. Der Nachweis mußte doch unschwer zu erbringen sein, denn man kann doch nicht radfahren lernen oder später in den Straßen radeln, ohne daß man von dem einen oder anderen Bekannten gesehen wird. Trotzdem blieb dieser Punkt unbeachtet und keiner von den zahllosen Lesern hat darauf aufmerksam gemacht.

Der zweite Fall ist noch krasser. Ich entsinne mich noch sehr genau, wie von dem Fürsten Bismarck wiederholentlich berichtet wurde, daß er in Küraſſier-Uniform an die Wahlurne getreten ist und seine Stimme abgegeben hat. Später fühlte sich ein Journalist von ihm beleidigt und reichte die Privatklage gegen ihn ein. In allen Instanzen erklärten sich die Gerichte für unzuständig, da der Kanzler

als General der Militärgerichtsbarkeit unterstehe. Nun hatte Fürst Bismarck unzählige politische Feinde, die ihm überall etwas auszuwischen suchten. Es war doch also sehr naheliegend, daß diese jetzt über ihn herfielen und sagten: Bist du gesetzlich aktiver Soldat, so hast du nach der Verfassung nur ein passives, aber kein aktives Wahlrecht. Du hast also zu Unrecht dir ein Recht angemaßt. — Von alledem habe ich nie ein Wort gehört. Ein späterer Geschichtsschreiber würde überhaupt diese beiden Thatsachen: Ausübung des Wahlrechts und gerichtliche Feststellung, daß jemand aktiver Soldat ist, für unvereinbar erklären. Er würde sicherlich nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß bei der Intelligenz seiner politischen Gegner diese das nicht ungerügt gelassen hätten.

Wenn nun gar erst unsere Kritiker mit demselben Scharfsinn an die moderne Litteratur herangingen, was müßten sie da alles als unmöglich hinstellen. Fast habe ich den Eindruck, als ob sich unsere großen Geister garnicht mit ihr befassen, denn sonst könnte ich mir vieles nicht erklären. So war, um eines der bekanntesten Bücher der jüngsten Zeit zu wählen, nur eine Stimme des Lobes über Fontanes Roman Effi Briest, ein Urteil, das mir völlig unverständlich ist. Ich sehe ganz von dem Ehebruch ab, der den Mittelpunkt des Romans bildet. Es läßt sich alles in der Welt begreifen, aber dieser Ehebruch ist doch einzig in seiner Art. Und dann die nachträgliche Entdeckung. Eine Evastochter, die Briefe, welche sie vernichten können, zehn Jahre lang im Nähkasten aufbewahrt, kommt doch wohl kaum vor. — Doch die künstlerische Gestaltung ist hier ohne Interesse. Nur darauf sei hingewiesen, daß ein Buch allgemeines Lob findet, obwohl der Schreiber von den Verhältnissen, die er schildert, nicht die geringste Vorstellung hat. Ein hinterpommerscher adliger Landrat, der Streber ist und bei Bismarck verkehrt — ein solcher Landrat steht im intimen Verkehr mit einem Apotheker. Man kann wohl sagen, daß ein solches Unikum als weißer Rabe im Panoptikum ausgestellt werden könnte. Wer es noch nicht wußte, der konnte es sofort ahnen — der Schreiber muß ein Apotheker oder Apothekersohn sein. Was ein Landrat oder vortragender Rat zu thun hat, davon hat Fontane keine Idee. Alles, was er von Innstetten in dieser Hinsicht reden läßt, zeigt überall die elementarste Unkenntnis. Ich kenne eine ganze Reihe vortragender Räte und muß gestehen, daß es mir ein hoher Genuß wäre, von künstlerischer Feder das Innere eines solchen Herrn, namentlich

wenn er Streber ist, beleuchtet zu sehen. Aber die Vorstellungen, die sich Fontane am Schreibtische von ihm bildet, sind mir sehr gleichgültig. Er läßt ihn heiraten, ohne nach Geld oder Konnexionen zu fragen. Seine Gattin hat religiöse Anschauungen, wie sie vielleicht bei der Tochter eines Berliner, Kommerzienrats anzutreffen sind, aber niemals typisch für eine märkische Adlige. Mir sind mehrere havelländische Geistliche persönlich bekannt, und ich entsinne mich noch sehr genau, daß einer von ihnen, obwohl er durchaus orthodox war, dem dort angesessenen Rittergutsbesitzer vom alten Adel noch nicht schwarz genug war. Letzterer ließ vielmehr seine Tochter bei einem anderen Geistlichen Konfirmationsunterricht nehmen, obwohl dieser über eine Meile weit wohnte.

Um ihr Kind sprechen zu können, wendet sich die Geschiedene an die Frau Ministerin — auch eine wunderbare Vorstellung. Schon das einfachste Nachdenken könnte zu der Annahme führen, daß wohl kein Gesetz so grausam sein wird, einer Mutter die Unterhaltung mit dem Kinde zu wehren. Da die Handlung in Berlin spielt, so kam unser sehr verständiges Landrecht zur Anwendung, das ausdrücklich eine solche Erlaubnis gewährt.

Beide Räte unterhalten sich über die Verjährung, indem von Innstettens Freund ihm seine Theorie darüber auseinandersetzt. Da nun der Jurist schon im dritten Semester mit den Theorieen über die Gründe der Verjährung von Strafen z. B. der Todesstrafe vollgepfropft wird, und keine Rechtsdisciplin ohne Vorschriften über Verjährung ist, so steht diese Unterhaltung auf demselben Niveau, als wenn ein Primaner zum andern sagt: Du, es hat einmal einen Mann gegeben, der Cicero hieß.

Wie die junge Landrätin in einem kleinen Neste es fertig bekommen hat, mit ihrem Verführer zusammenzutreffen, ohne daß es die ganze Stadt erfuhr, ist auch etwas, was für Kenner solcher Ortschaften dunkel bleibt.

Jedes Kind auf dem Lande weiß, daß der Kuckuck ein ehebrecherischer Vogel ist. Kuckucksei und Gauch (junger Kuckuck) sind bekannte Ausdrücke. — Suln wir gouche ziehen? heißt es schon im Nibelungenliede (14. Av.). Trotzdem läßt Fontane die Ehebrecherin, die mit dem Pastor spazieren geht, auf den Kuckuck aufmerksam machen und dessen Rufe zählen.

Oft habe ich mir die Frage vorlegen müssen: wenn die klassischen Schriftsteller ebenso ihre Verhältnisse geschildert haben wie Fontane die unsrigen, dann ist ja die Geschichte noch nicht einmal une fable convenue. Welche falsche

Vorstellung muß sich ein Ausländer von den geschilderten Kreisen bilden? — Hätte ich als Schüler das Buch gelesen, so hätte ich mir gesagt: Jetzt weiß ich, wie ein Landrat und eine adlige Dame denken und leben — denn alle Welt lobt das Buch, dann muß es doch ungefähr der Wahrheit entsprechen.

Es geht merkwürdig in der Welt zu: Einen vortragenden Rat kann ich schildern, ohne ihn zu kennen, lasse ich jedoch einen Probekandidaten in Prima Religionsunterricht erteilen, was doch sehr wohl vorkommen kann, dann krittelt die ganze Welt daran herum, obwohl es doch von untergeordneter Bedeutung ist.

Aber selbst bei unseren höchsten Zierden der Wissenschaft kann man Ansichten vertreten finden, die man meiner unmaßgeblichen Meinung nach für unwahrscheinlich halten würde. Ich überlasse es dem Urteile der Leser, ob bei einem Rückblicke auf das letzte Jahrhundert ein deutscher Professor, der die sittlichen Errungenschaften in erster Linie zu berücksichtigen hat, zwei Dinge unerwähnt lassen darf[1]), nämlich die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit und die Arbeitergesetzgebung.[2])

Und doch ist das der Fall gewesen, erstere ist überhaupt nicht erwähnt, letztere ebenfalls nicht, nur ist an einer Stelle von der Botschaft Kaiser Wilhelms die Rede.

---

[1]) Es giebt noch ein paar andere Sachen, die ich für ebenso wichtig halte, doch ließe sich darüber noch mehr streiten.

[2]) Daß das neue bürgerliche Gesetzbuch nicht erwähnt wurde ist vollständig in der Ordnung. Frankreich hat schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ein vorzügliches einheitliches Gesetzbuch. Wenn wir nun jetzt ein Jahrhundert später nachhinken, so hat man keinen Anlaß, darüber ein Wort zu verlieren. Dagegen ist die Arbeitergesetzgebung etwas spezifisch deutsches, worauf wir stolz sein können. Man kann die Technik und ihre Errungenschaften noch so hoch anschlagen — und ich wäre der letzte, der gering davon dächte — aber sie verblassen doch völlig gegen das Riesenunternehmen des Staates, Millionen seiner Unterthanen vor Krankheit und Alter zu schützen. Wo ist denn in der ganzen Welt etwas dem Analoges gewesen? Zeugt nicht gerade diese Auffassung der Staatspflichten von einer Höhe sittlicher Gedanken, die bewundernswert ist? Und nun bedenke man, daß Deutschland auf diesem Gebiete vorangegangen ist, dasselbe Deutschland, das sonst stets um 100 Jahre zurück ist. Dem deutschen Juristen muß die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er sieht, daß alles Gesetzeswerk bei ihm Anleihe ist. Unser Prozeßverfahren ist den Franzosen entlehnt, unser Geschworengericht den Engländern, die preußische Verfassung ist ein Abklatsch der belgischen, unser Civilrecht humpelt auf römischen Krücken u. s. w. Deutschlands Vorangehen ist also auf diesem Gebiete etwas Unerhörtes. Der betreffende Professor hatte aber andere Ansichten darüber, denn er verliert darüber kein Wort, hält dagegen die Elgin marbles für erwähnenswert.

So müßte denn ein Kritiker späterer Zeiten, der unsere Litteratur und unsere Geschichte mit derselben Schärfe beurteilte, wie es mit der homerischen Dichtung geschieht, vieles für unmöglich erklären, obwohl wir alle Zeugen des Gegenteils sind. Bei Homer wird der strengste Maßstab angelegt, bei Dichtungen unseres Jahrhunderts denkt kein Mensch daran. In Goethes Hermann und Dorothea kann Hermann erst neunzehn Jahre alt sein, und trotzdem wird das Heiraten als etwas hingestellt, wozu es die höchste Zeit ist. In Schillers Wallenstein entwickeln die alten Haudegen in ihrer Unterhaltung eine Fülle von prachtvollen Gedanken, um die sie so mancher Universitätsprofessor beneiden könnte. Daß ein Protestant Maria Stuart geschrieben haben kann, würde, wenn zur Beurteilung nur das Drama allein vorliegt, niemand für möglich halten u. s. w.

Umgekehrt wird von Sachen, die nicht der Rede wert sind, viel Aufhebens gemacht, z. B. daß sowohl Nausikaa wie Gudrun mit dem Fremden bei der Wäsche zusammentreffen. —

Wo hat denn der Dichter sonst Gelegenheit, eine Jungfrau, die gewöhnlich in ihrer Kammer sitzt und nicht abendlich große Promenaden macht, mit einem fremden Manne zusammenzuführen? — Ebenso wunderbar ist es, daß man Unwahrscheinlichkeiten an solchen Stellen entdecken will, wo lediglich technische Gründe für den Dichter maßgebend gewesen sind. Homer will uns z. B. mit den Feldherrn der Griechen bekannt machen. Anstatt nun eine Rang- und Quartierliste in Versen zu geben, was höchst unpoetisch wäre, orientiert er uns durch eine Unterhaltung zwischen Helena und Priamus. Hieran Anstoß zu nehmen, ist ebenso merkwürdig, als wenn man gegen Schiller folgenden Vorwurf erheben würde. Tell hat sicherlich so oft mit seinem Sohne geplaudert, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß er gerade bei einem einzigen Spaziergange ihn über so viele Eigentümlichkeiten seiner Heimat aufgeklärt hat. Auch hier hat der Dichter die Zuhörer durch eine Unterhaltung orientieren wollen. Eine Insel erst später schildern zu wollen, weil sie der Ankömmling zunächst im Dunkeln sieht, wäre philisterhaft, aber nicht poetisch. Wenn Dido ihren Plan, sich zu töten, niemand mitteilt, selbst nicht ihrer Schwester, so müßte ja auch ein Kritiker fragen: Woher hat es denn Vergil erfahren? —

Bei der Überfülle von Litteratur, die sich mit der Kritik Homers befaßt, ist es selbstverständlich völlig ausgeschlossen, daß man zu den einzelnen Punkten Stellung nehmen kann —

das verbietet schon der beschränkte Raum — aber es ist doch vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß Homer und die zeitgenössische Litteratur mit zweierlei Maß gemessen wird.

Gegen die Auffassung des Odysseus als Sonnengott ist hier energisch gekämpft worden. Schon äußere Gründe machen das unmöglich. Alle Naturvorgänge sind in der Regel einfach, geben zu Handlungen also nicht übermäßig Stoff. Die Ilias kann sehr wohl den Kampf um die Sonnengöttin Helena darstellen, weil das Facit der Handlung lächerlich gering ist. Außerdem ist es höchst wunderbar, daß sich eine ganze Bevölkerung abschlachten läßt, nur um einem Prinzen das Vergnügen nicht zu verderben. Die Abenteuer des Odysseus enthalten jedoch so viele Handlungen, daß sie auf den Sonnenlauf gewiß nicht bezogen werden können. Denn sie behandeln nicht wie die Arbeiten des Herkules dasselbe Grundthema in anderer Beleuchtung, sondern sind grundverschieden. Nun gar den Polyphem für einen Sonnengott zu halten, ist etwas Verfehltes. Eher würde mir noch die Deutung einleuchten, Homer habe durch die Sage vom Polyphem andeuten wollen, daß der Mensch in seiner Betrunkenheit um sein höchstes Gut kommen kann. Der Cyklop ist nicht der erste gewesen und wird nicht der letzte sein, der nach einem vergnügten Abend am andern Morgen gestöhnt hat.

Viel näher liegt doch die Erklärung, daß bei einer seefahrenden Nation die angeblichen Erlebnisse renommierender Seeleute — ob gerade phönizischer, wie auf S. 166 vermutet wurde, soll dahingestellt bleiben — einen beliebten Gesprächsstoff bildeten und in einer Hafenstadt besonders für die Zuhörer große Anziehungskraft besaßen. Ein Dichter, der diese verschiedenen Abenteuer poetisch behandeln wollte, konnte garnicht anders handeln als einen Helden zu wählen, der sie alle erlebte. Es ist das eine altbekannte Erscheinung, man braucht nur an die Sagenkreise gewisser Personen, z. B. Karls des Großen oder an die Anekdoten vom alten Fritz zu denken.

Daß Odysseus Krystallisationspunkt ist, wird vielfach zugegeben. Gerland sagt z. B. S. 19 . . . „Denn das wird jeder zugeben, daß diese Geschichten nicht ursprünglich zu den Erlebnissen des Odysseus, der vor Troja kämpft, gehören; daß sie vielmehr auf ihn, als auf den Helden, an welchen so viele Sagen gleichsam ankrystallisierten, erst später übertragen sind und daß bei dieser Übertragung vielfache Änderungen eintreten mußten."

Weiter wird behauptet, daß diese Erzählungen der Seeleute einen wahren Kern enthielten, wenn man die unvermeidlichen Ausschmückungen abzieht. Da der Gorillamensch sicherlich seit sehr langer Zeit ausgestorben ist, so muß diese Erzählung zu den ältesten gehören. Damit stimmt überein, was z. B. von Wilamowitz darüber sagt (a. a. O. S. 113). „Odysseus nimmt an dem Kampfe (scil. um Troja) teil, der alle Heroen beschäftigt, weil er ein bereits bestehender Heros ist: der νόστος ist älter als die Fahrt. Die Odyssee ist im Kerne älter als der Odysseus als Teilnehmer an der Ilias. Doch das sollte bei dem Helden von Ithaka, den man in Mytilene und Chios besingt, eigentlich nicht erst gesagt werden."

Daß man diesen Kern der Abenteuer nicht längst erkannt hat, schiebe ich lediglich auf die Unbekanntschaft mit der Natur, namentlich mit der Tierwelt, die doch bei Homer eine so große Rolle spielt. Wie kann nun jemand, der sich nie um solche Sachen bekümmert hat, sich ein Urteil über zutreffende oder nicht zutreffende Schilderung anmaßen.

Daß erst von Malthus und Darwin der Kampf ums Dasein als Lebensprinzip beobachtet ist, läßt sich nur aus der Vorherrschaft der Büchergelehrsamkeit erklären. Schon Homer ist von diesem Kampfe durchdrungen, deshalb hat er auch für die unzähligen Kampfscenen sofort ein treffliches Beispiel bei der Hand. Er ist auch bereits ein Anhänger der Descendenztheorie, denn gerade seine Helden legen den größten Wert auf ihre Abstammung.

Die hier angestellten Betrachtungen über die Kurzsichtigkeit zahlloser Tiere hätten längst seit Jahrhunderten gemacht werden müssen. Jeder sieht, daß eine Menge Tiere, z. B. Pferde und Büffel Strähnen Haare vor den Augen haben, und jeder weiß vom Baden her, wie unangenehm es dem Menschen beim Schwimmen ist, wenn ihm Haare vor den Augen hängen. Welche unbedeutende Rolle muß also die Sehkraft bei diesen Tieren spielen! — Hat wohl eine einzige wildlebende Vogelart ebenfalls überhängende Büschel? —

Ob die Vögel noch schlechter als ein Mensch riechen können, ließe sich leicht durch Experimente feststellen. Jedenfalls müssen die Tiere, die sich durch Erregung von Gestank verteidigen, wie das Stinktier, am meisten von feinnasigen Tieren wie den Hunden gefürchtet werden. Für diese muß der Gestank genau so wirken, als wenn uns jemand so in die Augen schlägt, daß wir Feuer sehen. Katzen und Menschen müssen schon weniger leiden. Ob es Vöge

giebt, die das Stinktier angreifen, habe ich nicht ermitteln können.

Weil die Natur nur soviel mitgiebt, als zur Existenz nötig ist, brauchen feinnasige Tiere keine scharfen Augen. Deshalb ist der Riese dumm, das Haustier und der Kulturmensch weichlich. Umgekehrt sind intelligente Geschöpfe wie Pudel und Jagdhund nicht auf den Mann zu dressieren, wie ein Gelehrter kaum zum Schlächter auszubilden ist. Sieht der Hund schlechter, so kann er dafür mit seiner Nase unglaubliche Leistungen vollbringen. Nur so erklärt sich das Wiedererkennen des Odysseus durch seinen alten Hund.

Die Anzahl der Jahre zu erklären, bietet auch keine Schwierigkeiten. Einmal ist es mit den 20 Jahren nicht so genau zu nehmen, was auch mit dem Erwachsensein von Telemach übereinstimmen würde. Denn in Griechenland kann man wohl diesen Zeitpunkt mit 16 bis 18 Jahren annehmen. Sodann sollen manche Hunde ein so hohes Alter ausnahmsweise erreichen. Das ist aber auf den jonischen Inseln besonders wahrscheinlich, weil dort wegen der Gleichmäßigkeit des Klimas einzelne Menschen ein ungewöhnlich hohes Alter erlebt haben sollen.

Wie konnte sich aber nach so vielen Jahren ein Hund noch dieses besonderen Geruches entsinnen? Eine eifrige Tierbeobachterin gab mir folgende Aufklärung. Obwohl ihre Mutter und ihre Schwester so verschieden von ihr im Äußeren wären, wie nur denkbar, sei ihr äußerst bissiger Hund, der sich beim Anblick von Fremden garnicht beruhigen konnte, sehr freundlich zu ihnen gewesen. Das sei jedesmal der Fall gewesen, obwohl beide höchstens einmal im Jahre gekommen seien. Sie könne deshalb nur vermuten, daß alle Familienglieder einen spezifischen Geruch besäßen.

Diese Vermutung sei ihr zur Gewißheit geworden, als eine neue Schwägerin bei ihrem ersten Besuche als Braut fürchterlich angeblafft, als Frau aber nach zwei Jahren ebenfalls freundlich behandelt sei.

Das Wiedererkennen des Odysseus durch seinen Hund wäre demnach trotz der Verkleidung sehr wohl denkbar, weil dem Tiere der spezifische Geruch ganz genau bekannt sein mußte.

Dieselbe Dame teilte mir noch folgenden allerliebsten Beweis davon mit, wie genau ein Hund weiß, ob er Unrecht thut oder nicht. Das Tierchen besaß außer der Marke noch einen Schlüssel am Halsband, mit dem es seelenvergnügt beim Laufen klingelte. Schlich es sich jedoch in die Speisekammer, so wußte es die Gegenstände so zu tragen, daß sie

kein Geräusch erregten. Deshalb sagte die Dame sehr oft: Ich höre meinen Hund nicht, der muß wieder auf unrechten Wegen wandeln. — Alle solche Dinge werden dem Durchschnittsgelehrten böhmische Dörfer sein. — Penelope heißt auf deutsch die Tauchente. Mit der Tauchente weiß ich nichts anzufangen, ruft resigniert Osterwald (S. 23) und nimmt nun sofort an, daß das Wort eigentlich anders gelautet hätte. Berücksichtigt man nun, daß die Griechen große Beobachter der Vögel gewesen sind, wie die Sagen von der Entstehung der Nachtigall, die angeblich um ihren ermordeten Sohn klagt, oder von der rührenden Gattenliebe der Halkyone beweisen, berücksichtigt man ferner, daß gewisse Wasservögel, wie z. B. das Wasserhuhn Musterbeispiele von ehelicher Treue oder Entenarten die besten Mütter aufweisen, so liegt die Vermutung sehr nahe, daß die Bezeichnung Penelope einen tiefen Sinn gehabt hat.

Goethe, der Nichtmediziner, entdeckte den Zwischenkieferknochen und behielt gegenüber der größten Autorität recht. Darwin, der Naturforscher, hat m. E. den wahren Grund der Staatenbildung in dem vorhin zitierten Satze vom Gorilla ausgesprochen, worauf keiner unserer bedeutendsten Staatsrechtslehrer gekommen ist. — Wie war das möglich? Zum Teil gewiß deshalb, weil jene die Dinge objektiv wie sie waren und nicht durch die Brille vorgefaßter Meinungen betrachteten.

Gorilla und Bär[1]) sind beides Anarchisten, würden daher das beste Wappentier für diese abgeben; sie erkennen wie Polyphem keine Oberherrschaft über sich an. Ihre Devise lautet: Der Starke ist am mächtigsten allein. Wie tief muß dieses Gefühl der Unabhängigkeit in der menschlichen Brust begründet sein, wenn es noch heute Menschen giebt, die für dieses Phantasiegemälde ihr Leben lassen! Leider ziehen die Anarchisten nicht die Konsequenzen ihrer Lehren[2]) und begeben sich dahin, wo auch heute noch staatenlose Gefilde bestehen.

---

[1]) An sich würde für unsere Verhältnisse die Bezeichnung Bärenmensch näher liegen — wie wir ja auch von Bärenkraft sprechen — als Gorillamensch. Aber der Bär kann schlecht, der Gorilla sehr gut sehen, deshalb wäre die erstgenannte Bezeichnung falsch gewesen.

[2]) Die Bekämpfung des Verbrechertumes und des Anarchismus wird wahrscheinlich in späteren Zeiten andere als die bisherigen Wege einschlagen müssen. Leute ins Zuchthaus zu sperren, damit sie kaum herausgelassen, sich wieder auf die Menschheit stürzen, ist verfehlt. Deportieren können wir nicht mehr. Bleiben noch die Moorkulturen übrig, die aber auch früher oder später ein Ende nehmen müssen. Das Problem wäre gelöst, wenn wir, wie man wilde Tiere durch zahme fängt, z. B. wilde

Das Erstaunen der Griechen über das staatenlose Treiben kann nicht geheuchelt sein. Es kann aber auch nicht ausgedacht sein, denn wer kommt auf solche merkwürdige Idee. Wir haben genug Sagen von Riesen, aber die sind nichts anderes als Menschen, die man durch ein Vergrößerungsglas ansieht.

Wer lediglich solche Riesengeschichte etwa wie sie in Gullivers Reisen geschildert wird, annimmt, der muß an folgende Zufälligkeiten glauben: Einmal, daß dieser Riese gerade Brüller heißt — der Gorilla ist gerade durch sein fürchterliches Gebrüll charakteristisch — daß er ferner runde Augen besitzt — wie der Gorilla — drittens, daß er staatenlos lebt, wie dieser. Diese drei der merkwürdigsten Zufälle soll sich jemand ausgedacht haben! — Das glaube, wer will, ich nicht.

Trotzdem darf man sich keine Illusionen darüber machen, daß die Ansicht Beifall finden wird. Hin und wieder allerdings bleibt die Einsicht nicht aus. Osterwald z. B. schreibt S. 79: „Plinius erwähnt außer der Atlantis zunächst noch die Gorgades insulae, Gorgonum quondam domus und teilt mit, daß Hanno bis zu ihnen vorgedrungen sei und argumenti et miraculi gratia zwei rauche Gorgonenhäute mitgebracht und im Tempel der Juno aufgehängt habe. Wenn die oben von uns aufgestellte Vermutung, wonach die

---

Elefanten und Pferde durch zahme, den Verbrecher durch den Verbrecher, den Anarchisten durch den Anarchisten unschädlich machten. Bei den Nichtverbrechern, d. h. der großen Masse hat man ja stets dieses Prinzip mit bestem Erfolge zur Anwendung gebracht, indem man sie durch Personen, die aus ihr hervorgegangen sind (Gendarmen, Schutzleute, Soldaten u. s. w.) im Zaume hält. — Ein Staat expropriierte z. B. eine Insel, etwa Bornholm und überließe sie Verbrechern, indem jeder einzelne soviel Land und Getreide u. dgl. erhielte, daß er bequem davon leben könnte. Seine einzige Verpflichtung — die durch Minen und Kriegsschiffe wirksam unterstützt würde — bestände darin, die Insel nicht zu verlassen. Er soll eben ganz nach seinem Wunsche in einem Lande leben, wo es keine Gesetze und keine Obrigkeit giebt. In kurzer Zeit würden sich die Verbrecher gegenseitig die Hälse abgeschnitten haben — Schießwaffen würde man natürlich nicht mitgeben — und der Staat könnte neuen Nachschub senden, der sich natürlich, wie die erste Sendung, nur auf die bezöge, die bei der Wahl, ob Zuchthaus oder Freilassung in den Verbrecherstaat, das letztere vorzögen. Auch wäre es sehr praktisch, die Anarchisten zu einem zwangsweisen Besuch dieser Insel, die ihr Ideal verwirklichte, zu veranlassen. Was keine Belehrung je vermocht hätte, würde hier ein Aufenthalt in ein paar Stunden bewirken.

Vom Standpunkte der Gerechtigkeit wäre der Vorschlag völlig unangreifbar. Die Menschen, die keine Obrigkeit und Gesetze anerkennen wollen, kommen auf eigenen Wunsch dahin, wo es keine giebt.

Gorgo eine Todesgöttin wäre, richtig ist, so wirft diese Notiz des Plinius ein bedenkliches Licht auf den περίπλους des Hanno und seine historische Thatsächlichkeit: Die Fahrt würde dadurch eben einfach auf eine mythische Totenfahrt reduziert." Im Nachtrag heißt es jedoch (S. 166): „In neuester Zeit (Dez. 1852) sind in Südafrika (?) ganze Scharen von Affen gefunden, deren Größe die der bisher bekannten species weit übertrifft. Man hat daher die interessante und nicht unwahrscheinliche Hypothese aufgestellt, daß die beiden rauchen Gorgonenhäute des Hanno eben nur Häute von solchen menschenähnlichen Affen gewesen seien."

Hier hat sich also ein Büchergelehrter der Einsicht nicht verschlossen, daß es sich um große Affen handelt, was jetzt wohl von keiner Seite mehr bestritten wird. Wenn er jedoch von „neuester Zeit" im Jahre 1852 redet, so muß man billig staunen. Denn die Schimpansen sind schon im 17. Jahrhundert vielfach nach Europa gebracht und ausführlich beschrieben worden. Auch nimmt man auf Grund der Darstellung auf dem berühmten Mosaikbild aus dem Tempel der Fortuna in Präneste[1]) an, daß sie bereits im Altertum bekannt waren.

Doch dies sei nur nebenbei erwähnt. — Von welcher enormen Bedeutung das hier aufgestellte Gesetz der Sinnesverteilung ist, ersieht man z. B. daraus, daß wir zu dem Streite zwischen Fritsch (Die Eingeborenen Südafrikas S. 49) und Wood über die Sinnesschärfe der Kaffern ohne weiteres Stellung nehmen können. Letzterer behauptet nämlich von ihnen, daß sie ein so feines Geruchsvermögen wie Bluthunde besäßen. Fritsch bestreitet es, indem er erklärt, davon nichts wahrgenommen zu haben, vielmehr glaube er, daß die Kaffern die Fährten des Wildes auf dem thonigen Boden sähen. Wir geben Fritsch vollständig recht, denn die Natur giebt zu scharfen Augen nicht obendrein noch eine feine Nase[2]).

[1]) Vgl. R. Hartmann, der Gorilla S. 1.

[2]) Auch das alte Problem, warum der Haifisch so häufig von dem Lotsenfisch (naucrates ductor) begleitet wird, läßt sich vielleicht hierdurch lösen. Wie beim Jäger und Hund, beim Strauß und Zebra scheinen sich ihre Sinne zu ergänzen, wenigstens muß man das aus Brehm Bd. VIII S. 94 schließen. Hier hat der Haifisch den Speck nicht gewittert, wohl aber dem Anscheine nach seine Begleiter, die Lotsenfische. Wenn übrigens Fische thatsächlich nicht hören können, so wäre es nicht ausgeschlossen, daß sie sowohl gut sehen als auch gut riechen können. Denn für den fehlenden Sinn müßte dann ein anderer eintreten. — Eine fernere Modifikation würde das Gesetz durch die verschiedene Fähigkeit des Sehens bei Tage und bei Nacht, unter Wasser und über Wasser erleiden. Solche in der Natur der Sache liegende Modifikationen ergeben sich aus den Betrachtungen auf S. 106.

Die Affen stehen den Menschen also nicht bloß in den von Darwin angeführten Eigentümlichkeiten nahe, sondern auch noch durch Staatenform und ganz besonders durch den gleichen Grundsinn.[1]) Deshalb können die interessanten Experimente der Neuzeit über Bluttransfusion, die eine Blutsähnlichkeit zwischen Menschen und großen Affen ergeben haben, nicht wunderbar erscheinen.

Schließlich sei noch folgendes bemerkt. So gern ich Darwin darin Recht gebe, worin er Recht hat, so mußte ihm doch im Grundprinzip widersprochen werden. Ein gläubiges Gemüt kann einerseits ruhig das, was unbestreitbar ist, daß die Affen uns sehr nahe stehen, zugeben, denn der Kernpunkt des Glaubens wird dadurch viel weniger angegriffen, als z. B. durch die unwiderlegbare Thatsache, daß es schon vor Christi Geburt gute Menschen gegeben hat. Im übrigen ist, wie im Kapitel IX nachzuweisen versucht ist, der Darwinismus garnicht im stande, die uns umgebenden Rätsel der Natur zu enthüllen.

Diejenigen jedoch, die nicht aus religiöser Überzeugung, sondern lediglich aus Hochmut die Verwandtschaft mit den Affen bestreiten, erinnern lebhaft an den geadelten Parvenu. Wie Herr von Müller auf Ehrenwort bestreitet, mit einem Müller verwandt zu sein, obwohl er seines Vaters Bruder ist, so will auch der heutige Kulturmensch als richtiger Parvenu von seinen alten Beziehungen nichts wissen.

---

[1]) Menschen und Affen können ihren Liebling als „mein Augapfel" bezeichnen, Elefant, Pferde, Hunde u. s. w. würden hingegen „meine Nase" oder „meine Nasenschleimhaut" sagen. Deshalb ist Schillers Ausspruch: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges, alle Wesen" u. s. w. nicht ganz zutreffend. — Noch sei bemerkt, daß die Augen kleiner Kinder denen von Affen sehr gleichen und zwar weil die Iris unverhältnismäßig groß und deshalb wenig Raum für die Sklerotika vorhanden ist. Während der Mensch die Augen rollen kann und durch Drehen manche Kopfbewegung erspart, ist dem Affen dieses versagt. Unzweifelhaft aber trägt das fortwährende Bewegen des Kopfes nicht dazu bei, dem ganzen Geschöpfe ein würdiges Aussehen zu verleihen. Dafür schielt allerdings kein Tier — wenigstens nicht nach Menschenart. — Kleine Kinder sind übrigens — wie Schwerbetrunkene und manche Greise — den Affen auch darin ähnlich, daß sie Himantopoden oder Lederbeine sind. Auch sei noch auf folgendes aufmerksam gemacht. Nachtaffen haben merkwürdig leuchtende Augen. Es giebt hin und wieder Menschen mit denselben Eigentümlichkeiten. Vielleicht besteht ein Zusammenhang dazwischen, indem eine Menschenrasse aus Furcht vor Feinden nur zur Nachtzeit ihre Wohnungen zu verlassen wagte.

Druck: M. Haberlandt, Berlin SO. 26.

APP 12 '58 H
DUE SEP '7[illegible] H
CANCELLED
4237648
OCT 2[illegible] 1973
BOOK DUE WID
6560704
OCT 2 09 1973

Gh 63.329
Polyphem ein gorilla;
Widener Library
004131087
3 2044 085 127 025